Wie denkt das Volk über die Sprache?

Gemeinverständliche Beiträge

zur

Beantwortung dieser Frage

von

Professor Dr. Friedrich Polle,
Gymnasialoberlehrer a. D.

Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1898.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Vorwort zur ersten Auflage.

Für die folgenden Blätter wünsch ich mir Leser aus allen Kreisen der Gebildeten. Besonders freuen würd es mich, wenn auch die Frauen an ihrer Durchsicht Gefallen fänden. Ich bin deshalb bemüht gewesen, allgemein verständlich zu schreiben, hab auch im Text die Verwendung fremder Schriftarten vermieden. Es ist nun gegen den guten Geschmack, größern Leserkreisen gegenüber mit massenhaftem Beweismaterial vorzugehen. Dem entsprechend verfahr auch ich. Nur da hab ich die Zeugnisse für die kindliche Anschauung des Volkes von der Sprache gehäuft, habe nicht eben viel von dem unterdrückt, was ich gesammelt hatte, wo diese Zeugnisse besonders deutlich sprachen oder durch die Zusammenstellung neues Licht erhielten. Ich messe nämlich diesen zu einem großen Teile unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpften Zeugnissen nach zwei Seiten hin Wert bei: erstens möcht ich von dieser Sammlung von Äußerungen des Volkes über die Sprache annehmen, daß sie dem Fachmanne willkommenen Stoff für weitere und wertvollere Schlüsse bieten wird und daß sie auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise schon an und für sich, auch ohne Hinzufügung der daraus zu ziehenden Schlüsse, ebenso fesseln kann, wie die zahlreichen Zusammenstellungen von Äußerungen des Volkshumors udgl.; zweitens aber wünscht ich durch die reiche Fülle dieser Äußerungen Zeugnis abzulegen für die allgemeine Verbreitung der darin besprochenen Ansichten, doch hab ich im Interesse meiner Leserinnen das Entbehrliche in kleinerer Schrift drucken lassen, so daß sie es leicht überschlagen können. Fachmänner dagegen mögen die Einleitung überspringen.

Ich weiß recht gut, daß ich von den Schriftwerken, die ich hätte benutzen sollen, nur einen sehr kleinen Teil durchforscht habe; ausdrücklich für die hier verfolgten Zwecke hab ich sogar fast nichts gelesen: dazu hat mir die Muße gefehlt. Meine Belesenheit ist eine sehr beschränkte und beinahe ganz gelegentliche. Fleißiger hab ich das Volk selbst belauscht. Ich bin aber auch weit davon entfernt, Ergebnisse gelehrten Forschens liefern zu wollen. Das ist mir schon aus dem Grunde nicht möglich, weil ich weder Linguist noch Philosoph bin. Diese Blätter wollen nichts sein als nur leichthin geordnete Beiträge zur Völkerpsychologie, und Beiträge bestehen eben darin, daß einer beiträgt, was er gerade beizutragen hat, und was er nicht beiträgt, andern beizutragen überläßt. Wissenschaftlichen Wert beanspruchen sie nur als Stoffsammlung oder als ein Anfang zu einer solchen. Daß ich diesen Stoff nicht als Rohstoff, sondern in lesbarer Form biete, wolle man mir nicht zum Vorwurf machen. Doch glaub ich nicht, daß mir irgend ein wesentlicher Zug der Volksanschauungen über die Sprache entgangen sei.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Zu meiner großen Freude hat dies Büchlein eine über alles Erwarten freundliche Aufnahme gefunden. In den 39 Besprechungen, die mir bekannt geworden sind, wird zwar manches Einzelne getadelt, im Ganzen aber ist ihm überall eine weit wärmere Anerkennung zu teil geworden, als ich zu hoffen wagte. Dieselbe Anerkennung ist mir ausgesprochen worden in zahlreichen Briefen, die nicht bloß von Freunden herrühren, sondern zum großen Teil von Lesern, die mir persönlich völlig unbekannt waren und es größtenteils noch sind. Diese Briefe nun, und zwar vorzugsweise die von Unbekannten, enthielten außerordentlich viel neues Beweismaterial, wofür ich den gütigen Einsendern auch hier den herzlichsten Dank ausspreche. Nennen

kann ich sie hier bei ihrer großen Zahl nicht füglich alle; ich beschränke mich darauf, die drei zu nennen, deren Beiträge die reichsten waren: Pfarrer GGutbrod in Uhlbach bei Obertürkheim, Württemberg, der seitdem zu meinem großen Schmerze gestorben ist, Pfarrer MChristlieb in Wenkheim und Dr. Karl Albrecht in Freiburg i. B. Und da ich auch selbst weiter gesammelt habe, so darf ich diese zweite Auflage als eine erheblich vermehrte und verbesserte bezeichnen. — Während so das Beweismaterial einen bedeutenden Zuwachs erfahren hat—und in der ersten Vorrede hab ich ausgesprochen, warum ich auf dessen Fülle Wert lege—hab ich nur selten Anlaß gefunden, an meinen daraus gezogenen Schlüssen etwas zu ändern und namentlich ist die Gliederung des Ganzen dieselbe geblieben, da sich mir neue Geschichtspunkte nirgends ergeben haben. Es scheint also, daß mir wirklich kein wesentlicher Zug der Volksanschauungen über die Sprache entgangen ist und meine am Schlusse der ersten Vorrede ausgesprochene Vermutung richtig ist. — Möchte die neue Auflaze sich das Wohlwollen der Leser erhalten!

Dresden.

FPolle.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Göthe.

Das Volk und seine Schöpfungen.

Wer das Wort 'volkstümlich' gebraucht, versteht unter Volk denjenigen Teil der menschlichen Gesellschaft, der im Gegensatz zu den sogenannten Gebildeten nicht eine berechnete, nach Grundsätzen geregelte, oder gar wissenschaftliche Erziehung und Ausbildung genossen hat. Von einem Gebildeten verlangt man eine gewisse Summe von Kenntnissen aus dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften, Künste, überhaupt der verschiedenen Bethätigungskreise des Menschengeistes; jedoch sind nicht sowohl diese Kenntnisse selbst das eigentlich Wertvolle an dem, was man Bildung nennt, sondern es ist die Schulung, die in erster Linie unser Denken, dann aber auch unser Wollen, unser Fühlen und Empfinden dadurch erfahren hat, daß wir in unsrer Jugend bemüht waren, wenigstens die Anfangsgründe der mannigfachen Wissenschaften und Fertigkeiten uns anzueignen. Beim Mann aus dem Volke ist dies anders: weder besitzt er jene Kenntnisse, noch ist sein Geist jener berechneten Schulung unterworfen worden. Seine geistige Ausbildung—und mit seinem Verstande, seinem Denken haben wir es hier zunächst zu thun—beruht wesentlich und fast ausschließlich auf dem Mutterwitz und nur zu einem geringen Teil auf Unterricht. Daher ist sein Denken, Erkennen und Wissen ein mehr unmittelbares, auf Anschauung beruhendes, während es beim Gebildeten mehr ein bewußtes ist und aus Überlegung hervorgeht.

Wenn also ein scharfer Gegensatz besteht zwischen der Auffassungsweise des Mannes aus dem Volke und der des Gebil-

deten, insbesondere des Mannes der Wissenschaft, so hat doch die Tragweite dieses Gegensatzes ziemlich enge Grenzen; denn daß die Schärfe und Klarheit des Mutterwitzes das geschulte Denken des Gelehrten sehr wohl zu überflügeln vermag, das haben vor und nach dem Abte von St. Gallen Unzählige erfahren. Wenn das Volk richtig urteilt, so thut es dies einmal, weil ja seine Vernunft der des größten Denkers und Gelehrten wesensgleich ist, und sodann infolge seines unbestochenen und unverdorbenen Gefühles, seines gesunden Sinnes, seines natürlichen Taktes. Mit diesen Mitteln aber leistet es außerordentlich Großes, es überrascht nicht selten durch die Schärfe und das Treffende seines Urteils, und zwar in ganz unbefangenen Äußerungen, mit denen es durchaus nicht etwas Besonderes gesagt, sondern nur ausgesprochen zu haben glaubt, was sich von selbst versteht. Ich erinnere hier an Franziska in Lessings Minna von Barnhelm, die auf Minnas Äußerung 'Da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht' erwidert 'Gemacht? Macht man das, was einem so einfällt?' Und sogar auf die Form erstreckt sich diese Genialität des Volkes, wie denn Göthe[1] mit

[1] Werke III 152=XIX 141 Hempel; ich zitiere nach der Ausgabe in 40 Bänden als der verbreitetsten, zugleich aber nach der Hempelschen als der zuverlässigsten. — Ich weiß wohl, daß Göthe sich nur Goethe schrieb, sehe aber darin keine Nötigung für uns, diese verwerfliche Schreibart beizubehalten. Ich bin wegen dieser Ketzerei von mehreren Seiten getadelt worden, wie ich fest glaube, nicht mit Recht. Man hat mir eingehalten, für Familiennamen gelten keine Rechtschreibungsregeln. Diesen Satz erkenn ich voll an und hüte mich wohl, an der Schreibung von Namen wie Franckh uä. zu rütteln. Hier aber handelt es sich nicht um Rechtschreibung, sondern um Buchstabenformen: ich schreibe den ö-Laut ö, andere unberechtigt oe; unberechtigt, denn weder ist ö ein Doppellaut wie ai, au, noch ist es in der deutschen Sprache irgendwo aus oe entstanden. Diese Schreibung rührt aus dem Lateinischen her, wo ae, oe wirklich Doppellaute sind. Sollt es jemandem einfallen, seinen Namen Mosei zu schreiben, so werd ich mich weigern, diese Thorheit mitzumachen. Nicht anders aber steht es um den Namen Göthe. Auch die Brüder Grimm schrieben nur Göthe. Etwas anderes ist es, wenn JAHartung den Namen des bekannten holländischen Philologen LCValckenaer nur Valckenär schreibt.

vollem Rechte hervorhebt, 'daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen als eigentlich Gebildete'. Für diesen Lakonismus führ ich hier ein recht schlagendes Beispiel an. Bekannt und mit Recht berühmt ist die Äsopische Fabel vom Fuchs und den Trauben. Aber weit kürzer und mit weit packenderem Witze drückt denselben Gedanken ein plattdeutsches Sprichwort aus: Se is mi to krumm, sä de Voß, da hung de Wurst an Balken. Der verständige Mann wird daher das Volk auch nur da zu Rate ziehen, wo jene Geisteskräfte entscheiden können. Aber deren Gebiet ist keineswegs so eng, wie man glauben könnte: auch die höchsten Fragen, vor allen Dingen Fragen der Religion und der Naturkunde, aber auch fast aller Gebiete der Philosophie, selbst Fragen nach den höchsten Gesetzen des Seins und Denkens drängen sich gelegentlich wohl dem Mann aus dem Volk auf und er sucht sie sich in seiner Weise zurecht zu legen, ja, man darf sagen, daß die nächstliegenden und frühesten Begriffe und Gedanken des Kindes und der Völker im Kindheitszeitalter diejenigen sind, die dem Philosophen die schwierigsten Rätsel aufgeben, indem dieser sich bemüht, ein klares Bewußtsein darüber zu erringen und wissenschaftlich zu begreifen, was jene mit unbewußt natürlicher Zuversicht aussprechen und im Leben mit Sicherheit handhaben[1]. In dieser kindlichen Anschauung und Beurteilung wird freilich wohl oftmals viel Spreu, meist aber doch auch ein gutes Körnchen sein. Daher hält denn auch Herder[2] der Klarheit, Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit der Sprache des Volkes eine warme, sehr lesenswerte Lobrede: 'Sie (nämlich die alten Dichter) hatten Seele und Mund, sagt er darin, in den festen Bund gebracht, sich einander nicht zu verwirren, sondern zu unterstützen'. Daß oft zwischen der Sprache des Volkes und der

---

[1] Vgl. Dr. Mises, Vergleichende Anatomie der Engel 15=Kleine Schriften 207: 'Die ersten natürlichen kindlichen Ideen der Menschheit sind immer die, worauf die vollendetste Philosophie zuletzt wieder zurückkommt, nur mit vollständig entwickeltem Bewußtsein.' [2] Über Ossian und die Lieder alter Völker 22 (vor den 'Stimmen der Völker in Liedern').

der Gebildeten kein Unterschied ist, kann ich als selbstverständlich übergehen.

Aber ich muß noch weiter gehen. Der mit dem Worte Volk bezeichnete Teil der bürgerlichen Gesellschaft umfaßt zwar gegenwärtig und in unserm verfeinerten Europa nur einen Bruchteil dieser Gesellschaft; das war aber anders im hohen Altertum und ist heute noch anders nicht bloß unter den wilden Völkern fremder Erdteile, sondern, wie mir von kundiger Seite versichert wird, auch bei den romanischen Völkern, besonders bei den Spaniern und Italienern. Im hohen Altertum gehören Alle, die Besten nicht ausgenommen, dem Volk an: damals war zwischen dem Fürsten Odysseus und seinem göttlichen Sauhirten noch kein so großer Abstand in der Bildung, daß nicht beide die Welt wesentlich mit denselben Augen angesehen hätten. Sophokles schildert allerdings in der Antigone den Wächter höchst ergötzlich als einen Mann aus dem Volke im Gegensatz zu den Gebildeten; aber das ist ein Anachronismus: er entlehnt diesen Unterschied seiner eigenen Zeit. Jene so nach dem unmittelbaren Eindruck urteilenden, nicht geflissentlich einer Schulung zum Zwecke der Bildung unterworfenen Kreise also bilden das Volk, bei dem man anfragen muß, wenn man erfahren will, was volkstümlich ist.

Nun ist aber nicht alles, was ein einzelner Mann aus dem Volke denkt oder sagt, ohne weiteres volkstümlich. Er kann sich über unbestimmbar viele einzelne Dinge wissenschaftlich unterrichtet haben, ohne damit doch aus dem Kreise des Volkes herauszutreten, er kann mit einer Neigung zum Grübeln behaftet sein, seine geistigen Kräfte können sich in krankhaftem Zustande befinden usw. Anderseits steht der Hoch- und Höchstgebildete noch nicht ganz außerhalb des Volkes. Die Sprache, die Sprechweise, selbst die Denk- und Anschauungsweise seiner Umgebung ist vielfach mächtiger als er, so daß auch in der feinsten Gesellschaft gelegentlich echt Volkstümliches gehört wird. Ob der einzelne Ausspruch volkstümlich sei oder nicht, dafür hat der, der viel mit dem Volke verkehrt hat, ein ziemlich geübtes Ohr, wie ich denn diesem Verkehr mit dem Volke, den

ich namentlich auf meinen Fußwanderungen pflege, eine reiche Fülle anziehender Äußerungen verdanke, von denen ich die die Sprache betreffenden im folgenden als Belege verwenden werde. Im zweifelhaften Falle aber haben wir die Volkstümlichkeit zu prüfen, indem wir den Ausspruch mit der Anschauungsweise des gesamten Volkes als solchen vergleichen. Aber, wird man fragen, äußert sich denn das Volk als solches in seiner Gesamtheit? Welches ist denn die Quelle unsrer Kenntnis von der Anschauungsweise des Volkes oder der Völker? Es giebt nun in der That ziemlich viele solcher Quellen. Es hat das Volk, es haben die Völker als solche über unendlich viele Dinge, über unendlich viele wissenschaftliche Fragen ihre sehr bestimmte Meinung sehr bestimmt ausgesprochen, ja noch mehr, sie haben Werke verfaßt, denen keines der vollendetsten Werke eines einzelnen Schriftstellers nahe, geschweige denn gleich kommt, und diese Werke sind nicht in unzugängliche Büchersammlungen verschlossen, sondern liegen offen zu jedermanns Benutzung vor.

Ich will einige dieser Werke nennen, deren Verfasser, deren Urheber Völker sind. Ein solches ist zunächst und vor allen Dingen die Sprache. Über den Ursprung der Sprache ist viel geschrieben worden und das Rätsel kann wohl noch nicht für gelöst gelten, aber darüber sind alle Verständigen einig, daß sie nicht das Werk eines Einzelnen, sondern das Werk einer Mehrheit von Menschen ist, die vielleicht noch durch irgendwelche andre Bande, nach der Schöpfung der Sprache aber vornehmlich durch sie zu der Einheit zusammengefaßt waren, die wir (in anderm Sinne als oben) Volk nennen. JCBluntschli[1] macht darauf aufmerksam, daß die Nation zunächst nicht eine Person sei, daher auch die einzelnen Geisteswerke nur im geringen Maße national seien ('keiner der Einzelmenschen ist ermächtigt, die Nation als Ganzes zu repräsentieren'). Dann fährt er fort: 'Nur in einem großen Geisteswerke bewahrt die Nation selber ihre schöpferische Kraft. Die Sprache ist das eigenste Gut der Nation und zugleich der

[1] Die nationale Staatenbildung (Berlin 1870) 17 ff.

deutlichste Ausdruck und das Erzeugnis ihres Gemeingeistes. Allerdings arbeiten an der Sprache einzelne hervorragende Individuen, sie bereichern dieselbe durch freie Auswahl und Erfindung und bilden sie fort. Aber im großen ist die Sprache doch in ihrem Wortschatz wie in ihren Formen, Biegungen, Wandlungen, sowie in ihrer Satzbildung das Werk der gemeinsam nationalen Sprachkraft. Wir wissen, wie vieles die italienische Sprache Dante, die deutsche Luther zu verdanken hat, aber sowohl Dante als Luther haben ihre Sprache nicht erfunden, sondern aus dem reich sprudelnden Quell der Volkssprache geschöpft, an der zuvor Millionen von Menschen gearbeitet hatten, ohne daß ihre Arbeit im einzelnen nachzuweisen ist. Dante und Luther haben von ihren Müttern viel mehr Sprache gelernt, als sie aus eigner Arbeit daran fortgebildet und hinzugefügt haben.' So Bluntschli.

Das Volk hat also seine Sprache nicht mit einem Male fertig geschaffen, sondern die Schöpfungsthätigkeit dauert unaufhörlich fort und daher die Veränderlichkeit der Sprache, sodaß wir die Sprache unsrer Vorväter vor tausend Jahren ohne ausdrückliche Erlernung nicht mehr zu verstehen vermögen. Ich möchte nun zur Erkenntnis dessen, was wir an der Sprache haben, den Vergleich mit einem Buche noch etwas weiter ausführen. In je höheres Altertum ein Buch hinaufreicht, desto anziehender und lehrreicher ist es in der Regel, da unsre Quellen um so sparsamer zu fließen pflegen, je weiter eine Zeit zurückliegt. Wären im indischen Schrifttum nicht die Veden, im hebräischen nicht die Bücher Moses', im griechischen nicht die Homerischen Gedichte erhalten, so wäre das entschieden ein viel schmerzlicherer Verlust als der ist, den wir gegenwärtig zu beklagen haben, wo von den spätern Litteraturerzeugnissen viele selbst der vollendetsten verloren gegangen sind.

Aber der Pentateuch, die Ilias und Odyssee sind uns nicht in Moses', in Homers selbsteigner Handschrift erhalten. Die Urhandschriften wurden abgeschrieben, diese Abschriften wurden wieder abgeschrieben usf., und auf diese Weise haben diese alten Werke viele absichtliche und unabsichtliche Entstellungen

erlitten: es wurden Wörter und Verse verändert, andere wurden weggelassen und sind nun auf ewig verloren, neue Verse wurden hinzugesetzt und verunstalten so die Grundform noch mehr als die Lücken es thun. Ganz ähnlich steht es mit der Sprache. Auch hier ist die Urhandschrift der ersten Sprachschöpfer verloren gegangen und jedes Jahrhundert, ja jedes Jahrzehnt gießt die Sprache in eine neue Form, die uns als eine neu gefertigte, aber von der ältern mehr oder minder bedeutend abweichende Handschrift gelten kann. Aber es ist ein großer Unterschied: alle Änderungen, die die Sprache auf diese Weise erfährt, sind Änderungen, die ihr Urheber selbst vorgenommen hat, also echt[1], während, wenn ein Abschreiber einen selbstgemachten Vers in den Homer einfügt, dieser als Entstellung, als Einschwärzung zu gelten hat.

Freilich hat es auch Sprachfälscher gegeben, aber sie sind meist leicht als solche zu erkennen. So haben zB. die Sprachgelehrten des sechzehnten Jahrhunderts eine Biegungssilbe in die Bildung der deutschen Zeitwörter eingeschmuggelt, die sich bis heute erhalten hat und sich wohl auch ferner erhalten wird. Bis auf jene Zeit war nämlich bei den schwachen Zeitwörtern, deren Stamm auf t ausgeht, seit dem Beginne der mittelhochdeutschen Zeit das Imperfektum dem Präsens gleich: ich betrachte, bete, nicht betrachtete, betete. Dies zweite te haben jene Leute, indem sie die Sprache meisterten, hinzugefügt. Solche Sprachmeisterei hat in alter und neuer Zeit mehrfach stattgefunden, hat aber nur selten, wie in dem angeführten Beispiele allerdings, Erfolg gehabt[2], in diesem Falle vielleicht nicht eben zum Nachteil der Sprache, zumal es nur ein Zurückgreifen auf althochdeutsche Formen war. Um nun solche

---

[1] Dasselbe gilt von Volksliedern. Anders urteilt Svend Grundtvig in Rosa Warrens' dänischen Volksliedern der Vorzeit S. XXVII, nicht mit Recht, wie ich meine. [2] Vgl. Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I 35—37; Wilh. Grimm in seinem am 24. Sept. 1846 auf der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage über das deutsche Wörterbuch; JGrimm, Kl. Schr. I 340 ff.

unechte Pfropfreiser zu erkennen, dazu dient der Umstand, daß wir, wie bei Homer, neben den jüngsten Handschriften der Sprache auch ältere haben. Jedes erhaltene Schriftwerk aus vergangener Zeit stellt ja eine solche dar, aber es bietet nur einen kleinen Teil der Sprache. Wir sind jedoch auch im Besitz vollständiger Handschriften: diese werden durch die verwandten Sprachen dargestellt. Bekanntlich sind fast alle Sprachen Europas und ein großer Teil derer Asiens aus einer alten jetzt verschollenen Sprache hervorgegangen, zeigen also alle jene Ursprache in einer spätern Entwickelung. Diese Erkenntnis, die seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die vergleichende Sprachforschung ins Leben gerufen hat, hat erst das Buch der Sprache zu einem wahrhaft lehrreichen gemacht, hat uns erst seine Schätze erschlossen.

Die Sprache ist nun nicht das einzige Werk, dessen Urheber das Volk als solches ist, es giebt deren mehr. Man kann, ja man muß als solche Werke zB. auch die Schrift in weiter Ausdehnung[1], ferner Sitten, Volkstrachten, Tänze, Spiele, viele Gebräuche udgl. ansehen, ja bis zu einem gewissen Grade möcht ich selbst die Gesichtsbildung hierher rechnen, wo das eine oder das andre Volk eine solche bestimmt ausgeprägt zeigt. Ich will aber wegen ihrer Wichtigkeit hier nur noch eine Schöpfung des Volkes hervorheben: die Volksdichtung und was mit ihr zusammenhangt. Sprach ich oben vom Volke bildlich als dem Verfasser der Sprache, so gilt hier das Wort Verfasser im vollen und eigentlichen Sinne. Das Volk ist, wenn auch nicht gerade Schriftsteller, so doch entschieden Dichter und Tonsetzer, und einer der allergrößten. Auch auf die Frage nach der Entstehung der Volkslieder giebt es noch keine unbezweifelte Antwort; aber mag man auch zugeben müssen, daß Grundgedanke und Urform eines jeden Liedes einem Einzelnen gebühren, so hat doch dieser Einzelne Saiten angeschlagen, die in der Seele des Volkes einen kräftigen Widerhall fanden, denn sonst würde das Volk seine Schöpfung abgelehnt haben und

---

[1] Steinthal, Ztschr. f. Völkerpsychologie I 51 f.

diese der Vergessenheit anheimgefallen sein, und zweitens ändert sich nachweislich im Laufe der Zeit während des Singens das Lied gewöhnlich so außerordentlich, daß es bald als ein Werk des Volkes im strengsten Sinne aufgefaßt werden muß. Und was vom eigentlichen Volksliede und seiner Singweise gilt, gilt auch von den Märchen, Sagen, Sprichwörtern, Neckrätseln und ähnlichen Erzeugnissen des künstlerisch schaffenden Volksgeistes.

Das Buch der Sprache zu lesen ist nicht ohne weiteres jedem vergönnt: man muß dies Lesen erst lernen, man muß sozusagen die Sprache erst erlernen, die die Sprache spricht. Als Dichter aber tritt das Volk mit fertigen Schriftwerken vor uns hin, die ohne weiteres verständlich sind. Indes um das herauszulesen, worauf es uns hier ankommt, wie nämlich das Volk über dieses und jenes Ding denkt, wie es diese oder jene schwierige Frage löst oder zu lösen sucht, was es auf diesem oder jenem Gebiete für Wahrheit hält, dazu gehört doch wieder eine eigentümliche Kunst des Lesens. WHRiehl, ein vorzüglicher Kenner des Volkes, sagt in seinem köstlichen Wanderbuche[1], er pflege sich auf seinen Wanderungen fleißig zu unterhalten mit Leuten aus dem Volke; er erwarte aber keine direkte Belehrung von ihnen, sondern pflege sie nur zum Sprechen zu veranlassen, denn er wolle nur hören, wie die Leute sprechen. So ist auch in unserm Falle die Belehrung eine mittelbare. Dies giebt sich sofort zu erkennen, wenn wir einmal von der Form der Volksdichtung absehen und bloß ihren Inhalt ins Auge fassen.

Der großartigste und bei weitem allgemeinste Inhalt der Volksdichtung ist die Sagenwelt oder Mythologie, die religiöse und kaum minder großartig auch die außerreligiöse. Zahlreiche Reste von Sagen finden sich noch in unsrer Zeit in der Volkspoesie, besonders im Volksmärchen, im Aberglauben und in Sitten und Gebräuchen, und die mythenbildende Thätigkeit ist sogar heute noch nicht ganz erloschen. Am regsten und lebendigsten dürfte sie in der Anekdotenschöpfung fortleben und fortwirken. Die Anekdote ist recht eigentlich in der heutigen Welt das, was

---

[1] Stuttg. 1869 S. 12.

den Mythen und Sagen des Altertums entspricht. Das sieht man recht deutlich an dem Anekdotenkranze, der sich im Volke um die Lebensgeschichte volkstümlicher Persönlichkeiten zu schlingen pflegt. Solche Dichtungen, wie sie im Altertum das Leben eines Homer, eines Alexander des Großen—dieses Helden namentlich auch unter den morgenländischen Völkern—, des Messeniers Aristomenes, des Timoleon, des Diogenes von Sinope und vieler andern ausschmücken, heißen Sagen; Legenden nennt man sie, wenn sie heilige Personen betreffen; malen sie das Leben von Männern der Neuzeit aus, wie das Luthers, Shakespeares, Friedrichs des Großen, Bismarcks, Blüchers, Wrangels ua., so heißen sie Anekdoten. Dies Wort wird aber heute auch oft verwendet für kleine scherzhafte Erzählungen, Schnurren, Schwänke, wie zB. die Münchner Fliegenden Blätter sie bringen. Auch diese sind sehr oft dem Volke abgelauscht und zeichnen daher recht glücklich sein Denken, Reden und Thun. Volkstümliche Anekdoten beiderlei Art sind deshalb auch eine der vorzüglichsten Quellen, aus denen ich im folgenden schöpfe.

Von jenen Mythen der frühern Zeiten aber ist es allgemein bekannt, daß sie mehr und Inhaltreicheres und Tieferes sagen, als sie ausdrücklich aussprechen, daß sie sinnbildlich höhere Gedanken enthalten, daß sie, mit éinem Worte, gedeutet werden müssen. Die Mythen sind ferner ein Erzeugnis der Gesamtheit derer, die auch politisch oder ihrer Abstammung nach ein Volk ausmachten. Sie danken aber keinem andern Umstand ihre Entstehung als dem, daß Gedanken von überschwenglichem Gehalte die Gemüter der Menschen bewegten, Gedanken von solcher Erhabenheit, daß die damalige Stufe der geistigen Entwickelung und folglich auch die damalige Sprache noch nicht gestatteten, diese Gedanken geradezu und unmittelbar in Worte umzusetzen. So sah man sich genötigt, zur Bildersprache seine Zuflucht zu nehmen, die den Gedanken nicht ausspricht, sondern nur andeutet, wie nach Herakleitos[1] der delphische Gott thut. Indes auch

[1] Bei Plut. De Pyth. orac. c. 21 ὥναξ, οὗ τὸ μαντεῖόν ἐστι τὸ ἐν Δελφοῖς, οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει. PSchuster, Heraklit von Ephesus, Fragm. 38 S. 73.

nicht einmal Gedanken kann man streng genommen das nennen, was sich hier in Bildersprache offenbart: es ist noch nicht Gedanke, es ist bloß Ahnung, dh. das Unendliche, das Überschwengliche wird nicht mit der Vernunft, sondern es wird mit der Einbildungskraft und mit dem Gefühle erfaßt. Dies Gefühl aber war in der damaligen Zeit nicht bloß lebhafter, als es jetzt zu sein pflegt, es war auch reiner, unbefangener, nicht beirrt von angelehrten und anerzogenen Urteilen und Vorurteilen, und daher besonders der überaus große Nutzen, der bei Anwendung der nötigen Vorsicht und Umsicht aus diesen Volksanschauungen gewonnen werden kann[1].

Diesen Nutzen hat man sich denn auch von jeher nicht ganz entgehen lassen. Schon im Altertum, wo man die Dichter nicht unter die Künstler—das ist ja erst etwa seit Schiller üblich[2] und auch heute noch nicht allgemein—, sondern unter die Gelehrten oder eigentlich unter die Weisen rechnete, kommt es nicht selten vor, daß man, um diesen oder jenen Satz zu beweisen, Stellen des Homer und andrer Volksdichter so deutet, daß sie diesem Zwecke dienen, und selbst Thukydides führt Homer mehrfach als Zeugen an, wenn wir auch nicht annehmen dürfen, daß er seine Überlieferungen für wirkliche Geschichte gehalten habe. Freilich mußten diese Deutungen fast ausnahmelos mißlingen, da man damals noch kein klares Bewußtsein darüber haben konnte, was man am Homer und an den von ihm überlieferten Sagen eigentlich hatte. In neuerer Zeit ist man auf diesem Gebiete sehr rührig gewesen; man fängt mehr und mehr an sich danach umzusehen, wie denn wohl das Volk über diese oder jene Sache denkt. Gleichwohl ist diese reiche Fundgrube der Wahrheit nur erst zu einem ganz geringen Teil ausgebeutet und es bleibt zu bedauern, daß viele Mythologen von Fach—ich sage viele, denn allmählich scheint eine gesündere Auffassung Boden zu gewinnen—meist fast ganz aufgehen im Erforschen

[1] Eine anziehende Zusammenstellung von Aussprüchen unsrer großen Dichter und Denker über diesen Gegenstand findet man in Emil Grosses erklärender Ausgabe von Schillers Künstlern, Berlin 1890, 64 ff.
[2] Imelmann, Die Künstler von Schiller, Berlin 1875, 63.

der sogenannten natursymbolischen Urbedeutung[1], die nicht selten gar nicht vorhanden ist, und die reiche, herzerfreuende Weiterentwickelung mit vornehmer Kürze abzuthun pflegen.

1.
Das Volk versteht richtig.

Meine Aufgabe soll es jetzt sein, an den volkstümlichen Vorstellungen über die Sprache, über die Bedeutung des Namens und insbesondere über das Verhältnis des Namens, der Benennung eines Gegenstandes zu dem Gegenstande selbst das Gesagte zu erhärten und zu erläutern.

Als Träger und Vertreter der volkstümlichen Anschauungen über sprachliche Fragen haben wir vorzugsweise alle diejenigen anzusehen, die keine fremde Sprache erlernt und auch ihre Muttersprache stets nur praktisch gehandhabt, nicht theoretisch durchforscht haben. 'Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt Göthe[2], weiß nichts von seiner eigenen.' Wir lernen ja als Kinder die Grammatik der Muttersprache meist an einer fremden Sprache, und jedenfalls erwacht durch die Kenntnis einer solchen eine gewisse denkende Betrachtung der eignen, die die unbefangene naive Anschauung trübt und die, wenn die Sprachkenntnis oberflächlich bleibt, leicht zu Sprachmeisterei führt. Wer zB. ein wenig französisch gelernt hat, kann leicht dazu kommen photogène, Eugène, statue französisch auszusprechen und, wie ich die Erfahrung gemacht habe, mit mitleidiger Verachtung auf

---

[1] Eurip. Herakles, erklärt von UvWilamowitz-Möllendorf I 98 'das alles ist nichts oder doch nur etwas Äußerliches.' Was hier über das Wesen der Sage vorgetragen wird, das sollte man recht beherzigen, ebenso Lipperts Auffassung, nicht der Himmel mit seinen Sternen oder sonst Dinge und Ereignisse der Natur seien dem Menschen zunächst Gegenstand des Nachdenkens, der Furcht und der Verehrung geworden, sondern die Thatsache des menschlichen Lebens und besonders des Todes. Schon Plutarch De Iside 66 warnt vor der hausbackenen Auffassung der Mythologie. Vgl. auch KBruchmann in der Ztschr. f. Völkerpsych. XIII 458. [2] III 160=XIX 35 (Nr. 90) Hempel.

diejenigen herabzublicken, die richtig Photogen, Eugen mit deutschem g-Laut und Statue dreisilbig sprechen; oder um ein Beispiel eines weniger groben Irrtums zu wählen, er könnte den voreiligen Schluß aufstellen, es sei fehlerhaft, Dinte für Tinte zu sprechen, denn das Wort hange zusammen mit dem französischen teindre. Ja schon die Kenntnis des Lesens und Schreibens trübt ein wenig die Unbefangenheit[1]; sie könnte zB. sehr leicht die irrige Ansicht erwecken, man müsse ßtein und ßpitze sprechen, wie die Nordwestdeutschen thun, weil die Schreibung dieser Wörter das gebiete. So ist der Sprachfehler 'Schritt vor Schritt' statt 'Schritt für Schritt', 'gedenke unserer' statt 'unser' uä. nur eine Frucht schülerhaften Nachdenkens. Auch wird der Mann aus dem Volke, wenn er die Feder in die Hand nimmt, meist nur gelegentlich und gegen seinen Willen so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; vielmehr glaubt er hier auf Stelzen einhergehen zu müssen, und bei vielen Gebildeten ist es wenig anders[2]. Wie viele von denen, die da schreiben: 'ich beehre mich Ihnen anzuzeigen' oder 'eine neue Sendung Cigarren ist angekommen (lieber noch schreiben diese Leute 'kam an') und offeriere ich Ihnen dieselben' ua. würden denn jene nichtssagende Redensart oder diese geschmacklose Wortstellung 'offeriere ich' in mündlicher Rede gebrauchen? Dr. Karl Albrecht in Freiburg im Br. hat beobachtet, wie dort der gemeine Mann, der sonst nur seine Mundart spricht, sich abmüht hochdeutsch zu reden, sobald er durch den Fernsprecher verkehrt: es ist ihm in diesem Falle offenbar zu Mute, als ob er die Feder in der Hand hätte. Daher auch der widerwärtige Zeitungsstil, dem in der Gegenwart namentlich kleinere Blätter frönen,

---

[1] KWLHeyse, System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856, § 3.
[2] 'Die Autoren dieser Zeit (um 290 nChr. in Gallien) schrieben nicht, wie sie sprachen, sondern sie hatten ihr Latein, wie wir, aus Büchern gelernt.' OSeeck in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1888, 715. Vgl. OSchröder, Vom papiernen Stil, Berlin 1889. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten S. 27 f. 231 f. uö. Hübsche deutsche Beispiele, namentlich aus weiblicher Feder, hat Geo. Chph. Lichtenberg gesammelt Vermischte Schriften IV (1802) 177 ff.

daher vornehmlich auch die vielen verunglückten Zeitungsanzeigen. In diesem Sinne pflegt mein lieber Freund Hermann Dunger völlig treffend zu sagen: 'Am richtigsten spricht die Butterfrau.'

Man sieht, wir dürfen den Begriff des Volkes hier nicht zu eng fassen, wovor ich schon oben S. 4 gewarnt habe. Trotz ihrer Beherrschung zweier Sprachen dürfen wir die meisten Wenden sowie auch andre Grenzbewohner zum Volke rechnen. Aber ich gehe noch weiter. Nur sehr selten hat einer die Sprache vollständig in seiner Gewalt, und auch dem Hochgebildeten spielt sie gelegentlich einen Streich; denn mit großem Rechte sagt Schiller, daß die Sprache für uns dichte und denke. Muß doch der größte und schärfste Denker des Altertums und vielleicht aller Zeiten, Aristoteles, den Vorwurf über sich ergehen lassen, daß er sich 'von der naiven Verwechselung von Wort, Begriff und Sache nicht völlig loszuringen vermocht habe'[1]. Derselbe Vorwurf wird auch einem heutigen, sehr tüchtigen Platonforscher gemacht[2], und ich selbst muß mich anklagen, daß ich in der Siebelisschen Schulausgabe der Metamorphosen Ovids eine ähnliche Verwechselung meines Vorgängers Siebelis durch sieben Auflagen hindurch ungeändert gelassen habe[3]: statt 'Apposition zu den genannten Tiernamen' stand dort gedruckt 'zu den genannten Tieren'. Ich habs gemacht wie der Schüler, der ein geflügeltes Wort von Schiller nennen soll und die Kraniche des Ibykus nennt[4]. Diese Verwechselung von Wort, Begriff und Sache ist so häufig, daß ich auf Anführung weiterer Beispiele verzichte[5], doch wird es im folgenden nicht an solchen fehlen, die zeigen, wie die Sprechweise des lallenden Kindes und die des gewaltigen Denkers, dessen Geist das Weltall durchwandert und den Erdball aus den Angeln hebt, sich häufig gar nicht so sehr von einander unterscheiden.

Die oben erwähnte Sprachmeisterei nun ist dem Volke fremd. Es rügt selten Sprachfehler, Silbenstecherei kennt es

---

[1] Lit. Centralblatt 1877 Nr. 46, 1530. [2] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1886, 803. [3] Anmerkung zu 29,22. [4] HKlönne, Aus Kindermund S. 54. [5] Vgl. KAndresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, 6. Aufl. 340.

nicht. Es bringt dem Redenden überall den guten Willen entgegen, richtig zu verstehen, und infolge dessen versteht es meist auch da richtig, wo dies dem Gebildeten schwer wird. Als ich auf dem Dampfer am Dresdner Waldschlößchen vorbeifuhr, hört ich einen einfachen Mann zu seinem Dresdner Gastfreunde, der ihm dies Gebäude genannt hatte, sagen: 'Das Waldschlößchen hätt ich mir höher gedacht.' 'Es ist auch höher,' antwortete der. Weder in der Erwiderung noch in den Mienen des andern zeigte sich irgend ein Staunen über diese sonderbare Antwort; sie ward offenbar verstanden, wie sie gemeint war: von hier aus täuscht man sich leicht über die Höhe, aber beim Hinaufsteigen oder beim Herabsehen von oben bemerkt man doch, daß diese nicht unbedeutend ist. — Ein Dienstmädchen hört ich erzählen: 'O das war eine wunderschöne Frau, man sah es ihr gar nicht an!' Auch hier verriet ihr Zuhörer keine Spur davon, daß er diese Wendung auffallend gefunden hätte: er ging auf die Meinung ein, die die Sprechende zu äußern beabsichtigte. Ich vermute, 'schön' war hier in der Bedeutung 'vortrefflich' gebraucht, eine Bedeutung, die das Wort im Volke nicht selten hat.

Daher wird es auch dem schlichten Manne gewöhnlich schwer, den Brennpunkt eines feinern Witzes zu erfassen: die eben genannten Personen würden schwerlich im stande gewesen sein, in dem bekannten Reim

Häßlichkeit entstellet immer
Auch das schönste Frauenzimmer

etwas andres zu sehen als eine einfach richtige Bemerkung. Als einer meiner kleinen Schüler in Sexta geschrieben hatte: 'Polyphemos aber konnte vor Blindheit nicht sehen', vermochte eine gute Weile lang niemand in der Klasse darin etwas Anstößiges zu finden. Und selbst dem Thukydides begegnet so etwas. Er erzählt von einem Waffenstillstande, den Athener und Lakedaimonier mit einander schließen. Er fügt hinzu, es sei ausgemacht worden, wenn sich eine der beiden Parteien gegen irgend einen Punkt des Vertrages verginge, so solle dieser als aufgehoben gelten. Er vergreift sich aber im Worte

und setzt 'jede der beiden Parteien' statt 'eine der beiden'[1]. Er ist dazu verleitet worden, weil er hervorheben will, daß dies von beiden Parteien gilt, mag nun die eine oder die andre sich des Bruches schuldig machen. Homer, wenn er erzählt[2], Menelaos und Peisandros seien auf einander losgegangen und zu gleicher Zeit auf einander gerannt, sagt etwas andres als er sagen will: den selbstverständlichen Gedanken nämlich, daß zwei, die gegen einander in den Kampf gehen, zugleich bei einander ankommen – anders war es ja gar nicht möglich – kann er nicht haben aussprechen wollen. Er hat sich aber bis jetzt nicht lächerlich damit gemacht, denn da kein Herausgeber etwas darüber anmerkt, so hat Homer ebenso wie Thukydides offenbar seinen Zweck erreicht und ist von vielen Tausenden von Lesern richtig verstanden worden.

Die Zahl der Fälle aber, wo selbst sorgfältige Schriftsteller nicht bloß etwas andres sagen, als sie sagen wollen, sondern, wenn man sich an den Buchstaben hält, das gerade Gegenteil, sind weit zahlreicher, als man glauben sollte – eben weil nur sehr wenige den Fehler bemerken. Ich denke hier an die Fälle, wo eine Verneinung zu viel oder zu wenig gesetzt wird. Zwei Verneinungen, die sich auf denselben Begriff beziehen, heben einander bekanntlich auf, so daß eine Bejahung entsteht: ein ungewöhnlicher Sprachfehler ist ein nicht gewöhnlicher, ein solcher, der selten vorkommt; ein nicht ungewöhnlicher Sprachfehler ist ein gewöhnlicher, ein solcher, der oft vorkommt. Es erleidet jedoch diese Regel zwei Einschränkungen. Erstens ist eine doppelte Verneinung (der Kunstausdruck dafür ist bekanntlich Litotes) mit einer einfachen Bejahung nicht schlechthin gleichbedeutend, die Aufhebung geht nicht in dem Sinne vor sich, wie beim Rechnen, wo, wenn man eins von eins abzieht, notwendig Null übrig bleibt, nicht mehr und nicht weniger. Eine so strenge logisch-mathematische Auffassung würde in der Sprache, wie wir unten sehen werden, zu Irrtümern führen; die Sprache will vielmehr vom psychologischen Standpunkte betrachtet sein:

---

[1] IV 16, 2 *ἑκάτεροι* statt *ἕτεροι*. [2] Il. XIII 613.

'nicht ungewöhnlich' besagt vielmehr, wenn es mit ruhigem Tone gesprochen wird, etwas weniger als 'gewöhnlich', es ist etwa so viel wie 'ziemlich gewöhnlich'; wird es dagegen mit erregtem Tone gesprochen, so besagt es etwas mehr als 'gewöhnlich', etwa 'recht gewöhnlich.' Das ist auch der Grund, weshalb die Vorsilbe un in ihrer Zusammensetzung mit Eigenschaftswörtern nicht einfach deren Bedeutung aufhebt, sondern ins gerade Gegenteil verwandelt. Sie drückt nicht das kontradiktorische, sondern das konträre Gegenteil aus: das 'Unangenehme' ist nicht das für mein Gefühl Gleichgiltige, sondern das mein Gefühl thatsächlich Verletzende. Dies ist die eine Einschränkung. Die zweite besteht darin, daß die deutsche Volkssprache und ebenso auch die ältere deutsche Schriftsprache in hauptsächlich drei Fällen eine zweite Verneinung setzt und setzen darf, wo sie von der heutigen Schriftsprache verworfen wird, nämlich 1) zum Zweck der Verstärkung: keiner nicht, nie keiner uä. So heißt es in Uhlands Volksliedern: Ich hab euch nie kein Leids gethan[1]. 2) Wie der Franzose sagt je crains qu'il ne tombe malade, so konnte auch im Deutschen nach den Zeitwörtern, in denen sich eine Verneinung versteckt, eine zweite Verneinung gesetzt werden. Solche Wörter sind fürchten warnen verbieten leugnen bezweifeln bestreiten abhalten hindern wehren sich hüten sich wahren uä. So singt Paul Gerhard

> Heut als die dunkeln Schatten
> Mich ganz umgeben hatten,
> Hast du, o Gott, gewehret,
> Daß mich kein Leid versehret.

3) Auch in den Komparativen und gleichwertigen Ausdrücken (größer, zu groß, ehe, bevor uä) steckt eine Verneinung und deshalb war auch nach diesen eine zweite Verneinung gestattet. So sagt Luther Hebr. 4, 12 Schärfer denn kein zweischneidig Schwert, Schiller Künstler Vers 134 Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen[2].

---

[1] Über diese gehäufte Verneinung handelt sehr gut RHildebrand, Gesammelte Aufsätze, Leipzig 1890, 214 ff. [2] Vgl. Emil Grosse, Schillers Künstler, Berlin 1890, 80; Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, 6. Aufl. 193 ff.

Aber auch wenn wir von diesen Fällen, wie es billig ist, absehen, bleiben Beispiele genug übrig, wo bedeutende und gewandte Schriftsteller eine Verneinung zu viel oder zu wenig setzen und damit das Gegenteil von dem sagen, was sie sagen wollen. In Lessings Emilia Galotti[1] ruft Klaudia aus: 'Gott! Gott! wenn das dein Vater wüßte! Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen!' Man erwartet 'nicht ohne Wohlgefallen.' Ich kann es mir nicht versagen, hier einzuschalten, was HSteinthal, der Altmeister der Völkerpsychologie, über diese Stelle sagt in einer Besprechung der ersten Auflage meiner Schrift[2]. 'Es sind feine Schattierungen, welche die durch negierte Negation hergestellte Position bewirkt; Häufung der Negationen aber ist übelklingend. So erfolgt eine unlogische Abkürzung durch Auslassung einer an sich notwendigen Negation. Die Mutter der Emilia will sagen, daß der Vater schon beim leisesten Wohlgefallen wild ward, ja sie meidet das Wort "Wohlgefallen" gänzlich und sagt dafür "ohne Mißfallen". Aber diese Negation des Mißfallens läßt immer noch zu viel Wohlgefallen bestehen. Darum verstärkt die Mutter die Negation durch eine andre Negation. Denn es wäre wenig erreicht worden, wenn gesagt wäre: "nicht mit Mißfallen". Nun wäre freilich logisch, wenn "ohne" bleiben sollte, noch eine neue Negation nötig gewesen, welche aber den Ausdruck schleppend gemacht hätte. So bedeutet "nicht ohne Mißfallen" so viel wie: schon mit dem allergeringsten Wohlgefallen.'

Diese Deutung Steinthals ist überaus fein und ohne Zweifel richtig und so hab ich eben gern mein Buch mit ihr schmücken wollen. Aber das wird auch Steinthal schwerlich in Abrede stellen wollen, daß ein Versehen des Dichters vorliegt, daß Lessing, hätte man ihn aufmerksam gemacht, die Worte sicher geändert haben würde, Lessing eher als jeder andre. Worauf es mir aber hierbei ankommt, ist, daß viele Tausende von Lesern und Theaterbesuchern über die Stelle hinweggegangen

---

[1] 2. Aufzug, 6. Auftr. [2] Zeitschr. f Völkerpsychologie XIX 447.

sind, ohne den Mißgriff des Dichters zu bemerken. Aufgedeckt wenigstens ward er erst, als gerade hundert Jahre seit dem Erscheinen des Stückes verflossen waren[1]. Ebenso sind die folgenden Beispiele zu beurteilen. Zunächst finden wir denselben Ausdruck in Schuberts Leben Kants[2]: 'Die noch bei Kants Leben anonym erschienenen "Fragmente aus Kants Leben"... erregten zwar, als sie Kant vom Verfasser zugeschickt waren, sein Interesse und er zeigte sie, wohl um die gute Absicht zu ehren, nicht ohne Mißfallen seinen Tischgenossen, aber' usw. Justus Möser sagt in seinen Patriotischen Phantasien[3]: 'Der Schimpf, in einem öffentlichen Zimmer zu spinnen und in der Zahl der Armen bekannt zu sein, wird den fleißigen und empfindlichen Mann hinlänglich abhalten, seine Hand sinken zu lassen. Hingegen ist eben dieser Schimpf nicht unschwer für diejenigen zu ertragen, die sonst auf den Gassen betteln und von Obrigkeits wegen in die zweite Klasse gesetzt sind.' Er will zweifellos 'nicht schwer' sagen. Es war mir vorbehalten, 1878 den Irrtum aufzudecken[4]. Wilh. Wachsmuth schreibt in seinem Zeitalter der Revolution[5]: 'Das Zeitalter der Revolution hat damit einen bedeutsamen Abschnitt, ohne daß es aufhört den Charakter des Kampfs der höchsten politischen Prinzipien zu verlieren, und es ist noch nicht zu Ende.' Bei Oskar Peschel[6] lesen wir: 'daß Dante nicht ungewöhnliche kosmographische Kenntnisse besaß, ist von jeher angenommen.' Gerade diese Form der Verirrung ist 'nicht ungewöhnlich.' Die Nationalzeitung[7]

---

[1] Nämlich von Joh. Joachim Bellermann, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1872, 922; Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1886, 715 weist W. Heräus nach, daß Livius XXXII 16, 11 haud impigre geschrieben hat für impigre. Genau denselben Fehler macht ein Neulateiner, Chrn. Lehmann in seinem Carmen von Schwarzenberg in 'Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Ober-Sachsen' VII 500 Z. 6 vu. [2] Kants Werke von Rosenkranz und Schubert, Bd. XI 2 S. 10 [3] I 90 in Zöllners Ausg. [4] Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1878, 642. [5] IV 568; diesen Nachweis verdank ich meinem hochverehrten frühern Rektor Ernst Ziel, jetzt in Braunschweig. [6] Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, herausg. v. Löwenberg, Leipzig 1877, S. 57. [7] 1880 Nr. 387 Morgenausg.: Litterarisches.

sagt von dem Verfasser des 'Blauen Schleiers' (Alfred Schöne): 'Er besitzt eine nicht ungewöhnliche Tiefe der Empfindung', während sie offenbar 'eine nicht gewöhnliche' meint. — Nach Wörtern wie zweifeln usw. ist, wie ich gesagt habe, eine zweite Verneinung zulässig. Gleichwohl darf ich das folgende Beispiel deshalb hier anführen, weil es unter vier Fällen dreimal auf die Verneinung verzichtet und einmal sie setzt. Hamlet schreibt an Ophelia[1]:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl' ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

Er will sagen: 'Zweifle, ob die Wahrheit wahr reden kann' (den Fehler der Übersetzung zeigt auch das Original: Doubt truth to be a liar); aber auch das ist Jahrhunderte lang von Lesern und Hörern richtig verstanden worden. Kann so etwas so großen Geistern begegnen, was Wunder, wenn derselbe Fehler in Zeitungen häufig ist! Nur drei Beispiele: 'Man weiß, daß die wenigsten Menschen der Versuchung widerstehen können, einen Witz zu unterdrücken'[2]. 'Man versäume nicht, die günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen' und 'die Unsicherheit in der Nachbarschaft von Berlin läßt noch viel, sehr viel zu wünschen übrig'[3]. Aus griechischen und römischen Schriftstellern hab ich[4] eine Anzahl Stellen besprochen, wo diese Schriftsteller etwas ganz anderes sagen, als sie sagen wollen. Ich schließe dort mit den Worten: 'Für den Psychologen liegt das Hauptinteresse an all diesen Stellen in dem Schweigen der Erklärer: man sieht deutlich, daß der unbefangene Leser das Gesagte, auch wenn es verkehrt ausgedrückt ist, doch richtig zu verstehen pflegt, und zwar in dem Grade, daß er den Fehler gar nicht merkt: gemerkt wird dieser nur von lauernden Wortklaubern, wie der Unterzeichnete einer ist.'

Die vogtländischen Knaben lieben ein Spiel: Hirsch und Hunde. Die Rolle der Hirsche ist die schwerere, aber auch

[1] Shakespeares Hamlet 2. Aufz. 2. Auftr. [2] Gartenlaube 1887 Nr. 35 S. 580. [3] Die Nachweise sehe man in Fleckeisens Jahrbb. 1886, 720. [4] Philol. L 759 ff.

ehrenvollere, gesuchtere, beneidetere. Ein Knabe, dem eine Hunderolle zugefallen war, mengt sich unter die Hirsche. Erzürnt ruft der Leiter des Spiels: 'Geh her, du Ochs! du bist ein rechtes Schaf; du bist ja gar kein Hirsch, du bist ja ein Hund!' Das erinnert an das Sprichwort: Dat is 'n Hund von 'n Pärd, sä de Jung, do reed he up 'r Katt[1] und das andre Wat du vör 'n Minsch büst, sä Jan Fiek to 't Swien, hest beide Poten in Trog, nur daß diese bewußten Volkswitz bieten, wie es auch in HvKleists Zerbrochenem Kruge[2] heißt: 'Steht nicht der Esel wie ein Ochse da?' und ebenda[3] wird eine Katze ein Schwein genannt. Wenn dagegen Washington Irving[4] sagt: a little old rat of a pony, so scheint er unbewußt einer volkstümlichen Sprechweise zu folgen.

Durch seinen guten Willen also, richtig zu verstehen, gelingt dem Volke dies Verstehen auch besser als uns, und wo es ihm nicht gelingt, mißt es mehr sich selbst als dem Sprechenden die Schuld bei. So hört ich in Klingenberg bei Freiberg einen Mann erzählen: 'Da fragte mich einer: "Wie alt bist denn du nach Christi Geburt?" Denkt ihr denn, ich hätts gewußt?' Daß der Arme das nicht verstand, ist verzeihlich. Bezeichnend aber ist, daß er sich nicht darüber beklagt, daß er die Frage nicht verstanden, sondern darüber, daß er die Antwort nicht gewußt habe. Aber wo etwas im Ernst gesagt wird und in einer Sprache, die die Fassungskraft des Volkes nicht übersteigt, da faßt das Volk im allgemeinen rasch auf, wie es gemeint ist, und geht nun willig darauf ein, ohne sich weiter darum zu kümmern, wie es ausgedrückt ist. Es wird nicht getroffen von dem Götheschen Wort[5]: 'Das eigentlich Unverständige sonst verständiger Menschen ist, daß sie nicht zurecht zu legen wissen, was ein anderer sagt, aber nicht gerade trifft, wie ers hätte sagen sollen.' Die Unart, sich mehr an den Wortlaut als an das Gemeinte zu halten, hat das Volk dichterisch ausgestaltet

---

[1] WSchröder, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz. Nr 614 und 402. [2] S. 33 Reclam. [3] S. 13. [4] Sketchbook 174 Tauchn. [5] Werke III 168.

und an den Pranger gestellt in seinem Eulenspiegel. Sie wird auch verspottet durch ein pommersches Sprichwort[1]: 'Man noch en Viertel vun, sä de Bur, da schned em de Slächter n Viertel Ossen af un he wull man en Viertel Pund hebbe.'

Das Sprichwort 'Wo die Liebe hinfällt, da bleibt sie liegen' sagt entweder gar nichts oder es sagt etwas Falsches: es könnte nämlich scheinen, als wollt es von der Liebe Wechsel und Wandel ausschließen. Hier verfahren auch wir wie das Volk, weil ein Sprichwort vorliegt, und finden darin die Unbegreiflichkeit, wie die und die Person die und die lieben könne, gar nicht unglücklich ausgedrückt. Ähnlich steht es mit dem eigentlich nichtssagenden Sprichworte 'Wer dumm ist, ist im Kopfe dumm'. So ist das Fritz Reutersche Motto auf dem Titelblatte seiner Läuschen und Riemels 'Wer 't mag, de mag 't; un wer 't nich mag, de mag 't jo woll nich mägen' doch wörtlich genommen nichts als eine klägliche Tautologie. Gleichwohl ist auch hier der Gedanke, die Subjektivität des Geschmackes, ganz hübsch zum Ausdruck gebracht und wir freuen uns an dem komischen Gegensatze zwischen Form und Inhalt. — Ein alter Wappenspruch der rheinischen Grafschaft Mark lautet:

> Vierecken Stein, wie er auch fällt,
> Sich immer auf Ein Seiten stellt.

Aber das ist ja bei jedem Steine der Fall, welche Form auch immer er haben möge! Dennoch erkennen wir sofort, was gemeint ist, nämlich daß es beim Würfel keinen Unterschied macht, auf welche Seite er fällt. — JAEKöhlers Sagenbuch des Erzgebirges erzählt unter Nr. 697, Kunz von Kauffungen habe die Strickleitern, mit deren Hilfe er den Prinzenraub vollzog, in einer heute verschwundenen Scheune bei Callnberg angefertigt. Der Ort werde jetzt durch folgende Inschrift bezeichnet:

> Hier knüpfte Leitern der Teufelskerl
> Kunz Kaufung, zu rauben des Landes Perl.
> Hans Schwalbe dazu ihm war bereit,
> Gelobt sei Gott in Ewigkeit.

---

[1] Friedr. Drosihn, Deutsche Kinderreime, Lpz. 1897 Nr. 537; vgl. Grimms Wörterbuch V 468, 5.

Auch hier gehen wir, wenn wir an der Verbindung der vierten Zeile mit den vorhergehenden Anstoß nehmen, auf die Absicht des Dichters nicht ein, der ja mit seiner Aufforderung Gott zu loben immer und überall recht hat.

Eine bekannte Anekdote erzählt, ein Fremder habe in einer kleinen Stadt einen Mann angeredet: 'Guter Freund, können Sie mir wohl sagen, wo die und die Straße ist?' Der Angeredete aber habe zornig geantwortet: 'Ich bin kein guter Freund, ich bin der Bürgermeister dieser Stadt.' Der Bürgermeister hatte das 'Guter Freund' richtig verstanden, wie es gemeint war: man darf ja diese Anrede Höherstehenden gegenüber nicht gebrauchen, und so fühlte er sich in seiner Standeswürde gekränkt. Wir aber fassen des Bürgermeisters 'Ich bin kein guter Freund' nicht, wie es gemeint war, sondern wörtlich, und nur dadurch wirkt es komisch. — Ein Kind dringt in einen fremden Garten. Die Tochter des Besitzers weist es hinaus und fügt hinzu: 'Immer wieder kommt das Geschöpf hier herein!' Davon hört der Vater des Kindes und stellt das junge Mädchen zornig zur Rede: Was sie zu seinem Kinde gesagt hätte? Geschöpf hätte sie gesagt! Sein Kind sei kein Geschöpf. Er würde sich wegen dieser groben Beleidigung bei ihrem Vater beschweren. — Homer[1] vergleicht den Telamonier Aias, ohne im geringsten spotten zu wollen, mit einem Esel, den Odysseus mit einem Bocke, den Antilochos mit einem Hunde; bei Äschylos[2] nennt Klytämnestra den Agamemnon 'den Hund seines Hauses' und meint damit den treuen Hüter; die Rachegöttinnen, deren Namen auszusprechen man sich scheute (davon unten), Hunde oder Drachen zu nennen, weil sie den Schuldigen verfolgen und Wächterinnen der sittlichen Weltordnung sind, tragen Homer und andre Dichter kein Bedenken; Ovid[3] nennt die schöne Helena eine junge Kuh, und ähnliche Vergleiche sind in der altklassischen Dichtung überaus häufig. Wir finden sie anstößig, die Alten nicht: sie nahmen sie, wie sie gemeint waren[4]. Und was für

---

[1] Il. XI 558. III 197. XV 579. [2] Ag. 896. [3] Her. 5 117: das Gedicht ist eines der anerkannt echten. [4] Wölfflin zu Liv. XXII 14 8.

ein sonderlicher Unterschied ist denn auch zwischen einem Schaf und einem Schäfchen? Gleichwohl ist bei uns jenes ein Schimpfwort, dieses ein Kosewort: der mit Schäfchen Angeredete fühlt sich nicht beleidigt: er nimmt eben das Wort, wie es gemeint ist. Sogar Schindluderchen wird im Vogtland als Kosewort gebraucht wie anderswo[1] Teufel:

A so a so a so a Diendl,
A so a feins, a so a feins,
A so a so a liebs Teufele
Is kans als wie meins.

Man möchte freilich vermuten, daß hier Teufele aus Täubele entstellt ist. — Geben wir einem Kinde im Zorne einen leisen Schlag, so wird es weinen, bei einem viel stärkern Schlage, der ihm im Scherze erteilt wird, wird es lachen. Gelegentlich wird freilich wohl ein Kosewort oder doch ein unschuldiges Wort aus Irrtum für ein Scheltwort genommen und umgekehrt. Dann freilich übt es die entgegengesetzte Wirkung. Zu einem Dienstmädchen sagt ihre Herrin: 'Was ist dir denn in die Glieder gefahren?' Das Mädchen bricht in Weinen aus: Glieder hätte sie nicht, das hätte ihr noch niemand vorgeworfen. Ähnlich ward das Wort 'sauber' von einem Dienstmädchen mißverstanden, die es als Tadel auffaßte, und als ein Bierfuhrmann sie fragte, sie sei wohl aus Thüringen, erwiderte sie: 'Sie unverschämter Mensch, Sie sind selber aus Thüringen.' — Ein kleines pommersches Mädchen besucht erst seit wenigen Tagen die Schule: da wird sie durch die Taufe eines Brüderchens am Schulbesuch gehindert. Als sie sich deshalb bei der Lehrerin entschuldigt, sagt diese: 'Ich weiß schon, du hast einen triftigen Grund gehabt.' Nun bedeutet 'driftig' im pommerschen Platt 'unverschämt, dummdreist' und so ist das Kind unglücklich und klagt weinend der Mutter, was die Lehrerin gesagt habe. Ein achtjähriges Mädchen kam hocherfreut mit seinem Aufsatzheft zum Vater gelaufen: 'Sieh mal, Vater, was für eine schöne Zensur ich habe!' Die Zensur lautete: Unter aller Würde.

---

[1] LvHörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen S. 86 Nr. 5.

In Wenkheim wird der liturgische Gottesdienst in der Kirche am 24. Dezember mit brennendem Weihnachtsbaum gefeiert, wobei ein Chor von Kindern abwechselnd mit der Gemeinde singt. Einmal wird der Pfarrer von der Kinderlehrerin gebeten, er möge doch nicht verkündigen 'Es singt nun der Chor' sondern 'Es singen die Kinder'; weil die Leute Anstoß daran nähmen, daß ihre Kinder 'ein Chor' genannt würden. Einem kleinen Mädchen, das noch nicht viel sprechen kann, hält die Mutter eine längere Strafpredigt. Das Kind hört aufmerksam zu und sagt, als die Mutter fertig ist, mit fröhlichem Gesichte: 'Mal singen (dh. noch einmal singen)!' Ich überlasse es dem Leser hieraus auf das strenge Gesicht zu schließen, das die liebende Mutter gemacht haben mag.

Überhaupt kommt es dem Volke (und Kindern) gegenüber gar nicht so sehr darauf an, was man sagt, als in welchem Tone und Zusammenhange man es sagt. Daß es verstanden werde, ist gar nicht nötig. Mein lieber Freund Friedrich Pötzschke in Plauen i. V., dem ich für diese Blätter viele und wertvolle Beiträge verdanke, versichert, 'Sie unglückliches Properispomenon' wirke allemal. Er fügt hinzu, man erzähle von einem Halleschen Studenten, er habe von den Fischweibern eines der bösesten dadurch gezähmt, daß er ihr das hebräische Alphabet mit einer gewissen Feierlichkeit vortrug: 'Sie Aleph, Sie Beth, Sie Gimel' usw. Die Frau hatte sich auf ihr Schimpfen bis dahin etwas zu gute gethan, jetzt hatte sie ihren Meister gefunden: 'So gotteslästerlich hätte sie doch noch niemanden fluchen hören.' — Der athenische Redner Lykurgos [1] stellt seinen Zeitgenossen die alten Athener als Vorbild hin, insofern diese jeden Angriff auf ihre Freiheit unerbittlich gestraft hätten. Er belegt dies mit folgendem Beispiel. Als Alexander von Makedonien, der Sohn des Amyntas, als persischer Abgesandter nach Athen gekommen sei, um Wasser und Erde, die Zeichen der Unterwerfung, zu fordern, seien die Athener so böse geworden, daß sie ihn beinahe gesteinigt hätten, obwohl er ein Gastfreund von ihnen war. Nun, wenn Alexander kam, um Unterwerfung unter die Perser zu fordern, so ist es ganz natürlich, daß die Athener über diese freche Zumutung zornig wurden, da sie den Persern gegenüber siegreich geblieben waren. Aber der Redner übertreibt wissentlich und geflissentlich, er entstellt den geschichtlichen Hergang: nicht Wasser und Erde ließen die Perser durch Alexander fordern, sondern sie ließen Frieden und Bundesgenossenschaft erbitten. Da nun Lykurgos die alten Athener als Frei-

[1] In Leocr. 71.

heitskämpfer seinen Zeitgenossen zum Muster hinstellen will, so wär es in seinem Interesse gewesen, nach dieser Seite nicht zu übertreiben, denn wenn die Athener schon über die wahre Forderung, mit der die Perser sie zu ehren glaubten, erbost waren, so tritt ihre Vaterlandsliebe doch in ein noch weit helleres Licht, als wenn sie über die Forderung der Unterwerfung wild geworden wären, eine Forderung, die wohl auch einen Stumpfen und Schlaffen, die wohl auch die Athener der Lykurgischen Zeit würde aufgebracht haben. Es scheint also, als habe er durch seine Übertreibung seinem Zwecke entgegengearbeitet. Aber es scheint auch nur so. Es ist nämlich nicht bloß psychologisch ganz natürlich, daß der leidenschaftlich Erregte starke Worte anwendet, auch wo diese seinem Zwecke zuwider sind, sondern es ist auch psychologisch ganz richtig und erfahrungsmäßig festgestellt, daß er mit diesen stärkern Worten stärker wirkt auf seine Zuhörer, die, wie gesagt, weit weniger erwägen, was gesagt wird, als mit welcher Kraft und in welcher Absicht es gesagt wird. Schon die bloße Erwähnung der Zumutung, daß die Athener sich den Persern unterwerfen sollten, ist ganz geeignet die Zuhörer in die Stimmung zu versetzen, in die der Redner sie zu versetzen wünscht. Das ist auch der Grund, weshalb die griechischen Redner, Demosthenes nicht ausgenommen, so sehr unzuverlässig sind in der Überlieferung geschichtlicher Ereignisse. 'Die Redekunst, sagt Göthe [1], ist angewiesen auf alle Vorteile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vorteile im bürgerlichen Leben zu erreichen.' — So läßt auch Göthe den Tasso [2] 'dreifach' sagen statt 'den dritten Teil' und ebenso verfährt das Volk: wenn der Mann aus dem Volke sagen hört 'das hält der zehnte nicht aus' und diesen Ausdruck steigern will, so sagt er: 'Ja, nicht einmal der hundertste,' und bedenkt nicht, daß er damit den Ausdruck um das Zehnfache abschwächt.

Anders als Lykurgos verfährt in einem ganz ähnlichen Falle Cicero [3]. Er will seine Mitbürger zum Kriege gegen Mithridates anfeuern und stellt ihnen gleichfalls das Verfahren ihrer Ahnen als Muster hin. Er sagt: 'Haben unsre Vorfahren oft, wenn unsre Kaufleute und Reeder Kränkungen erlitten hatten, deshalb Kriege angefangen, was muß es denn auf euch für einen Eindruck machen, daß so viele Tausende römischer Bürger auf eine Botschaft und an einem Tage gemordet worden sind? Weil man ihre Gesandten zu hochfahrend angelassen hatte, beschlossen eure Väter Korinth, den Stern von ganz Griechenland, zu zerstören, und ihr wollt den König ungestraft lassen, der einen Gesandten des römischen Volkes, einen Konsularen, mit Fesseln, Schlägen und Martern jeder Art gequält und dann umgebracht

[1] Werke III 151=XIX 141 Hempel. [2] 2. Aufzug, 3. Auftr., Werke in 40 Bdn. XIII S. 144. [3] De imp. Cn. Pomp. § 11.

hat?' Nach andern zuverlässigern Berichten ward Korinth zerstört, weil man die römischen Gesandten nicht bloß hochfahrend angelassen, sondern auch körperlich verletzt hatte. Cicero folgt hier aus rednerischen Gründen der mildesten Überlieferung[1]. Während Lykurgos der augenblicklichen Eingebung gehorcht und somit psychologisch richtig verfährt, läßt sich Cicero durch logische Erwägungen leiten, und er mußte dies nach dem einleitenden Vergleiche zwischen den Vorfahren und seinen Zeitgenossen, und wenn er, wie er es thut, die Gegensätze zwischen vormals und damals wirklich aus- und durchführen wollte. Das Volk nun verfährt wie Lykurgos. Kraftvolle, derbe Ausdrücke, vielleicht mit einigen Flüchen gemischt, gelten als kräftige Abfertigung, auch wo sie dem Wortlaute nach nicht nur nichts Beleidigendes für den Angeredeten, sondern vielmehr bei genauerem Hinsehen eine Selbstlästerung des Sprechenden enthalten[2]. Man vergleiche die bekannte Redensart: 'Wenn ich ein andermal einen Esel schicken will, geh ich lieber selber' und die andre: 'Wenn Sie einen Narren haben wollen, kommen Sie bei mir gerade an den rechten.' Zwei Eheleute zanken miteinander. Er: 'Du bist nicht wert, daß dich der Teufel holt. Sie: 'Was? ich wäre nicht wert...' Er: 'Nun ja denn, du bist es wert.'— Vater: 'Du willst nicht arbeiten? Da hättest du zu meinem Vater kommen sollen! Wir mußten da ganz anders dran.' Sohn: 'Ihr mögt auch einen rechten Vater gehabt haben!' Vater: 'Einen bessern wie du!' (Dies 'wie' ist echt, ich darf nicht bessern.) —'Papa, heute haben wir in der Schule die Abstammung des Menschen gehabt.' 'Na, denn erzähle man los.' 'Wir stammen alle vom Affen ab.' 'Dummer Junge, stamme du meinetwegen ab, von wem du willst, aber laß mir zufrieden.'— Eine Mutter sagt zu ihrem Söhnchen: 'Do beß doch e räch

---

[1] Vgl. Halm zu dieser Stelle. [2] In taberna ad alteram mensam opifices, ad alteram studiosos litterarum sedisse narrant hosque illos irrisisse loquentes de iis tamquam de 'Knoten'. tum ex operariis quendam surrexisse et ad alteros se convertentem magna voce dixisse: 'Quid nos esse dicitis? Knoten? foramina culorum sumus (i. e. in vulgari sermone idem atque nihil; eodem sensu usurpatur Quarkspitzen, Schnecken, Kirschkuchen, Dreck, Essig, alia). nos cerevisiam nostram non minus recte bibimus et solvimus quam vos, et cacamus in eam (=hinein vel potius 'nein; caco in aliquid=nihil curo). nos idem sumus, quod vos, vos autem estis exsecrandi homines pediculosi, et qui dicit nos Knoten esse, ipse Knoten est, atque ego sum, qui hoc dico' (mir sein groad dasselbe, was ihr sid un ihr sid verfluchte Lausejungen, un wer da sagt, daß mir Knoten wären, der is selber einer, un des sag ich). — Ceteri opifices hac acri oratione valde delectati sunt, nimirum etiam litterati, immo spirare vix potuerunt prae risu.

Ferkelche: do häste dich ald widder dreckelich gemacht.' 'Wat eß dat, Mutter, e Ferkelche?' 'No, e Ferkelche, dat eß et Kind vun nem ahlen Schwein[1].' — Kurt Bruchmann[2] erzählt folgendes: Im Theaterstück sagt ein Mann zu seiner stets keifenden, zanksüchtigen Frau: 'Ich weiß ja doch, daß ich einen sanften Engel zur Frau habe' — worauf sie mit 'artigem' Widerspruch schreit: 'Den Teufel hast du.' — Und eine vielgeplagte und mit Undank belohnte thüringische Frau ruft aus: 'Bin ich denn statt Teufels auf der Welt (dh. für nichts)?' Wie der Ausdruck 'Teufel' zu der Bedeutung 'nichts' gekommen ist, möge man bei Bruchmann selbst nachlesen, der es sehr gut darlegt.[3] Dieselbe Bedeutung hat im Lande Hadeln 'ole Floitje' = alte Flöte: 'Ole Floitje bin ik en Engländer'[4], in Verden dagegen sagt man derber 'olen Dreck', zB. Junge, heſt du et dahn? — Olen Dreck hebb ik et dahn. — N. N. schreibt über den Blödsinn und fängt an: 'Daß der Blödsinn nicht ausstirbt, davon sollen diese Zeilen Zeugnis geben.' — 'Wer schimpft, schimpft sich selber, du Rindvieh' sagt ein Lehrer zu seinem Schüler.

2.

Volkstümliche Auffassung des Verhältnisses von Ding und Namen zu einander.

Besonders anziehend ist die Frage, wie sich das Volk das Verhältnis zwischen Ding und Namen, zwischen dem Gegenstand und seiner Benennung denkt. Hier nun finden wir zunächst, daß es sehr wenig scharf unterscheidet zwischen beiden[5]. Name und benannter Gegenstand gehören nach der Ansicht des Volkes so eng zusammen, daß sich keines ohne das andre denken läßt, woher es denn kommt, daß dem Volke, dem es nicht ge-

---

[1] Merkens, Was sich das Volk erzählt II Nr. 60. [2] Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, Leipzig 1888, S. 172. [3] Vgl. auch meine 'Drei Vorträge'; Leipzig 1896, S. 36. [4] Ezziel, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes, Leipzig 1889, 38. [5] Ztschr. f. Völkerpsychologie XII 2 S. 208. Das Volk fühlt instinktiv, daß die Ausdrücke, deren es sich bedient, kein leerer Schall, der Name eines Dinges nicht bloß ein totes Zeichen sein kann, weil ihm, wie Steinthal, Gesch. d. Sprachwissensch. bei Griechen und Römern p. 5 mit Recht sagt, 'heißen und sein zusammenfällt, weil es im Worte die Sache denkt und ihm darum Wort und Sache eins sind.'

läufig ist, den Gattungsbegriff abstrakt zu fassen, das einfache Hauptwort geradezu Eigenname ist, daß es zwischen Appellativen oder Gattungsnamen und Eigennamen fast keinen Unterschied macht. Simrock[1] sagt ausdrücklich, daß die mythologische Sprache des Nordens die (Eigen-)Namen verwandter Dinge zu vertauschen liebt. Das ist aber nur möglich, wenn keine feste Grenze besteht zwischen Eigen- und Gattungsnamen: ich kann wohl für Pferd Roß sagen, aber doch nicht füglich für Bukephalos Rosinante. Auch aus der Sprechweise des heutigen Volkes läßt sich diese Verwechselung oder Vermengung in reichen Beispielen nachweisen. Eine Kalenderanekdote erzählt, eine Frau habe den Kopf zum Arbeitszimmer ihres Mannes hineingesteckt und gefragt: 'Was war doch der seligen Hofrätin Müller ihr Mann?' 'Hofrat' sagte lächelnd der Gatte. 'Ach ja, Hofrat war er ja auch.' Da der Frau die Antwort ihres Mannes genügt, so sieht man deutlich, daß sie nach dem Titel des Herrn Müller forschte, nicht etwa nach Amt und Beruf. Das 'Hofrätin Müller' war dieser Frau zu einem Namen zusammengewachsen.

Damit hangt zusammen, daß es dem Volke nicht bloß, sondern auch uns allen schwer wird, uns von einem gewohnt gewordenen Namen loszumachen, was sicherlich viele beim Dienstmädchenwechsel erfahren haben, wenn sie nicht etwa alle Dienstmädchen mit demselben Namen rufen. Hauffs Märchen vom Kalifen Storch hatt ich gelesen zu einer Zeit, wo ich vom Latein noch nichts wußte. Darin spielt ein Zauberwort Mutabor eine Rolle: mutábor ist lateinisch und bedeutet 'ich werde mich verwandeln': ich aber betonte fälschlich mútabor: um die Bedeutung kümmert ich mich nicht, wie denn ja auch bei den meisten Zauberwörtern eine solche nicht vorhanden ist, und als ich später das Märchen wieder erzählte zu einer Zeit, wo ich die lateinische Sprache kannte, verwandt ich wieder die falsche Betonung, und erst hinterher ward mir mein Mißgriff klar. Und nicht bloß ein Quartaner und ein Tertianer, die ich nach diesem Zauberworte fragte, machten es ebenso, sondern es hat genau dieselbe Erfahrung

---

[1] Deutsche Mythologie 1. Aufl. 152. 6. Aufl. 126.

auch einer meiner Freunde, dem ich dies mitteilte, an sich selbst gemacht.

Nach dieser Einschaltung geh ich weiter in der Anführung von Zeugnissen für die mangelhafte Unterscheidung von Gattungs- und Eigennamen. Dichter sagen, namentlich wenn der Reim dazu einlädt, ohne weiteres 'heißen' für 'sein': so Benj. Schmolck in dem Liede Thut mir auf die schöne Pforte:

> Heilge du Leib, Seel und Geist,
> Daß mein Singen und mein Beten
> Ein gefällig Opfer heißt.

In Luthers Liede 'Wir gläuben all an einen Gott' heißt es vom heiligen Geiste 'der aller Blöden ein Tröster heißt'; Joh. Jak. Rambachs bekanntes Lied beginnt:

> Ich bin getauft auf deinen Namen,
> Gott Vater, Sohn und heilger Geist;
> Ich bin gezählt zu deinem Samen,
> Zum Volk, das dir geheiligt heißt

und Joh. Olearius in O großer Gott, du reines Wesen:

> Und gieb mir einen solchen Geist,
> Der neu, gewiß und willig heißt.

Homer sagt[1] 'die Götter heißen unsterblich.' Bei Sophokles lesen wir[2]: 'Ich heiße der Sohn des Achilleus, Neoptolemos.' Bei der Namensänderung des Simon läßt der Evangelist Johannes (1, 42) den Herrn sagen: 'du sollst Kephas heißen' dagegen Matthäus (16, 18): 'du bist Petrus.' Ovid sagt von den geraubten Sabinerinnen[3]: 'die Geraubten hießen bereits meist Mütter' und genau ebenso sagte ein kleines Mädchen: 'Wenn ich erst groß bin und Mutter heiße, koch ich alle Tage Schwarzsauer.' Ich erachte mich nämlich berechtigt, wie ich schon gesagt habe, Kinderaussprüche denen des Volkes an die Seite zu stellen, da ja das Natürliche, Unmittelbare, worauf alles ankommt, beiden gemeinsam ist. Recht oft hört man von einem Kinde auf die Frage: 'Wie heißt deine Mutter?' die Antwort 'Mutter'

---

[1] Il. V 342 ἀθάνατοι καλέονται. [2] Phil. 240, vgl. auch Trach. 1105 ff. [3] Fasti III 203. Vgl. Ameis zu Hom. Il. II 260 und zu Od. VI 244. Phädr. Fab. I 5 7.

oder 'Mama', und ich selbst hab als Kind einem, der nach meiner Mutter fragte, geantwortet: 'Meine Frau ist nicht zu Hause': der Vater nannte ja die Mutter so; warum nicht auch ich? Und 'mein Mann ist nicht zu Hause' sagte das Töchterchen meines lieben Freundes Georg Stern, indem sie den Vater meinte. Daß dem Volke die in Rede stehende Unterscheidung ungeläufig ist, zeigt auch die Neigung der Sachsen (und auch vieler Süddeutschen zB. der Schwaben), dem Personen- (und Orts-)Namen den Artikeln vorzusetzen[1]—ich habe gehört 'in de Malter'=nach Malter, 'in de Bebel'=nach (Nieder-) Pöbel, 'uf de Kreische' =nach Kreischa uä.—, wie das auch bei den alten Griechen mit einer gewissen Einschränkung üblich war, während man im nördlichen Hannover nicht allein dies meidet, sondern sogar Vater, Mutter, Onkel, Tante und ähnliche Gattungsnamen fast ausschließlich ohne Artikel gebraucht und eben dadurch auch wieder meinen Satz bestätigt, da man ja durch ein solches Verfahren diese Wörter den Eigennamen gleichstellt.— Der altitalische König Tiberinus war im Flusse Albula verschwunden und seitdem heißt dieser Fluß Tiber. Das drückt Ovid[2] so aus: 'Der Fluß Albula, den Tiberinus zum Tiber machte.'

Auch sind ja unsre Familiennamen größtenteils aus Gattungsnamen entstanden: unsere 'Müller, Schulze, Richter' stammen von Voreltern, die wirklich Müller usw. waren[3]. Und man darf sagen, daß solche Namen noch heute entstehen. In einem Falle verwenden auch die Gebildeten vor Personennamen den Artikel, nämlich zur Bezeichnung der Frau: wir sagen die Müller, die Schulze für Frau Müller, Fräulein Schulze, während wir Bedenken tragen, die echte Form des Namens durch Anhängung der Endung -in zu entstellen; das Volk dagegen sagt die Müllern usw. (plattdeutsch -sch oder -sche; die Müllersch, die Schmidtsche, sogar die Ohlsche für die Alte) und noch in den fünfziger Jahren

---

[1] EGöpfert, Die Mundart des sächs. Erzgebirges (Leipzig 1878) 73: 'Die Eigennamen (Familien- wie Taufnamen) werden nicht flektiert, sondern nehmen immer den Artikel an.' [2] Fasti II 389 f. [3] Vgl. den gehaltreichen Aufsatz Hermann Dungers 'Unsere Familiennamen' in den Grenzboten XXXVI (1879) 322 ff.

hab ich in der Dienstbotenabteilung des Leipziger Rathauses mit eignen Augen gesehen, wie den Namen sämtlicher Dienstmädchen die Endung -in in kleinerer Schrift angefügt war und zwar ohne Rücksicht auf ein etwa auslautendes e; eine Schulz und eine Schulze hießen gleichmäßig Schulzin. Ja meinem Vater wollte ums Jahr 1829 der hannöverische Beamte, dem er eine sächsische Urkunde vorwies, einreden, er hieße ja gar nicht Polle, sondern Pollin. — Die Karschin (Anna Luise Karsch) ist von Vielen nicht als eine Karsch erkannt worden.

Beachtenswert ist hier noch die geschichtliche Entwickelung: zur Zeit unserer Väter also sagte man Frau Müllern oder Frau Müllerin, später Frau Müller, in neuester Zeit Frau Hermann Müller, wie man auch sagt Kaiserin Friedrich. Dies beiläufig.

In Baiern nun ist es häufig, daß einer einen amtlichen Namen hat und daneben noch einen volkstümlichen. Wenn also KBraun-Wiesbaden sagt[1]: 'In einigen Gegenden Deutschlands sagt man: Der Mann heißt Meier, in andern: der Mann schreibt sich (oder skrift sik) Meier,' so ist in Baiern, auch im nördlichen Baden, und vielfach auch in Sachsen, zwischen beiden Ausdrücken ein Unterschied, und nicht mit Unrecht; denn ihre Familiennamen gebrauchen diese Leute nur als Unterschrift. So sagt die Allgemeine Zeitung[2] von der Doktorbäuerin Hoheneſter, sie stamme aus der in der baierischen Kriminalgeschichte viel genannten Familie Haberl, vulgo Nonnenmacher, und der Dresdner Anzeiger[3]: 'Stangl (Johann Isanker ist sein Schreibname) beschreibt' usw. Ein kundiger Beurteiler meiner ersten Auflage[4] teilt folgendes aus den 'Fliegenden Blättern' mit: Amtmann: Sind alle Zeugen da? — Ja. — Ist der Ortegel darunter? — Niemand antwortet. — Amtmann (zu einem der Zeugen): Na, ist Er denn nicht der Ortegel? — Ortegel: Nein, so schriv ich mich bloß. In Hohenbergen bei Mühlhausen in Thüringen hatten vor etwa zwanzig Jahren — heute wird es nicht viel anders sein

[1] Allg. Ztg. 1884 Nr. 123 S. 1811. [2] 1878 Nr. 85 Beilage. [3] 2. April 1887 Nr. 92, 5. Beilage S. 1 'vom Watzmann'. [4] Blätter für lit. Unterhaltung 1889 Nr. 44.

—alle Bauern Beinamen und nur diese waren dem Volke geläufig. Ich selbst erkundigte mich in Niederbaiern nach dem besten Gasthof in Lam. Ein Landmann antwortete: 'Gehen Sie nur zum Geigenwirt.' 'Schön, sagt ich, wie heißt denn der?' 'Geigenwirt.' 'Ja wie ist denn aber sein Name?' 'Ach, Sie meinen, wie er sich schreibt? Du,' wandt er sich an seinen Begleiter, 'wie schreibt sich denn der Geigenwirt?' Nach einigem Besinnen sagte dieser: 'Ich glaube, Brandl.'—Hier werd ich von einem andern Beurteiler der ersten Auflage[1] in sehr dankenswerter Weise belehrt. Er sagt: 'Der Verfasser scheint keine Ahnung davon zu haben, was im bairisch-österreichischen Gebirge ein "Hausname" und ein "Schreibname" ist. Das erklärt aber des Verfassers Geburtsland. Das ist ja das Schöne an der Sache, daß der Hausname sagt, wer und was der Mann ist, der Schreibname ist vom Standpunkte des Bauerntums wesenloser Klang; einen Schreibnamen hat auch der Inwohner, aber einen Hausnamen, den führt nur der erbgesessene Bauer und er ist so stolz darauf, wie die ältesten Adelsgeschlechter auf ihre Stammnamen.'

Hieran schließ ich folgende fesselnde Mitteilung MChristliebs. Die Sitte, schreibt er mir, patronymische Namen zu geben, den Sohn nach dem Vater zu nennen, die sich im Griechischen noch so häufig findet, wo der Genetiv des Vaternamens hinter dem Namen des Sohnes steht, die in Petersen, slaw. Petro-witsch, magyar. Petö-fi (fi=Sohn) stattfindet, die im Arabischen herrschend ist in Namen, wie sie Rückerts Hamasa auf jeder Seite zeigt (im Arabischen so stark, daß sich sogar Namen wie Ben abn Taleb, Sohn des Vaters des Taleb, finden), die in der Bibel sehr häufig ist—diese Sitte ist auch bei uns (dh. in Wenkheim) allgemein. Diese Vatersnamen werden meist von dem Spitznamen des Vaters abgeleitet. So hieß Martin Semel † 1865 Roter Martin wegen roten Haares, dessen Sohn Martin Semel † 1884 Rotemärtle (er hatte nicht rotes Haar), dessen noch lebender Sohn Kilian Semel Rotemärtlesdick (hat weder rotes Haar noch heißt er Mar-

---

[1] JMStowasser in der Zeitschr. f. die österr. Gymn. 1890 5. Heft.

tin). Ein Jakob Thoma † 1861 war aus Würtemberg eingewandert; dessen Sohn Georg Thoma heißt Schwobejörg, dessen Sohn Georg Thoma Schwobejörgle. Adam Hörner † 1836 hieß Bachadel, weil er am Bache wohnte, dessen Sohn Jakob: Bachadelsjok (wohnte nicht mehr am Bache), dessen Sohn Jakob: Bachadelsjokele (wohnt ebenfalls nicht am Bache); dessen Bruder heißt Bachadelsschreiner—folgerichtig sollte er Bachadelsjoksschreiner heißen—(wohnt zufällig wieder am Bach und ist Schreiner).

In Fällen, da der Vater früh stirbt, werden dieselben Bildungen vom Namen der Mutter abgeleitet. Martin Schmidt heiratete 1841 Ursula Hemmerich, starb 1852, die Mutter lebte bis 1876. Die Söhne heißen Urschelsmartin (dessen Sohn später jedenfalls Urschelsmärtle) und Urschelsbartel, dessen Sohn jetzt schon Urschelsbartele. Ein andrer heißt Susansjörgadel (Georg Adam) und auf die Frage, warum dieser nach der Mutter heiße, ward die Antwort gegeben: 'Weil der Vater nix gwa is': die Frau war so offenkundig Herr im Hause, daß die Kinder nach ihr benannt wurden, obgleich der Vater bis ins 17. Jahr dieses Sohnes lebte. Auch bei gleichen Namen werden solche Ableitungen nicht gescheut: der Sohn eines Adam Hörner heißt Adelsadel, dessen Sohn Adelsadele. Vierfach ist die Ableitung in Lochjokelesjörgle, dessen Vater Lochjokelesjörg, dessen Vater Lochjokele, dessen Vater Lochjok (Jakob im Loch, einem Dorfteil, wo die Familie heut noch wohnt). Weiter kanns wohl nicht gehen: dann tritt ein andrer Spitzname auf. — So Christlieb. — Ähnliches findet sich, wenn auch weniger weitgehend, im sächsischen Erzgebirge.[1] In Schellerhau bei Altenberg fragte ich mehrere Leute nach Mendes Gute. Allgemein antwortete man, ein Mende sei nicht im Orte: man kannte eben nur seinen Vornamen Klemens.

Ein Eigenname ist aber untrennbar von seinem Inhaber, und ebenso fest glaubt das Volk auch in betreff der Gattungsnamen an diese Untrennbarkeit, diese enge Zusammengehörigkeit

[1] HStiehler, Das Erzgebirge 12.

von Ding und Namen. Die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen führt ein Album über die spätern Schicksale ihrer Schüler. Als nun einmal der Tod des derzeitigen 'ältesten Afraners' verkündigt worden war, rief ein kleiner Tertianer, dem wohl in der Geschichte das le roi est mort, vive le roi noch nicht vorgekommen sein mochte, klagend aus: 'Habt ihr schon gehört, wir haben keinen ältesten Afraner mehr!' — Wenn bei dem Tode des Königs Johann von Sachsen ein sechsjähriger Knabe hört, daß nun der Thronfolger Albert König und Prinz Georg Thronfolger werde und fragt: 'Wer wird denn nun Prinz Georg?' so hält er umgekehrt wie der eben erwähnte Tertianer einen Eigennamen für einen Gattungsnamen, und ebenso verfährt das kleine Kind, wenn es jeden Mann Papa nennt. Das sind Erlebnisse an Kindern; aber auch das Volk geht in dem Glauben an die enge Zusammengehörigkeit von Ding und Namen sehr weit. Es wird uns nicht leicht gelingen dem Mann aus dem Volke glaublich zu machen, daß wir nur willkürlich und nach Übereinkunft den Stuhl Stuhl und den Tisch Tisch nennen und daß es Sprachen geben könne, in denen umgekehrt der Stuhl Tisch und der Tisch Stuhl heiße (in der That hat das dem deutschen 'Stuhl' entsprechende Wort Stól im Polnischen die Bedeutung Tisch). Dazu wird er stets zweifelnd den Kopf schütteln, denn felsenfest steht bei ihm die Überzeugung, daß ein Tisch ein Tisch sei und nicht ein Stuhl, ebenso fest, wie bei dem Wandsbecker Boten[1] die, daß ein Student ein Student sei und kein Rhinozeros. Darauf spielt WHerbst[2] an, wenn er vom Knaben Voß erzählt: 'Die Zeiten, wo der angehende Lateiner dem Wunder nachsann, wie das, was Baum sei, auch arbor genannt werden könne, waren bald vorbei.' Der gemeine Mann glaubt sogar, daß jedem Dinge von Ewigkeit her sein Name anhafte. Man erzählt, daß Bauern auf Veranlassung einer pünktlich nach der Voraussage eingetroffenen Sonnenfinsternis über Sternkunde sprechen. Sie staunen sehr über die Erfolge dieser Wissenschaft. Da sagt

---

[1] Werke, Gothaer Ausg. I 18. [2] Joh. Heinr. Voß I 22.

einer: 'I, daß die Sterngucker wissen, wie weit die Sterne von einander entfernt sind und wie groß sie sind und wie sie laufen: das mag alles noch angehen; aber wie sie nur die Namen herauskriegen mögen!' Nach einer andern Gestaltung dieser Erzählung hätte er sich hierüber nicht sowohl staunend als vielmehr zweifelnd geäußert und hinzugefügt: 'Wer steht uns dafür, daß Jupiter auch wirklich Jupiter ist?' Genau denselben Zweifel deutete ein achtjähriges Mädchen an, dem ich eben die Anfangsgründe der Himmelskunde vortrug, indem sie mich fragte: 'Wissen denn die Leute auf der Venus, daß sie auf der Venus wohnen?' — Lieschen: 'Mama!' Mutter: 'Was willst du, Lieschen?' 'Hattest du mich eigentlich schon früher gesehen, als mich der Storch brachte?' 'Nein, mein Kind.' 'Ja, woher hast du denn aber gewußt, daß ich es war?'[1]

Bei Ovid wird die Nymphe Daphne der Verfolgung Apollons dadurch entzogen, daß sie in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. Der Lorbeerbaum entstand erst durch diese Verwandlung, vorher gab es keinen.[2] Gleichwohl redet Apollon den Baum, der doch noch keinen Namen hatte, sofort als Lorbeerbaum (laure) an.[3] So weiß auch Keyx[4] ohne weiteres den Namen des Vogels, in den sein Bruder Dädalion verwandelt wird, den Namen Habicht. Demeter ferner verwandelt einen frechen Knaben in eine Sterneidechse, stelio.[5] Stelio aber nannte man später auch einen boshaften, neidischen Menschen: gleichwohl nimmt der Dichter an, gleich die Verwandlung sei eine Beschimpfung gewesen.[6]

Bei Homer[7] verkündigt Hera dem Zeus, daß Eurystheus geboren sei, und Zeus weiß auch sofort, wen sie meint, als ob der Sohn des Sthenelos gar nicht anders heißen könne. Natürlich hat diese seltsame Darstellung nur darin ihren Grund, daß dem Sänger und seinen Zuhörern diese Namen geläufig

---

[1] Tägl. Rundschau 3. Juli 1892. [2] Ovid. Met. I 450. [3] Ebd. 559. [4] Ebd. XI 344. [5] Ebd. V 460. [6] Nach der von Merkel und mir aufgenommenen Lesart der besten Handschrift pudori; vgl. Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1888, 267 ff. [7] Il. XIX 100 ff., besonders 123.

waren. Nach derselben Anschauung weissagt Prometheus der Io bei Äschylos:[1] 'Du wirst den dunkeln Epaphos gebären', und in der Ilias[2] gebiert Laodameia gar den 'erzgepanzerten Sarpedon', ähnlich wie in einem alten dänischen Volksliede[3] die Königin 'German den fröhlichen Helden'—so heißt er stehend—in ihrem Mutterschoße fühlt. Ganz ähnlich erzählt der griechische Verfasser eines Reisehandbuches Pausanias:[4] 'Noch eine andre, Hiera genannte, Insel tauchte aus dem Meere auf', als ob der Name gleich mit aufgetaucht wäre. Alles dies ist vom logischen Standpunkt aus verkehrt, aber der einseitig logische Standpunkt ist auch nicht der richtige für die Beurteilung der Schriftsteller, nicht einmal der Philosophen.[5]

Nicht minder kräftig tritt für die enge Zusammengehörigkeit von Ding und Namen der Mann aus dem Volke ein, der sagt: 'Im Deutschen heißt das Brot Brot und ist auch Brot; im Französischen heißt es pain und ist auch weiter nichts als Brot.' Ein Seitenstück dazu ist folgende Erzählung. Ein Österreicher, ein Ungar und ein Italiener streiten über die Vorzüge (Schönheit usw.) ihrer Sprachen. Endlich entscheidet der Österreicher sich dahin: welche Sprache die schönste sei, wolle er dahingestellt sein lassen, aber die deutsche sei ohne Frage die richtigste. 'Beweis: Sie Ungar, wie nennen Sie den Inhalt dieses Glases?' 'Viz.' 'Und Sie, Italiano?' 'Acqua.' 'Gut, sagt der Österreicher, das wollt ich nur hören. Wir nennen den Inhalt dieses Glases Wasser und wir nennens halt nicht bloß so, sondern es ist auch Wasser.' Diesen Leuten ist also mit dem Gegenstande der Name so unmittelbar gegeben, daß sie den einen nicht ohne den andern zu denken vermögen.[6] Natürlich kennen sie keine fremde Sprache, aber sie glauben auch nicht an das thatsächliche Bestehen fremder

[1] Prom. 851. [2] VI 199. [3] RWarrens, Dänische Volkslieder Nr. 9 S. 56. [4] VIII 33 4; so ist die in der Überlieferung lückenhafte Stelle richtig ergänzt worden. [5] Vor zu ausschließlich logischer Behandlung der Dichter hab ich mehrfach gewarnt, so Philol. XXVI 550, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XXXII 642 ff. Vgl. 'Rembrandt als Erzieher' S. 172. [6] Lazarus in der Ztschr. f. Völkerpsychologie III 82.

Sprachen, sie finden sich nicht veranlaßt, solche anzunehmen. Es giebt für sie nur eine Sprache, nur daß diese von Ausländern übel verunstaltet wird. Das will ich jetzt erhärten.

KBraun-Wiesbaden erzählt:[1] 'Meine Frau hatte ihre Wiesbadener Köchin mit nach Berlin genommen. Das arme Mädchen wußte sich dort gar nicht zu finden; namentlich alle Haus- und Küchengeräte udgl. hatten andre Namen. Es war zum Verzweifeln. Das Mädchen war katholisch und wollte gleich am ersten Sonntag in die Kirche gehen. Ich beschrieb ihr den Weg nach St. Hedwig und sagte ihr, die Kirche habe keine Türme, sondern eine Kuppel. Sie ging und kam sehr befriedigt zurück. In der Kirche, sagte sie, sei es sonst sehr schön und andächtig gewesen, aber von der Predigt habe sie auch nicht eine Silbe verstanden, das Berlinisch sei doch eine gar zu schwierige Sprache. Sie war nämlich in die Kirche der Kolonie, die auch eine Kuppel hat, geraten und hatte dort eine französische Predigt gehört; und die hielt sie für Berlinisch.' — Ich habe gesehen, wie ein Schubkärrner sich am Rande einer Gartenwirtschaft auf seine Karre gesetzt hatte und einer lauten Unterhaltung dreier Engländer aufmerksam lauschte. Endlich bemerkte er, daß ich ihn beobachtete. Er lächelte und sagte kopfschüttelnd: 'Ich verstehe kein Wort.' Man sieht, an eine fremde Sprache hatte der Mann nicht geglaubt, sondern angenommen, wer spricht, der müsse seine Sprache, dh. die Sprache schlechthin sprechen, nur daß jene drei sie so entstellten, so schlecht sprachen, daß man sie nicht verstehen konnte. Denselben Ausdruck 'man versteht kein Wort' verwendet auch die Schloßinspektorstochter in Albinis Lustspiel Kunst und Natur[2] von einem Franzosen. — In Wilh. Raabes Alten Nestern[3] sagt eine alte Dörflerin: 'Wir haben das französische Parlieren der alten französischen Mamsell ja doch niemalen recht verstanden.' Vertrauensvoll sagt dagegen eine deutsche Frau zu einer dänischen, die nur ihre eigene Sprache spricht: 'Wenn Sie recht langsam sprächen, würd ich Sie jedenfalls verstehen.' — Ein vielgereister

[1] Allg. Ztg. 1884 Nr. 48 Beilage S. 707. [2] S. 8 Reclamsche Ausg. [3] S. 223.

Mann hat mir folgendes erzählt. Er besucht in Blumenau in Brasilien eine aus Schwaben dorthin ausgewanderte Frau, die er früher schon in ihrer deutschen Heimat gekannt hatte. 'Wie geht es Ihnen hier?' 'O recht gut.' 'Haben Sie nicht rechte Not mit der Sprache?' 'Nein gar nicht.' 'Sprechen Sie denn portugiesisch?' 'Nein, aber das Portugiesische ist ja dem Deutschen sehr ähnlich.' Als der Reisende sein Erstaunen über dies Urteil ausdrückt, sagt die Frau: 'Sehen Sie, die Kuh heißt hier aquila (sprich akíla): grad so haben wir in Schwaben auch gesagt' (nämlich a Kühla). Ich habe durchaus keinen Grund, meinem Gewährsmann zu mißtrauen. Da ich aber das Wort aquila=Kuh in keinem portugiesischen Wörterbuche fand – ein Sonderwörterbuch für das Brasilianische kann ich nicht auftreiben – so wagt ich bei der ersten Auflage nicht diese Erzählung aufzunehmen. Seitdem ist mir von fünf Chilenen versichert worden, aquila sei ein indianisches Wort und auch in Chile gebräuchlich. — Ein gleichfalls durchaus glaubhafter Gewährsmann erzählt mir folgendes. Ein Würtemberger, der die Napoleonischen Feldzüge mitmachen mußte, wollte in einem spanischen Städtchen Fleisch einkaufen. Er forderte zuerst de la viande und als der Fleischer den Kopf schüttelte, wiederholte er das französische Wort mit lauterer Stimme, doch mit demselben Erfolge. Nun hispanisierte er de la vianda und als auch das nicht half, schrie er aus Leibeskräften auf gut schwäbisch: 'Narr, Floisch will e (=ich)!' Der biedere Erzähler pflegte, wenn er daheim dies Erlebnis zum besten gab, hinzuzufügen: 'Net amol Deutsch hat der Kerle könna.' Etwas ganz Ähnliches begegnete aber auch einer gebildeten Spanierin, die an einen deutschen Kaufmann verheiratet und des Deutschen durchaus mächtig war: sie redete in Deutschland die kleinen Kinder der deutschen Verwandten spanisch an, indem sie unwillkürlich voraussetzte, diese *ihre* Muttersprache müsse auch den deutschen Kindern die geläufigste sein.

Dieselbe Voraussetzung liegt auch deutlich darin ausgesprochen, daß Livius[1] von dem Heere Hannibals, das aus

---

[1] XXIII 5 11.

den entlegensten Völkerschaften zusammengewürfelt war, sagt, es wisse beinahe nichts von menschlicher Sprache; ferner darin, daß die Slawen uns Deutsche Njemetz, Niemiec, Nèmec, dh. 'Stumme' nennen, nicht eines leiblichen Gebrechens halber, sondern weil wir nicht ihre Sprache reden.[1] Sich selbst dagegen nennen sie Slawen von slowo 'Wort, Rede', slown, slowim 'heißen, reden', und die Eskimos nennen sich im Gegensatz zu andern Völkern Innuit, 'Menschen', die alten Ägypter Reth, 'Leute'.[2] Sophokles[3] bezeichnet gleichfalls alle Nichtgriechen als Völker ohne Sprache. Auch das Wort barbarisch, womit die Griechen das Ausländische bezeichnen, ist eng verwandt mit borborýzein 'kollern, knurren' und balbus 'stammelnd, lallend',[4] und Jesaias 33, 19 heißen die Assyrer 'ein Volk von dunkler Rede, die man nicht vernimmt, von stammelnder Zunge, die man nicht versteht'[5]. In einem spanischen Wörterbuche wird das Wort Vascuenze 'baskisch'— die Basken sind bekanntlich ein nicht romanisches Volk in den Pyrenäen—so erklärt: 'das, was so konfus und dunkel ist, daß man es gar nicht verstehen kann'.[6] Und wenn in Grimms Märchen[7] von Fliegen gesagt wird, sie verstanden kein Deutsch, so soll dies durchaus nicht gesagt sein im Gegensatz zu andern Sprachen.

Eine ungeheuerliche Entstellung der eignen Sprache ist dem Volke weit glaublicher, als das Vorhandensein einer wirklich andern Sprache. Eine mir befreundete Frau erzählte mir, sie habe in Wiesbaden einen jungen Burschen nach der Post gefragt. Dieser habe geantwortet: 'Gehen Sie nur hier um die Ecke; dort sehen Sie angeschrieben: Hôtel des Postes.' Er sprach aber das des Postes deutsch aus: des Postes, als Genetiv etwa von 'das Post'. Es war ihm handlicher eine

[1] Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 2. Aufl. 542. So hat man auch den Namen der Leleger, eines Volksstammes, der in der Urzeit in Griechenland und Kleinasien wohnte, auf λαλαγεῖν 'lallen' zurückgeführt. [2] Allg. Ztg. 1882 Nr. 155 Beilage. [3] Trach. 1060; vgl. dort Schneidewins reiche Anmerkung. [4] GCurtius, Grundzüge d. griech. Etymologie. [5] Max Krenkel in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1888, 20. [6] Arno Grimm, Über d. bask. Sprache und Sprachforschung. Programm von Ratibor 1884 S. 16. [7] I S. 110.

solche Wortmißgeburt anzunehmen, als eine fremde Sprache. Und oft kann man von gemeinen Leuten die Äußerung vernehmen, wenn sie eine fremde Sprache hören oder in ein französisches usw. Buch sehen: 'Das ist Unsinn' oder 'das ist Mischmasch' oder 'Gematsche, Gequatsche' oder 'das ist keine Sprache für einen Christenmenschen.' Der eben angeführte KBraun-Wiesbaden sagt:[1] 'Wenn der Deutsche in den Tiroler Alpen die schnelle, lebhafte und doch so artikulierte Sprache des Welschen verspotten will, dann sagt er, die Leute sprächen "Pitscheles patscheles." Es entspricht etwa dem "Papperlapapp", womit man bei uns das Französisch bezeichnet.' Die alten Griechen verglichen die Barbarensprachen öfter[2] mit dem Vogelgezwitscher, und die Engländer nennen das Französische Vogelsprache, die Franzosen das Englische Froschsprache.

Ein deutscher Soldat bemerkte nach der Rückkehr aus dem letzten Kriege: 'In Frankreich sagen sie nicht ordentlich "Platz", sondern alles "Plahs" (place).'— Unsere Soldaten waren nicht wenig erstaunt, den wohlbekannten Namen Maier in jedem französischen Dorfe und merkwürdigerweise gerade bei dem Gemeindevorsteher wiederzufinden[3]— vorausgesetzt ist hier, daß sie ihn geschrieben sahen—und einer erzählte, das einzige deutsche Wort, das er in Frankreich gehört habe, sei Parapluie gewesen. — Das erinnert wieder an folgende Geschichte. Ein Deutscher kommt in ein französisches Gasthaus, um zu essen. Er versteht nicht, was man ihm anbietet, oder es genügt ihm nicht. Da ruft er aus: 'Wenn ich doch nur wüßte, was table d'hôte auf französisch heißt!'— Ein Leipziger verlangt auf einem französischen Bahnhofe Limonade. Der Kellner bringt sie. 'Ei,' sagt jener zu seinem Begleiter, 'der kann ja deutsch!'— Ein Fremder übergiebt einem österreichischen Postbeamten in S. einen Brief mit der Aufschrift: 'Herrn N. N. hier.' 'Hier?' sagt der Beamte, 'wo liegt das Hier?' 'Nun, hier in S.' 'Ei so schreiben Sie doch ordentlich deutsch loco!'— Ein Schweizerkind kann nach

---

[1] Allg. Ztg. 1884 Nr. 68 S. 1003. [2] Äschyl. Ag. 1050; Herod. II 57; Aristoph. Aves 199 f. [3] HDunger in Masius' Jahrbb. f. Pädagogik 1877, 503.

Angabe seiner Eltern außer der Schweizer Mundart auch schon hochdeutsch sprechen; zum Beweise läßt die Mutter es merci sagen. Hieländ nannte man noch vor einem Menschenalter in der Leipziger Gegend den Kaffee. Damit war ursprünglich 'hieländischer', dh. einheimischer Kaffee gemeint, also Gersten-, Mohrrüben-, Eichelkaffee usw. Dann aber hieß auch der echte so. Jetzt ist das Wort fast nur noch alten Leuten bekannt und ein solcher alter Mann sagte meinem Gewährsmann: 'Jetzt sagen wir hochdeutsch Kaffee.' — Ganz entschieden hat das Französische nur für ein entstelltes Deutsch der Knecht gehalten, der angab, er sei bei Sang Marie schöne verwundet worden: er meinte St. Marie aux chênes.[1] — Ein Dienstmädchen besucht die Tanzstunde und äußert sich gegen ihre Herrschaft mit Entzücken über den contre: der erste Teil desselben, sagt sie, hieße 'Schöne Dame' (chaîne des dames). So verfährt das Volk auch beim Lesen: ich habe papier mâché und Strike machen (streiken). deutsch aussprechen hören Papiermache und Stricke machen.

Natürlich zeugt die Kehrseite dieser Erscheinung, nämlich daß das Volk eine ihm fremde Mundart der eignen Sprache für französisch usw. hält, nicht gegen mich, sondern für mich: die Leute haben eben keinen klaren Begriff von der fremden Sprache. In Graz spricht eine Frau in deutsch-russischer Mundart zu einem steirischen Bauer. Der antwortet: Ich verstehe kein Französisch. Und ganz dieselbe Antwort erhielt einer meiner Freunde, der das Englische mangelhaft ausspricht, in einem Laden in London, als er—wie er meinte, englisch— nach einer Ware fragte: I don't understand French. Beschämt machte er Kehrt, ohne ein Wort weiter zu sagen. — Nach dem 'Lustigen Extrablatt'[2] sagt ein Engländer zum Kutscher, dessen Wagen eben umgefallen ist: 'Uas sein das?' Jener erwidert: 'Na, soviel Deutsch werden Sie doch können, daß Sie begreifen, daß wir umgeschmissen haben.' Die Schnurre ist wohl erfunden, aber von einem, der das Volk gut beobachtet hat.

---

[1] HDunger aaO. 508. [2] 1891 Nr. 19.

Überhaupt gehören hierher viele der zahlreichen Volksetymologien, wie Förstemann, oder Umdeutschungen, wie Jakob Grimm sie nennt, die Karl Andresen in reicher Sammlung herausgegeben hat.[1] Sie beruhen auf der Thatsache, die Göthe[2] mit folgenden Worten ausspricht: 'Niemand hört, als was er weiß; niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann.'[3] Das Volk strebt danach, Wörter und Wortteile, die ihm fremd sind, sich verständlich zu machen aus dem ihm geläufigen Wörterschatze, und in diesem Streben nimmt es mit solchen Wörtern unwillkürlich kleinere oder größere Änderungen vor, durch die sie ihm mundgerechter werden und eine Form annehmen, in der das Fremde als deutsch, das Unbekannte als bekannt erscheint. So hat Armbrust bekanntlich weder mit Arm noch mit Brust etwas zu schaffen, sondern ist aus dem lateinischen arcuballista 'Pfeilschleuder' entstanden; so kommt Sündflut nicht von Sünde, sondern von Sinflut=große Flut, Friedhof nicht von Friede, sondern von Freithof, was eingehegter Hof bedeutet; der Erlkönig ist von Herder in die deutsche Sprache eingeführt worden und durch unrichtige Übersetzung des dänischen Ellerkonge entstanden, was freilich Erlkönig heißen kann, womit aber der Elfenkönig gemeint ist.[4] So ist der Name der Pflanze Keuschlamm eine irrige Übersetzung von agnus castus, denn hier ist agnus nicht Lamm, sondern der griechische Name der Pflanze (ἄγνος). Und ähnlich steht es um das Wort Uncialschrift: 'Uncialschrift ist ein jetzt gebräuchlicher Name, der ursprünglich aus einem Mißverständnis entstanden ist, denn unciales litterae sind ungewöhnlich große Buchstaben. Man bezeichnet aber damit eine Majuskelschrift, in welcher die Buchstaben schon mehr gerundete Formen haben, etwas geneigt und von ungleicher Höhe sind.'[5] Durch ein ähnliches Miß-

[1] Über deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. Heilbronn 1883, 5. Aufl. 1889. [2] XXXII 236=XXIX 256 Hempel. [3] 'Grund aller volkstümlichen Erklärungen ist das Sprachbewußtsein, welches sich dagegen sträubt, daß der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist.' Andresen S. 2. [4] Vgl. Grimms Wörterbuch. [5] W. Wattenbach, Anleitung zur griech. Paläographie S. 4.

verständnis ist das Wort Metaphysik entstanden. Wörtlich übersetzt bedeutet es 'was hinter der Physik kommt.' Dies bezeichnete zunächst ganz äußerlich eine Reihe von Schriften des Aristoteles, die der Physik desselben Philosophen hinten angefügt wurden. Nachmals aber verstand man das 'hinter' in übertragener, geistiger Bedeutung: was der Physik zu Grunde liegt, ihre Voraussetzung bildet. So ist das Wort Metaphysik dazu gekommen, die Wissenschaft von den Formen des reinen Seins zu bezeichnen oder (nach Aristoteles) die Wissenschaft von dem Seienden, wiefern es ist. Auch der Ausdruck Naturgeschichte statt Naturkunde beruht auf einer irrigen Übersetzung des griechischen Ausdrucks.[1]

Einmal auf diesen Gegenstand gekommen führ ich noch einige Volksetymologien an, die sich in Andresens vierter Auflage noch nicht finden. Rosmarinus bedeutet ursprünglich Meerestau, Seewasser. Andresen führt nur das englische rosemary an, in welchem es Anlehnung an 'Marie' erfahren hat, also etwa Marienrose bedeutet; aber in Berlin steht amtlich an einer Straßenecke angeschrieben Rosmarienstraße: die Schreibung zeigt, daß auch hier der Schreiber an Marie gedacht hat. Das wirkliche Marienrose dagegen hat das Volk nach dem Grimmschen Wörterbuche in Morgenrose umgewandelt, wobei als Zwischenglied zweifellos Mergenrose (vgl. Mergentheim=Marienheim) anzunehmen ist. — 'Was, Ihr Sohn raucht schon Cigarren?' 'Es ist ja keine Cigarre, bloß ein Cigarrettig.'— Wenn in den Rheinbundszeiten die Franzosen vive l'empereur schrieen und ihre würtembergischen Bundesgenossen mitschreien mußten, machten diese sich den Ruf mundgerechter, indem sie 'Pfiff Lampenöl' riefen.[2] — Den Omnibus nennt das Volk Umpust mit Anlehnung an Post und, wie es scheint, umwenden (Andresen 84 kennt dafür Ohnepost), einen Interimsweg in Grimma nannte es den Hintenrümsweg (rüm=herum)[3] und für Interimsquittung sagt

---

[1] Ἡ περὶ φύσιν ἱστορία, ἡ φυσικὴ ἱστορία, s. u. S. 46. [2] Nach dem mehr nützlichen als geschmackvollen Buche von HSchrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache 7, lautete der Ruf Wif Lampenröhre. [3] Eine andre Umdeutung von interim bei Andresen 67.

das Volk Unterunsquittung.[1] Statt Retraite blasen sagt es Retteret blasen und sieht in dem Worte eine Nachahmung des Trompetentones. Die Koseform von Therese sollte Reschen heißen, sie heißt aber poetischer Röschen, wie von Rosine und Rosalie. Das deutsche Riemen in der Bedeutung Ruder ist das lateinische remus. Die ehemalige Baierbastion in Dresden, nach einem Offizier benannt, hieß später der Bär. Zinkchen nennt das Volk die Hyacinthen, besonders die kleinen blauen, die man zur Einfassung der Beete verwendet (Hyacinthus botryoides). Oft hab ich gehört Hallotria, Reinematismus und Reenematismus (Andresen hat nur Reißmatismus und Reimertissen). Man sagt Magenkandare, das Vagabund, die Rinsetzekosten für Insertionskosten, Infaullenza für Influenza. Er hat ihn galvansch geprügelt für kannibalisch. Das slawisch benannte Dorf Babisnau heißt im Volke vielfach Papstenau, die Schafkuppe bei Lauenstein im Erzgebirge 'ufn Schafköppen'.[2] Ammeerika schreibt ein Realschüler.[3] 'Dürrhof' wird in Grimms Wörterbuch erklärt als Haushalt, wo nichts zu beißen und zu brechen ist aus Geiz oder aus Armut. Dagegen sagt Moriz Fischer:[4] 'Rechts vom Gute Friedrichsthal (in Berggießhübel) der sogenannte Dürrhof oder Dirnhof, der wie alle Dürrhöfe ein Viehwirtschaftsgebäude oder ursprünglich gar nur ein Drescherhaus gewesen ist.' Ist das richtig, so scheint auch hier ein Beispiel einer Volksetymologie vorzuliegen, wie in Dirnhof wohl zweifellos. Das Wort sei den deutschen Sprach- und Geschichtsforschern empfohlen. In dem oft gedruckten Schnaderhüpfel

Bist du dös sell Diendl,
Dös d Buama so foppt?
Du host ja dein Herzl
Mit Sacklein ausgstoppt

---

[1] GOrterer in der Ztschr. f. bayr. GW. XXVI 277. [2] Vgl. meinen Müglitzthalführer, 2. Aufl., Dresden 1891, 43. [3] Rud. Hildebrand in der Zeitschrift f. d. deutschen Sprachunterricht III 297. Viele weitere Beispiele bietet das treffliche Buch von Karl Albrecht, Die Leipziger Mundart, Leipzig 1881. [4] Wanderungen durch das Gottleubathal, Dresden 1881 S. 28 f.

lautet in einem Druck[1] die letzte Zeile: 'mit Sag-Klein (=Sägekleie, Sägespäne) ausgstoppt': das scheint die ursprüngliche Lesart zu sein, so daß Sacklein(en) auf Volksetymologie beruhen würde. Wie hier der Sack sich eingedrängt hat, so scheint er in einem andern Worte verdrängt zu sein: ich vermute, saugrob ist aus sackgrob entstanden, wie man ja auch Grobsack sagt für Grobian.

Auch in gebildeten Kreisen entstehen Volksetymologien. Wenn man die blauen Flieder- oder Holunderblüten im Bremischen Cyrenen nennt statt Syringen (der lateinische Name ist Syringa), so ist diese Verwechselung nicht im Volke entstanden, das von Cyrene nichts weiß (Andresen 106 schreibt Zirene: die Aussprache beider Formen ist ja im Volke dieselbe, aber bei Zirene kann man sich doch nichts denken, denn die Anlehnung an 'zieren' scheint mir zu fern zu liegen: es läge also keine Volksetymologie vor; wohl aber liegt eine solche vor in Eidrönechen, wie man diese Blüten in Hohenbergen bei Mühlhausen nennt). In Baiern sagt man Sirenen.[2] Ein finnisches Beispiel entnehm ich einem Aufsatze HSteinthals[3]: 'Die Finnen haben einen Gott der Unterwelt Māna. Woher stammt er?

[1] 150 Schnaderhüpfeln aus dem bairischen Hochlande, Augsburg 1852, Jacquet, I S. 5. RFalck, Art und Unart in deutschen Bergen 105 schreibt Sagspän. [2] Und selbst in der Wissenschaft kommen ähnliche Mißverständnisse vor. Die Metaphysik hab ich schon erwähnt. Ähnlich hat man in der Philosophie die causa finalis fälschlich durch Endursache übersetzt statt durch Zweckursache, und das iudicium infinitum (ἀόριστον) durch unendliches statt durch unbestimmtes Urteil. Und der Philologe gebraucht, durch das deutsche Hebung und Senkung verführt, die Ausdrücke Arsis und Thesis gerade umgekehrt, wie die alten Metriker. Auch der Name Accusativ dankt sein Dasein einem Irrtum: Die πτῶσις αἰτιατική ist von den Römern, vielleicht von Varro, fälschlich durch accusativus übersetzt worden statt durch effectivus oder causativus (Trendelenburg in den Acta societatis Graecae I 117 ff.). Und der bekannte Blumenname Diclytra (der deutsche Name ist Männerherz) ist gar durch einen Druckfehler in die wissenschaftliche Sprache der Pflanzenkunde geraten: er ist aus Dielytra, Doppelhülse (von ἔλυτρον) entstellt, und obgleich er sich gar nicht übersetzen läßt, hat er lange gegolten: erst 1875 hat Wünsche die richtige Form Dielytra wieder hergestellt.
[3] Zeitschrift f. Völkerpsych. XV (1884) 476.

Aus der falschen Etymologie (Volksetymologie) des Wortes mānala, Unterwelt. Durch das Suffix la werden nämlich im Finnischen Ländernamen aus Personennamen gebildet. So heißt Finnland selbst Kalewa-la, Land des Kalewa. So erklärte man nun auch māna-la als Land des Māna, Herrn und Königs des Landes Mānala, der Unterwelt. Das Richtige ist, daß dieses Wort von mā, Erde, stammt, mit dem Suffix ala, das, was darunter.' Und nun noch ein italienisches Beispiel. Die griechische Insel Euböa heißt jetzt Negroponte. Dieser Name ist folgendermaßen entstanden. Eurīpos ist der altgriechische Name für Sund, und vorzugsweise nannte man so den Sund zwischen Euböa und dem Festlande. Die Neugriechen sagen dafür Egripos und in byzantinischer Zeit ward dieser Name auf die Insel übertragen. Aus en Egripo='in Euböa' haben dann die Venezianer Negroponte gemacht mit Anlehnung an das italienische negro 'schwarz' und ponte 'Brücke'.[1]

Verwandt mit den Volksetymologien sind folgende Beispiele. Bei der zweiten Besetzung von Paris 1815, als die preußische Heeresleitung die Anwesenheit der Bourbons in den Tuilerien ignorierte[2], stand ein handfester Pommer Schildwache vor dem Haupteingange. Da fuhr die Herzogin von Montmorency vor und schritt, ihren wohlgenährten Mops auf dem Arme, stolz dem Eingange zu. 'Halt, hier dörft niemand rin' donnerte ihr der Posten entgegen. 'Comment? Je suis la duchesse de Montmorency et monsieur le duc me l'a permis.' Drauf der Pommer: 'Dat se en dicke Pomeranz is, dat seh ick schonst, aber der dick Permi da (auf den Mops deutend) de dörft nu all goar nich rin.' In Adolf Wechsslers Lustspiel 'Der geschüchterte Hahn'[3] glaubt ein Dienstmädchen die Worte Duc de Berwick à Paris ganz gut verstanden zu haben 'der dicke Bärenwirt aus Paris'; und auf die Frage, ob denn der Franzose deutsch gesprochen habe, sagt sie: 'Das weiß ich nicht, verstanden aber hab ich ihn ganz gut.' Echt volkstümlich dürfte

---

[1] Konrad Bursian, Geographie von Griechenland II 396. [2] Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte I 766. [3] Ulm 1870, 1. Aufzug, 13. Auftritt.

jedoch hierin bloß das sein, daß das Mädchen die fremde Sprache als deutsch ansieht, denn die Verwechselung ist älter.[1] So glaubt auch in Hebels bekannter Erzählung die schwäbische Schildwache am Rhein die französische Schildwache, die ihm vom andern Ufer filou zuruft, ganz gut verstanden zu haben, nämlich 'wie viel Uhr?' Denn er antwortet gutmütig 'Halber vieri'.[2] — In Baiern heißt die Wäsche bekanntlich 'die Wasch'. Eine Wäscherin erzählt nun, sie kreuze sehr leicht die französische Postenkette, weil sie französisch sprechen könne: sie sage bloß la vache, dann lachten die Franzosen und ließen sie durch.

Der Philosoph Karl Solger[3] kommt eines Abends müde in einem Dorfgasthof des Elsaß an, und da kein Nachtlager mehr zu haben ist, legt er sich im Gastzimmer auf eine Bank. Es kommen Gäste und die Unterhaltung wird lebhaft. Da sagt einer in seiner Mundart: 'Still, dort liegt einer, der behorcht uns.' 'O, sagt ein andrer, der versteht nichts, der kann nicht ordentlich deutsch.' — Zu einer Frau aus Dresden sagten Anwohner des Chiemsees in ihrer baierischen Mundart: 'Aber was Sie gut deutsch sprechen! Die meisten Sachsen können wir nicht verstehen, Sie aber verstehen wir ganz gut; Sie sprechen fast so gut wie wir.' Natürlich; das Ungewohnte erscheint als das Verwerfliche. Mich selbst hat es in der Schweiz nicht wenig verdrossen, daß die Leute mein gutes und, wie ich mir schmeichle, von allem Mundartlichen so gut wie freies Deutsch nicht verstanden. Die eben erwähnte Frau erzählte mir auch folgendes für die Volksmeinung über fremde Sprachen sehr belehrende Erlebnis. Sie wohnt mit einem deutschen, des Italienischen unkundigen Dienstmädchen in einem Gasthause in Rom. Das Mädchen verlangt vom Kellner ein Handtuch. Er versteht sie nicht. Da hält sie ihm erst ihre Hand und dann ein Tuch hin und ist unglücklich, daß sie trotz

---

[1] KAndresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 112.
[2] Schatzkästlein, Sedezausg. mit Holzschn. S. 98 f. [3] Nach einer mündlichen Mitteilung seiner Tochter Karoline Solger, der Herausgeberin der 'Briefe von Heinrich Voß an Karl Solger' in FSchnorr vCarolsfelds Archiv für Litteraturgeschichte XI 94—141.

dieser leicht verständlichen Zeichensprache noch immer nicht verstanden wird und der Kellner noch obendrein lacht. — Eben weil er die fremde Sprache nur für eine Abart der seinigen hielt, war ein deutscher Mann aus dem Volke sehr entrüstet, als er hörte, daß 'nähen' im Französischen coudre heiße. 'Aber doch wohl kudern' fragte er.

In Dickens' Klein Dorrit spricht Frau Plornish mit einem Italiener, der nur gebrochen englisch spricht, ebenso gebrochen englisch und glaubt damit italienisch zu sprechen, und daß das eine im Volke oft vorkommende Erscheinung ist, sehen wir aus einer Äußerung Ludwig Börnes:[1] 'Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.' — 'Sag, Mädl, warum hast du denn vorhin den Herrn am Nebentisch so angeschrieen? Ist der Arme taub?' 'O nein, taub ist der nit, aber an Engländer ist er und ka Wort deutsch versteht er'.[2] — Schon etwas weniger beschränkt in seinem Wissen war der deutsche Hauswirt, der zu seinem Mieter kommt und sagt: 'Sie können ja englisch lesen; sagen sie mir doch, was in diesem Briefe steht'.[3] — Ein junger Bursche will an einen Oheim in Mexiko schreiben und kommt zu meinem ehemaligen Kollegen Georg Stern mit der Bitte: 'Schreiben Sie mir doch einmal das englische Alphabet auf.' Er glaubte dessen für die Adresse zu bedürfen. — Eine mir befreundete Frau wird von ihrem Dienstmädchen zu einem Gespräch veranlaßt über eine französische Zeitung, die jene eben liest. 'Sie können mir doch gewiß,' sagt das Mädchen, 'diese Zeitung so vorlesen, daß ich sie verstehen kann.' Und mir sagte ein Dienstmädchen, als sie ein lateinisches Buch sah: 'Das kann man ja gar nicht lesen'. Aber auch Thukydides[4]

[1] Fragmente und Aphorismen Nr. 164, Wiener Ausg. VII 68. Ähnlich sagt BAuerbach, Schrift u. Volk S. 215 f.: 'Man wird sehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menschen fremder Zunge die selbsteigene Sprache spricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen sucht. [2] Münchner Flieg. Blätter Bd. 89 Nr. 2258. [3] Agathon Keber, Zur Philosophie der Kindersprache (Halle 1886) 55. [4] IV 50.

bietet für 'aus dem Assyrischen übersetzen' den seltsamen Ausdruck 'aus der assyrischen Schrift umschreiben'. — So hat mein lieber Amtsgenosse und Freund Robert Ebert, dem ich manchen schönen Beitrag danke, beobachtet, daß die sächsischen Landleute unter der lateinischen Sprache sich nichts andres vorstellen als deutsch, das mit lateinischen Buchstaben geschrieben ist, denn nur die vorgerückteren Kinder haben lateinische Buchstaben schreiben gelernt. Als sie nun italienische Erdarbeiter sprechen hören, machen sie die Bemerkung: 'Italienisch ist doch ganz anders als lateinisch: da klingt auch jedes Wort anders.' Ähnlich mag über das Latein der Fuhrmann gedacht haben, der, nachdem er mühsam ein frisch mit Steinen beschüttetes und noch nicht geebnetes Stück Landstraße zurückgelegt hat, aufatmend ruft: 'Das waren ein paar lateinische Zeilen!' Diese Beobachtung stimmt trefflich zu dem lehrreichen Ausdruck Jägerlatein (vgl. auch das plattdeutsche Kramerlatein; ferner kauderwelsch und rotwelsch, wie denn lateinisch und welsch hier gleichbedeutend sind,[1]) der wieder an Cascas it was Greek to me erinnert.[2] Bei fremden Sprachen aber, die ausdrücklich erlernt werden müssen, dürfte das Volk eher an Sprachen denken, wie zB die der Vögel, die ja in seinen Märchen eine große Rolle spielt,[3] oder etwa wie die B-Sprache,[4] die, wahrscheinlich von Kindern erfunden, gern von Liebenden gebraucht wird und bekanntlich darin besteht, daß man in jede Silbe ein b einschiebt und den Vokal wiederholt; Heubeutebe Ababebend giebiebst dubu mibir eibeineben Kubuß, und derselben Regel folgen die P-, D-, F- usw. Sprachen.[5] Einmal jedoch findet sich in Grimms Märchen[6] die Wendung 'er fragte es in

---

[1] Jakob Grimm, Über den Ursprung der Sprache 14. [2] Shakespeares Julius Cäsar 1. Aufzug 2. Auftritt. [3] ZB Grimms Märchen Nr. 6 (I S. 34). 17. 33; Simrocks Edda Fafnismal 31 ff. S. 165; vgl. den Aufsatz 'Hausruhm' in Berthold Auerbachs Schatzkästlein des Gevattersmanns 152, während im Aug. Jak. Liebeskinds Palmblättern (Gotha 1788) S. 27 die Vögel die Landessprache reden. [4] Vgl. Dunger, Kinderlieder² 37. [5] Die weit kompliziertere U-Sprache wird beschrieben in 'Glückauf. Organ des Erzgebirgsvereins' 1892 S. 78. [6] I S. 248.

allen Sprachen, die er wußte.' Ich vermute aber, daß es um diese Sprachen ähnlich steht, wie in dem Gedicht Alwismal der ältern Edda, das neun Klassen von Wesen unterscheidet, und jeder eine eigne Sprache beimißt. Aber die mitgeteilten Proben zeigen, daß alle neun Sprachen gutes Altnordisch sind, wie auch bei Homer die Göttersprache, die der Dichter von der Menschensprache unterscheidet, gutes Altgriechisch ist. So ist auch das Volk bei dem, was wir fremde Sprache nennen, mehr geneigt anzunehmen, es bedürfe bloß dessen, daß man sich daran gewöhne, und es mag sich die Abweichung vom Deutschen nicht größer denken, als sie sich etwa aus dem Liede 'In des Waldes tiefsten Gründen' ergiebt, durch dessen Veröffentlichung in meinem Liederbuche 'Pan'[1] ich viel heitre Stimmung erregt habe und von dem ich hier ein paar Strophen hersetzen will, weil es in der That, obwohl kein Volkserzeugnis, doch die Volksanschauung von der Sprache zu beleuchten trefflich geeignet ist (die Singweise sehe man im 'Pan'):

Deutsch.	In des Waldes tiefsten Gründen Ist ein großer Bär zu finden.
Lateinisch.	In des Waldus tiefstus Gründus Ist ein großus Bärus findus.
Hebräisch.	In des Waldchim tiefstchim Gründchim Ist ein großchim Bärchim findchim.
Italienisch.	In des Waldoli tiefstoli Gründoli Ist ein großoli Bäroli findoli.
Lettisch.	In des Waldlatsch tiefstlatsch Gründlatsch Ist ein großlatsch Bärlatsch findlatsch.

Was hier mit Bewußtsein von Sprachkennern geschaffen ist, das erscheint auch als Erzeugnis einer kindlichen Anschauung. MChristlieb schreibt mir, wenn er als Knabe dem Vater die lateinischen Wörter aufsagte, habe sein jüngerer Bruder gelauscht und bald sich gerühmt, er wisse alle lateinischen Wörter: Tisch, tischia, Stuhl, stulia usw.

Hier erwähn ich noch eine auffallende Thatsache. Die Lausitzer Wenden sprechen, wie schon gesagt, meist mit gleicher Geläufigkeit wendisch und deutsch; trotzdem pflegt, wie ich von zu-

[1] Dresden 1877, Schönfelds Verlag, S 173.

verlässiger Seite höre, der gemeine Mann es abzulehnen, wenn man ihn bittet etwas aus der einen Sprache in die andre zu übersetzen: 'das könne er nicht', oder, wie einer meiner Gewährsmänner sich äußerte, 'davor fürchtet er sich'. Ohne Schwierigkeit aber kann er eine wendische gehörte Erzählung deutsch wiedergeben und umgekehrt, und auch die Übersetzung einzelner Wörter genau angeben. Ich weiß dies nicht anders zu deuten, als daß diese Leute nicht recht wissen, was Übersetzen heißt. Ich selbst habe übrigens diese Erfahrung nicht gemacht: das wendische Dienstmädchen meiner Frau hat uns oft Stellen aus dem Wendischen fließend übersetzt und wenn sie das deutsche Wort für Pschispomnjenje, 'Anmerkung', nicht gleich fand, so wolle man bedenken, daß dieser Begriff dem Gedankenkreise eines Dienstmädchens ziemlich fern liegt.

Nachdem wir somit den Glauben des Volkes an die Untrennbarkeit von Ding und Namen auch in seinen Ansichten über fremde Sprachen bestätigt gefunden haben, will ich für diesen Glauben kurz noch einige Beweise zusammenstellen. Hier sei zunächst der bekannte Ausspruch erwähnt: 'Das Schwein führt seinen Namen mit Recht,' der, wenn er nicht aus dem Volke stammen sollte (man sagt mir, er rühre her aus Raffs Naturgeschichte: in der dritten und vierten Auflage dieses Buches findet er sich nicht, die erste steht mir nicht zur Verfügung), doch auf alle Fälle einem guten Kenner der Sprechweise des Volkes sein Dasein verdankt. Ist er in dieser Form nicht echt, so ist er es doch jedenfalls in der folgenden. Ein lieber Freund erzählt mir, ihm habe ein begeisterter Schweinezüchter mit vieler Wärme gesagt: 'Ihr denkt, ein Schwein ist ein Schwein? Ein Schwein ist kein Schwein, sondern ein sehr reinliches Tier'. In jener ersten Form dürfte die Innigkeit jenes Glaubens den Gipfelpunkt erreicht haben. — Hierher gehört noch dies. Ein Knabe blättert in seinem neuen Tierbilderbuch. 'Mama, wissen denn die Tiere ihren Namen?' 'Wo denkst du hin!' 'Na das ist auch gut, der Ochse, der Esel und der Affe müßten sich sonst auch schämen'.[1] — Höchst

[1] vSchönthan, Kindermund 63; Hulda Klönne, Aus Kindermund 25 nach Ess. G.-Anz.

charakteristisch ist auch die folgende Äußerung, deren Mitteilung ich einem lieben frühern Kollegen verdanke. Eine Dame trifft ein Kindermädchen, das einen kleinen Knaben ausfährt, und sagt: 'Ach das ist wohl der kleine Engländer? Nicht? Ich denke, Ihre Herrschaft ist aus England.' Das Mädchen antwortet: 'Nu, er is e Deutscher un sie 'ne Engländern; un was der Junge for ener is, das wär mer scho sähe, wenn er an zu sprechen fängt.'

Und selbst in ganz äußerlicher, räumlicher Beziehung gilt diese Zusammengehörigkeit. Um in der Wetterau den Platz zu finden, wo ein Ertrunkener liegt, schreibt man seinen Namen auf ein Stück Brot und wirft dies ins Wasser. Es schwimmt dann zu der Leiche, denn Person und Name gehören zusammen.[1] Ähnlich verfuhren die alten Römer: 'Ein Feind wird dem Tode geweiht, ein unerreichbarer Missethäter den Unterweltsgöttern zur Rache überantwortet, indem sein Name auf ein Täfelchen aufgeschrieben in das Reich des Todes, in ein Grab gebracht wird'.[2] — Dahin gehört es auch, wenn die pommerschen Landwehrleute, als sie 1814 aus Paris zurückkamen, sagten, in Frankreich hieße die Spree Seine, und die Würste hießen dort so, wie sie in Pommern schmeckten, nämlich 'so süße' (saucisses).[3] Bekannt ist auch die Schnurre, nach der ein Wiener auf der Brücke in Mainz bemerkt: 'Hier heißts Rhein, bei uns heißts halt Donau.' Damit vergleiche man, was GRohlfs berichtet:[4] 'Kommen die Araber nach Centralafrika, so ist das Erste, was sie beim Anblick eines großen Stromes ausrufen, el bahr en-Nil. Sie wollen damit keineswegs sagen, daß der betreffende Strom der ägyptische Nil sei, sondern einfach ausdrücken, er sei ein großer Süßwasserstrom.' So will auch dieser Österreicher nicht sagen, der Rhein sei die Wiener Donau, sondern er nimmt den Eigennamen für einen Gattungsnamen, wie Kinder von einem rinnenden Wasser sagen: Ach die große Elbe usw. Eine

---

[1] Bastian in der Zeitschrift f. Völkerpsych. V 177. [2] FBücheler im Rhein. Mus. f. Philol. XXXIII 2 f., vgl. Fleckeisens Jahrbb. für Philol. 1887, 661. [3] Wo ich dies Beispiel gelesen, ist mir leider entfallen. [4] Petermanns Geogr. Mitteilungen XXV 2.

Erklärung hierzu liefert die Thatsache, daß viele Flußnamen einfach 'Wasser' oder 'Fluß' bedeuten, wie die deutschen Namen Elbe, Aa, Ach, der keltische Rhein, der griechische Indos,[1] der ossetische Don ua.[2] AvHumboldt, der diese Thatsache hervorhebt,[3] geht viel zu weit, wenn er solche allgemeine Bezeichnungen den Völkern nur im Zustande tierischer Roheit zuschreibt.

Recht schlagend zeigt ferner ein Gebrauch der Südseeinsulaner die Meinung des Volkes, daß Name und Benanntes ein und dasselbe seien. Dort nämlich tauschen Freunde, die einander innig lieben, ihre Namen und glauben damit ihre Personen getauscht zu haben, so daß gänzliche Gemeinschaft aller Güter eintritt.[4] Aber auch diese Sitte scheint sich nicht auf die wilden Völker zu beschränken; wenigstens lesen wir bei Shakespeare:[5] 'Wie Schülerinnen Namen tauschen in kindisch treuer Freundschaft.' Auch dient ja die Namengebung bei der Taufe als Sinnbild des Beginnes eines neuen Lebens, und wenn Erwachsene sich taufen ließen, trat gelegentlich Namensänderung ein. So hieß Eudokia, die Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II., vor der Taufe Athenais und der heilige Patricius, der Schutzpatron Irlands, Sykkat. Abram, dh. 'hoher Vater', heißt nach dem Bunde mit Gott und nach der erhabenen göttlichen Verheißung Abraham, dh. 'Vater der Menge';[6] Sarai 'die Unfruchtbare'[7] heißt Sarah 'Fürstin';[8] Jakob 'Fersenhalter' heißt nach seinem Ringen mit Gott Israel 'Gotteskämpfer'.[9] Eliakim erhält nach seiner Erhebung zum Könige den Namen Jojakim.[10] In Japan wechselte früher der Beamte den Namen,

[1] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1896, 802 f. [2] KRichter im Jahrbuch des Gebirgsvereins f. d. sächs.-böhm. Schweiz III 51; CAngermann in Fleckeisens Jahrbb. für Philol. 1889, 183 und CKrauth, ebd. 1890, 14. [3] Ansichten der Natur, Sedezausg. 181. [4] Gerland in der Zeitschr. f. Völkerpsych. V 280; Richard Andree, Ethnographische Parallelen 178; HPloß, das Kind in Brauch und Sitte der Völker 2. Aufl. 161. — Const. Angermann, Beiträge zur griech. Onomatologie, Progr. der Meißner Fürstenschule 1893, bietet S. 21 ff. ein reiches Kapitel über Namensänderungen. [5] Maß für Maß 1. Aufz 5. (4.) Auftr. [6] 1. Mos. 17 5. [7] Der Name wird auch anders gedeutet. [8] Ebd. 15. [9] Ebd. 32 28 [10] 2. Kön. 23 34.

so oft er eine höhere Stelle erhielt.[1] Die Indianer Nordamerikas wechseln den Namen beim Eintritt in das Mannesalter, namentlich nach einer Kriegsthat, und beim Antritt der Häuptlingswürde.[2] In der griechischen Sage erhält das Mädchen Cänis nach ihrer Verwandlung in einen Mann den männlichen Namen Cäneus.[3] Von Teiresias, der sieben Jahre lang ein Weib war, ist von Namensänderung nichts überliefert, vielleicht bloß deshalb, weil die Gelegenheit, bei welcher diese Sage erzählt wird,[4] dazu keine Veranlassung bot, oder weil Rückverwandlung stattfand. Bei Iphis wird ausdrücklich hervorgehoben, daß eine solche Änderung nicht nötig gewesen sei. Die Sage ist folgende.[5] Der Kreter Ligdus bestimmt, daß, wenn seine Gattin Telethusa ein Mädchen zur Welt bringe, es sterben solle. Nun gebiert sie ein Mädchen, giebt es aber ihrem Manne gegenüber für einen Knaben aus und läßt es als Knaben aufziehen. Der Vater benennt es nach dem Großvater Iphis; des freut sich die Mutter, weil Iphis zugleich Männer- und Frauenname ist. Später wird Iphis von Isis in einen Mann verwandelt.

Aber auch wenn in der griechischen und römischen Mythologie Menschen unter die Götter versetzt werden, so erfordert eine so gewaltige Umwandlung nach volkstümlicher Anschauung auch eine Änderung des Namens: Romulus wird Quirinus, Hersilia Hora, Äneas Indigetes, Ino und Melikertes Leukothea und Palämon, Semele Thyone, Hippolytos Virbius usw. und nomen mutare 'den Namen ändern' bedeutet geradezu Vergötterung.[6] Bei dem letzten der angeführten Beispiele ist auch die Form beachtenswert, in der Ovid[7] die Namensänderung erzählt: er läßt nämlich Artemis zu ihm sagen nicht 'der du bisher Hippoly'os geheißen hast, sollst fortan Virbius heißen',

[1] RAndree aO. 174. [2] Ausland 1861, 163. [3] Ovid Met. XII 172 ff.; vgl. Eduard Jacobi, Handwörterbuch d. griech. und röm. Mythologie unter Kaeneus. [4] Ovid Met. III 323 ff. [5] Ovid Met. IX 666 ff. [6] Ernst Curtius, Monatsberichte der Berliner Akad. d. Wiss. 1870, 165. [7] Met. XV 544. Auch Quintil I 6, 33 gebraucht sunt für heißen.

sondern 'der du Hippolytos gewesen bist, sollst Virbius sein'.[1] (Um zu zeigen, wie eng auch nach der Anschauung der Gebildeten Ding oder Person und Name zusammengehören, wie sie bei einiger Unachtsamkeit ebenso verfahren, wie das Volk, führ ich an, daß ein Philologe schreibt: 'Melikertes wurde in einen Meergott Namens Palämon verwandelt', und ein andrer Philologe sagt von Ino und Melikertes: 'Beide wurden in freundliche Meeresgottheiten verwandelt', als ob mit der Verwandlung und durch sie dort der neue Name, hier die Freundlichkeit unmittelbar zugleich gegeben sei. Der erstere Philologe sagt in demselben Buche: 'Cäneus war früher ein Mädchen Namens Cänis'.) — Ähnlich wird nach einer gewaltigen innern Umwandlung aus einem Saulus ein Paulus, und der vom Herrn berufene Simon erhält den neuen Namen Petrus.[2]

Namensänderung ist ferner verbunden mit der Verheiratung der Frau, mit der Annahme an Kindesstatt, mit dem Eintritt ins Kloster, mit der Annahme des Lordtitels, gelegentlich auch in Deutschland mit Erteilung des Adels. In den Augen des Römers aber war etwas Ähnliches wie Vergötterung die Erhebung zum römischen Bürger. Ein fremder Fürst, der römisches Bürgerrecht erhielt, nahm daher in der Regel den Geschlechtsnamen des Kaisers an, dem er das Bürgerrecht verdankte, wie auch einen römischen Vornamen, behielt aber als Beinamen seinen alten einheimischen Namen, vielleicht, wenn er zu barbarisch klang, mit etwas romanisierter Endung.[3] Und als am 27. Mai 1875 nach Absetzung des alten Guikowar von Baroda der neue eingesetzt ward, änderte der englische Beauftragte, Sir Richard Meade, dessen Namen Gopalwao in Seiaïrdo.[4] Hierher ist auch die Namensänderung bei Besteigung des päpstlichen Stuhles zu rechnen. In allen diesen Fällen liegt eine Erhebung auf eine Daseinsstufe vor, die als eine höhere gilt. Aber auch Alkuin mochte guten Grund haben, Karl dem Großen für die Mitglieder seines gelehrten Vereins die Annahme neuer Namen

---

[1] Vgl. oben S. 30. [2] Markus 3, 16. [3] Hermes X 400.
[4] Allg. Ztg. 1875 Nr. 176.

vorzuschlagen, die sie innerhalb dieses Vereins führen sollten und geführt haben. Wenn dagegen die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher gleichfalls jedem Mitgliede bei seinem Eintritt einen neuen Namen giebt, nämlich jedesmal den eines großen Naturforschers, so liegt darin entweder eine lächerliche Überhebung oder, wie bei den Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, eine kindische und eines wissenschaftlichen Vereines unwürdige Spielerei, die angemessen beleuchtet wird durch die Sitte der Studentenverbindungen, deren Mitglieder einen sogenannten Kneipnamen führen, da ja auch sie hier ein 'höheres Dasein führen'. Jenen Standeserhöhungen gegenüber aber, die einen vornehmern Namen erfordern, galt es noch vor wenigen Jahrzehnten für angemessen, daß der gemeine Mann einen gemeinen, alltäglichen Namen führe: Schlichtweg Jan, sä de Bur, as he sin Kind döpen let – he sall man achter de Plog.[1] Georg Orterer erzählt:[2] 'Ich selbst erinnere mich noch recht wohl daran, wie mir in den ersten Jahren meiner beruflichen Thätigkeit von Seite eines "höher gebildeten" Vaters beinahe ein Injurienprozeß an den Hals geworfen worden wäre, weil ich dessen Sohn im Semestralzeugnis "Johann" statt "Hans" genannt hatte, da ersteres nur der Name für Kutscher ua. sei!' Noch ums Jahr 1850 erstaunte mit mir der ganze Kreis meiner damaligen Bekannten, daß ein Küchenmädchen Selma hieß; heute ist das freilich anders. In Gattersleben bei Bernburg heißen gegen zwanzig Bauernmädchen Lydia—beiläufig bemerkt ein Name, den in Rom nur Sklavinnen führten—weil die Tochter des Rittergutsbesitzers so heißt und überall hat Gevatter stehen müssen. Auch im nördlichen Baden ist der Name Lydia häufig, hier aber, weil er biblisch ist.[3] — Eine Frau wünscht ihren Sohn Kuno zu nennen, weil der Name so gut zu ihren Möbeln passe. In der That wirken solche gewählten Namen komisch, wenn die Bildung fehlt, die sie erwarten lassen. Eine Mutter ruft der Tochter aus dem Fenster zu: 'Aurora,

[1] Höfer, Wie das Volk spricht 2. Aufl. Nr. 68; Wander, deutsches Sprichwörter-Lex. II 1004. [2] Blätter f. d. bair. Gymnasialschulw. XXVI 278. [3] Apostelgesch. 16 14.

du Dreckschwein, geh aus der Gosse.' — Der römische Schriftsteller Aulus Gellius[1] legt dem Herodes Attikus folgende Worte in den Mund: 'Meine Vorfahren, die Athener, setzten durch einen öffentlichen Beschluß die heilige Bestimmung fest, daß die Namen der beiden heldenmütigen Jünglinge, des Harmodios und des Aristogeiton, welche zur Wiedererlangung der Freiheit ihres Vaterlandes es unternahmen, den Tyrannen Hippias (vielmehr Hipparchos) umzubringen, niemals Sklaven beigelegt werden durften, weil sie es für Frevel erachteten, der Freiheit des Vaterlandes geweihte Namen durch irgendwelche Gemeinschaft mit niedern Sklaven zu beflecken.'

Im Morgenlande ändert man den Namen des Kranken (anderswo des Blutschuldigen), damit der Tod das ihm verfallene Opfer nicht finden solle. Es wäre ja möglich, daß das wörtlich zu verstehen und die Absicht dabei wäre, einen persönlich gedachten Tod zu täuschen.[2] Vielleicht aber ist die ursprüngliche Meinung doch die, daß durch die Namensänderung eine Wesensänderung vor sich geht, so daß aus dem Kranken ein Gesunder, aus dem Schuldigen ein Reiner wird. So fürchten sich Kinder, wenn man eine Larve vornimmt, auch wenn man sie in ihrer Gegenwart vornimmt und sie ihnen vorher von allen Seiten zeigt: es ist ihnen doch nicht geheuer, ob damit nicht eine Wesensänderung vor sich gehe. An eine solche glaubte wohl auch der Kaiser von China, als er 1878 wegen der Hungersnot in seinem Lande seinen Namen änderte.[3] Vielfach jedoch gilt auch der Glaube, daß man an dem einmal erteilten Namen nichts ändern dürfe, da man sonst notwendig auch den mit seiner Erteilung verbunden geglaubten Segen mindere,[4] was besonders leicht geschehen kann, wenn dieser Segen etwa in Erbschaften bestehen sollte.

Ich schließe dies Kapitel mit einer hübschen Erfahrung, die eine mir befreundete Familie an ihren Kindern gemacht hat. Sie hat drei Töchter Sophie, Marie, Karoline; alle drei aber

[1] IX 2, 10 f. [2] Richard Andree, Ethnogr. Parall. 176. [3] Allg. Ztg. 1878 Nr. 175 S. 2565. [4] HPloß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker 2. Aufl. 162.

heißen zugleich Ernestine. Eines Tages tragen die Kinder der Mutter die Bitte vor, sie möchte sie doch Ernestine nennen. 'Sehr gern', antwortete diese, 'aber da hab ich nun den Pflaumenbaum vor unserm Hause gepachtet und die Früchte sind bestimmt für Sophie, Marie und Karoline; für Ernestine hab ich nichts.' Von da an haben die Kinder nie wieder etwas von Namensänderung erwähnt.

3.

Relative Bezeichnungen. Willkürliche Benennungen.

Häufig werden relative Benennungen vom Volke absolut gebraucht. Ich erwähne die oft beobachtete und von mir selbst erlebte Thatsache, daß Knaben, wenn sie Soldaten spielen, die eine Partei die Freunde, die andre die Feinde nennen. Nicht beachtend aber, daß das relative Bezeichnungen sind, nennt sich die als Feinde bezeichnete Partei selbst mit diesem Namen und da kann man denn Äußerungen hören wie: du gehörst nicht zu uns, du gehörst ja zu den Freunden. So verfährt nicht selten auch das Volk. Ein mongolischer Stamm zB., der keinen besondern Namen hat, nennt sich 'Wir', wird aber auch von den Nachbarstämmen nur so genannt.[1] Auch der Name der Hebräer (von Ibri oder Hibri, eigentlich 'die Jenseitigen'), wahrscheinlich von den Ureinwohnern den einwandernden Leuten des Abraham gegeben, ist später von diesen selbst angenommen worden, wenn auch der eigentliche und gewöhnliche Name immer jener der Israeliten war.[2] Das Wort 'deutsch' bedeutet ja gleichfalls nichts andres als 'dem Volke angehörig', also verständlich, und doch nennen uns die Italiener mit demselben Namen Tedeschi und auch das englische Dutch ist ebenderselbe Name, wenn es auch die Holländer bezeichnet. Im Gegensatze

[1] Lazarus und Steinthal, Zeitschr. f. Völkerpsych. I 36; vgl. meine Abhandlung De artis vocabulis Lucretianis 5. [2] Streng genommen umfaßt der Name Hebräer außer den Israeliten auch noch die Ammoniter, Moabiter, Edomiter und gewisse Araberstämme.

dazu heißt das Fremdländische 'welsch', bei den Griechen 'barbarisch', dh. unverständlich.[1] Aber bei Euripides in den Phönizierinnen nennt der Chor Sidonischer, in seinen Bakchen der Chor asiatischer Frauen und in desselben Dichters Taurischer Iphigenia nennt der taurische König Thoas sich selbst und seine Heimat barbarisch. Selbst Göthe läßt den Thoas sagen:[2]

Der Grieche wendet oft sein lüstern Auge
Den fremden Schätzen der Barbaren zu.

In den Persern des Äschylos bezeichnet das Wort überall, wo es vorkommt,[3] die Perser und stets im Munde von Persern, und ebenso läßt Xenophon den Tissaphernes seine persischen Landsleute nennen.[4] In der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes kommt sonderbarerweise der Name der Philister nicht vor, sondern sie werden das Volk fremden Stammes (allóphyloi) genannt; aber auch unter einander reden sie sich an 'ihr Männer fremden Stammes'.[5] Dazu ist es ein Seitenstück, wenn bei Xenophon[6] der Armenier Tigranes seine Frau anredet 'o Armenierin'. Und ein zweites Seitenstück bietet Göthe:[7]

Warum tanzen Bübchen mit Mädchen so gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern,

wo er 'Ungleich Ungleichem' hatte sagen müssen. Diese Leute verfahren also ganz wie die erwähnten Knaben. Diesen Knaben aber gilt für völlig gleichbedeutend mit dem Worte Feind häufig das Wort Franzose, und so erzählte ein kleiner Schüler von mir: 'Hannibal schwur, er werde ewig ein Franzose der Römer sein'. In Freiburg im Br. erzählt ein kleiner Knabe, als er aus der Kirche kommt, der Pfarrer habe 'egal von den Franzosen gepredigt': die Predigt galt nämlich 'dem bösen Feinde'.

Auch in folgenden Beispielen ist die nur bedingte Geltung des Ausdruckes unbeachtet geblieben. Japygia hieß im Altertum

---

[1] Vgl. oben S. 39. [2] Iphigenie 5. Aufzug 6. Auftritt. [3] 187. 255. 337. 391. 423. 434. 475. 798. [4] Eur. Phoen. 679. Bacch. 1034. Iph. Taur. 1170. 1174. (1337.) 1422. Wecklein zu Med. 256. Xen. Anab. II 3 19. [5] 1. Sam. 4 9. [6] Cyropaed. III 1 41. [7] Werke III 6.

das Land am Tarentinischen Meerbusen in Unteritalien, das heutige Calabrien, und folglich war der iapygische Wind (Iapyx) für die Griechen der Westnordwestwind. Es wünscht aber auch der in Rom befindliche Horatius dem nach Griechenland reisenden Vergilius iapygischen Wind,[1] natürlich vom griechischen Standpunkt aus, oder richtiger, indem er sich des griechischen Ausdrucks bedient, ohne sich dessen eigentliche Bedeutung klar zu machen; denn der Wind, der von Japygia nach Rom weht, würde dem Freunde der allerungünstigste gewesen sein. Mit genau demselben Mißgriff nennt er an einer andern Stelle[2] den Nordwind den thrakischen. Und Vergilius bleibt nicht hinter seinem Freunde zurück: er nennt vom griechischen Standpunkt aus und mit dem griechischen Worte die italische Küste 'hesperisch' dh. westlich, sogar im Gegensatze zur sizilischen.[3] Der Geschichtschreiber Livius nennt sonst regelmäßig vom römischen Standpunkt aus das linke Ufer der Rhone richtig das diesseitige, das rechte das jenseitige. An einer Stelle aber,[4] wo ihm eine Quelle der Gegenpartei vorlag, die die geographische Lage von Spanien aus betrachtete, wählt er, diese ohne Prüfung abschreibend, die umgekehrten Bezeichnungen. Dasselbe begegnet ihm mit dem linken Ufer des Po, das er[5] als das diesseitige bezeichnet. Sehr gern möcht ich wissen, ob wohl die heutigen Dichter der südlichen Erdhälfte, denen doch aus der Dichtung ihres Mutterlandes 'der eisige Nord' ein geläufiger Begriff sein muß, diesen Ausdruck auch in ihrer jetzigen Heimat beibehalten, wo er nicht mehr paßt, oder ob sie vom heißen Nord und vom eisigen Süd sprechen?

Wo anderseits jene enge Zusammengehörigkeit von Ding und Namen sichtlich nicht vorhanden ist, wo einem Dinge ein Name willkürlich als Eigenname beigelegt ist, da behandelt das Volk und recht viele, ja in gewissen Fällen alle Gebildete mit ihm diese Namen anders und zeigt dadurch, daß es diesen Fall zu unterscheiden versteht: solche Namen nämlich bleiben meist

---

[1] Carm. I 3 4. [2] Ebd. I 25 11. [3] A. III 418; Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1886, 128. [4] XXI 26 6 mit Wölfflin. [5] XXI 3.

undekliniert.[1] Man spricht von dem Kronprinzen, aber häufiger vom Gasthause zum Kronprinz, von einem Schiffe, einem Ringe, aber vom Gasthause zum Schiff, zum Ring. 'Er speist im Schiffe' ist, wenn ein Gasthaus gemeint ist, geradezu unerhört. Vor den Thoren von Chemnitz giebt es eine Gartenwirtschaft 'zum Wind'; man wird nie hören: ich war auf dem Winde, ich gehe nach dem Winde. In Freiburg in Baden dagegen sagt man zum Hirschen, zum Sternen. In Bret Hartes Thankful Blossom[2] lesen wir: 'ein Sturm, der die Fenster und Flügelthüren des "Ford-Haus" erschütterte'. So heißt es in Dresden: 'wir gehen nach Donaths Neue Welt' und in der Kurfürstenstraße liest man angeschrieben: Restaurant zum Kurfürst. In Kiebingen, westlich von Tübingen heißt sogar ein Gasthof 'zu den drei König'. Nur die männlichen Wörter auf e machen eine Ausnahme: sie werden immer dekliniert, wie Form und Klang das erfordern, also nur zum Löwen, zum Drachen, wohl auch nur zum Ochsen, zum Falken, obgleich man neben Ochse und Falke auch Ochs und Falk sagt. Die Allgemeine Zeitung[3] hat in einem und demselben Aufsatz über den Untergang des Schiffes 'Großer Kurfürst' nebeneinander die drei Genetivformen: des Großen Kurfürsten, des Kurfürst und des Kurfürsten und dazu in einer folgenden Nummer[4] die vierte Form: des Großer Kurfürst. Man sagt ferner Verlag von Meinhold und Söhne, nicht 'Söhnen'. In dem hübschen Buche 'Das Tierreich im Volksmunde'[5] sagt der Verfasser stets 'den Bären', dagegen 'man denke an den Markgrafen Albrecht den Bär', wie es in Zittau ein Gasthaus zum schwarzen Bär giebt. In Petermanns Geographischen Mitteilungen[6] lesen wir: Zittel in seinen 'Libysche Briefe' sagt usw., aber gleich darauf: in seinen Libyschen Briefen. Man sieht deutlich, die Sprache ist sich nicht klar darüber, ob sie solche

---

[1] Vgl. S 31 Anm. 1; die griechische Sprache pflegt Eigennamen von gleichlautenden Gattungsnamen durch die Betonung zu unterscheiden: Pape-Benseler, Wörterb. der griechischen Eigennamen XVII; JClassen zu Thuk. IV 13 3 uö. [2] S. 29 Reclam. [3] 1878 Nr. 154 S. 2261. [4] 156 Beilage. [5] Von Dr. Medikus (Leipzig 1880) S. 122. [6] XXV 7.

einem Gegenstande aufgedrungenen, gleichsam künstlich gezüchteten Namen den wild gewachsenen gleichstellen dürfe. Meist wird man diese undeklinierten Formen nicht billigen dürfen, aber in einzelnen Fällen sträubt sich das Sprachgefühl gegen die deklinierte Form. In Köhlers Sagenbuch des Erzgebirges[1] heißt es: 'Oberhalb des Ortes Mulde bei Freiberg zeigt man in der sogenannten "Grüne" einen Platz' usw. Diese 'Grüne' ist ein waldiger Abhang: niemand wird erwarten, daß man sage 'in der Grünen' und in Mulde selbst sagt auch niemand so, daß aber Grüne hier abstrakt gebraucht sei wie Röte, Bläue, ist mir nicht wahrscheinlich. 'Das hat ein Gelehrter im Auslande gesagt' bedeutet etwa: in England; 'das hat ein Gelehrter im Ausland gesagt' bedeutet: in der Zeitschrift 'das Ausland'. Nach demselben Gefühle bildet Ludwig Steub[2] den Plural von Hanswurst Hanswurste, nicht Hanswürste. Göthe[3] jedoch, Schlegel und Tieck[4] und Gst. Freytag[5] sagen Hanswürste und ebenso die Gartenlaube,[6] eine Form, von der KAndresen[7] meint, sie sei sprachlich kaum zu rechtfertigen. Kühn schreibt die Illustrierte Zeitung[8] 'der erst durch die Faustsage berühmt gewordene Auerbachs Keller' und der Dresdner Anzeiger[9] 'das allbekannte Brauns Hotel': die Verbindung dieser beiden Wörter je mit ihrem Genetiv ist eben zu einer Einheit zusammengewachsen. Ja, ein Philologe schreibt 'im Sternbilde des Stier' und 'das Sternbild des Skorpion'. Das ist entschieden zu weit gegangen und Pedanten[10] gehen noch weiter, indem sie sagen: ich war in 'der Freischütz' oder das steht im 'Neuer Socialdemokrat'[11].

[1] Nr. 739. [2] Kleinere Schriften IV 7. [3] Grimms Wörterbuch IV 2 462. [4] Shakespeare, Der Widerspenst. Zähmung I 1 S. 19. [5] Erinnerungen S. 185. [6] 1886 Nr. 26 S. 459b. [7] Sprachgebrauch usw. 31. [8] 1887 Nr. 2285. [9] 20. Dez. 1891. [10] Ich habe mich nach Kräften bemüht, Fremdwörter zu meiden; über 'Pedant' aber sagt Wilh. Grimm in seiner am 24. Sept. 1846 vor der Germanistenversammlung in Frankfurt a. M. gehaltenen Rede: 'Ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen ist, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden?' Damit vergleiche man Göthes wohl an Campe gerichtetes Xenion Der Purist (Nr. 152 S. 23 Recl.) und Campes Erwiderung in seinen Beiträgen. [11] Vgl. OSchröder, Vom papiernen Stil 20.

Anderseits berührte es mich fast unangenehm in Bädekers Süddeutschland[1] zu lesen 'das grüne Thal des Regens', wo mit Regen der Nebenfluß der Donau gemeint ist, und doch durfte ich den Verfasser nicht tadeln. Am Regen selbst habe ich diesen Genetiv nie gehört, was freilich nicht viel sagen will. Und 'ich war in Mein Leopold, in Robert der Teufel' würde auch ich sagen, wenn ich überhaupt Meyerbeersche Musik hören möchte, dagegen nicht 'ich war in Nathan der Weise', sondern dem Weisen. Wir wollen eben auch für das Ohr kenntlich gemacht wissen, daß hier der Name dem Benannten äußerlich bleibt, wie wenn ein sehr großer Mann Klein heißt ua. Wie dem gegenüber die alten Sprachen alles in den Satzbau ziehen und flektieren, werden wir am Schlusse des sechsten Abschnittes sehen.

Auch Ausdrücke, wie das viel bespöttelte 'Bairische Bierstube', wo ja das 'bairisch' sich nach 'Stube' richtet, während es doch zu 'Bier' gehört, möcht ich nicht tadeln. Bei Zinnwald im Erzgebirge gab es einen Schacht 'Reicher Trost'; die dazu gehörige Erzwäsche heißt noch heute die 'Reiche Trostwäsche' und wie hätte man sie anders nennen sollen? Ebenso zulässig erscheint mir 'Schweizer Uhrenhandlung', 'Böhmischer Bettfederverkehr' ua. und selbst gegen den Namen der 1894 an der Berliner Akad. d. Wiss. gegründeten 'Elise Wentzel geborne Heckmannstiftung' hab ich wenig einzuwenden: die Bezeichnung ist immer noch unvergleichlich viel besser als in dem 'Lenbachschen Bilderdiebstahl', der im Juni 1894 in den Zeitungen eine Rolle spielte und wo sich das Adjektiv 'Lenbachsch' auf 'Bilder' beziehen soll. — Verstöße gegen diese Regel der Zusammensetzung sind im Deutschen überaus häufig: der rote Sandmann (der roten Sand bringt) und der weiße Sandmann; bei Kuxhafen steht der 'Rote Sandleuchtturm' auf dem 'Roten Sande'. Ebenso steht es um die 'Heilige Geistkirche, das Heilige Geisthospital'. Sehr hübsch nennt ThBirt[2] den römischen Lustspieldichter Plautus 'eine muntere Seifensiedernatur'. Andre Sprachen aber gehen

---

[1] 16. Auflage 246. [2] Röm. Litteraturgeschichte 23.

hierin noch weiter. Sophokles sagt im Philoktetes[1] 'am grauen Strande des Meeres' statt 'am Strande des grauen Meeres'; in den Trachinierinnen[2] 'der mütterliche Stolz auf den Namen' statt 'der Stolz auf den Mutternamen'; in der Antigone[3] 'den blutsverwandten Streit der Männer' statt 'den Streit blutsverwandter Männer'; im Aias[4] 'an den beiden Feldherrnthüren' statt 'an den Thüren (des Zeltes) der beiden Feldherren'; im König Ödipus[5] 'der entsprossene Anblick der Kinder' statt 'der Anblick der entsprossenen Kinder'; Euripides sagt in der Andromache[6] 'der am Wagen geschleifte Mord des Hektor' statt 'der Mord des am Wagen geschleiften Hektor'; im Ion[7] 'von den halsabgeschnittenen Blutstropfen der Gorgo'; in den Phönizierinnen[8] 'das unglückliche Wort einer Botschaft' statt 'das Wort einer Unglücksbotschaft'. Alles dies ist ja streng logisch nicht richtig, aber die Dichter entgehen dadurch einer allzu nüchternen und trockenen Sprache. Natürlich muß man Maß halten und darf es nicht machen, wie die Bewohner eines Dorfes bei Königsbrück in Sachsen. Dort gab es einen Bauer Namens Hase, der zum Unterschiede von gleichnamigen nach einem bei seinem Gehöft stehenden Nußbaum im Dorfe gewöhnlich Nußbaumhase genannt ward. Das ärgerte ihn und er ließ den Baum fällen. Die Folge davon war, daß er nunmehr der 'abgehackte Nußbaumhase' hieß. Beiläufig sei bemerkt, daß unser Deutsch kaum besser ist, wenn wir 'römische Altertumskunde, griechische Sprachlehre, ein logischer Fehler, ein grammatischer Schnitzer' sagen, oder wenn wir le malade imaginaire übersetzen 'der eingebildete Kranke'. Gleichwohl würd auch ich diese Übersetzung der richtigen 'der eingebildet

---

[1] 1123 f. *πολιᾶς που πόντου θινὸς ἐφήμενος.* [2] 817 f. *ὄγκον ὀνόματος μητρῷον.* [3] 793 *νεῖκος ἀνδρῶν ξύναιμον.* [4] 49 *ἐπὶ δισσαῖς στρατηγίσιν πύλαις.* [5] 1375 *τέκνων ὄψις βλαστοῦσα.* [6] 399 *σφαγαὶ Ἕκτορος τροχήλατοι.* [7] 1055 *Γοργοῦς λαιμοτόμων ἀπὸ σταλαγμῶν.* [8] 1546 *δυστυχὲς ἀγγελίας ἔπος*; ebenda 792 *ψαλίοις τετραβάμοσι* 'mit dem vierfüßigen Gebiß' scheint die Lesart nicht festzustehen. Vgl. noch Eurip. IT. 12 *τὸν καλλινίκον στέφανον Ἰλίου.* Bacch. 138 *αἷμα τραγοκτόνον, ὠμοφάγον χάριν.* Soph. El. 699 *ὠκύπους ἀγών.* OR. 26 *ἀγέλαις βουνόμοις.*

Kranke' vorziehen, um nicht geziert zu sprechen. Hier ist mir selbst Wustmann,[1] so verständig er auch urteilt, noch nicht weitherzig genug.

Und umgekehrt: wenn eine deklinierte Form eine bestimmte stehende Bedeutung angenommen hat, so wird das Wort in andrer Bedeutung undekliniert gebraucht, ein Sprachgebrauch, der, wenn auch vielleicht nicht allgemein, doch sehr verbreitet ist. Der Ausdruck 'im Schlafe' hat die bestimmte, fast sprichwörtliche Bedeutung gewonnen: ohne Überlegung, gedankenlos. Soll er diese Bedeutung nicht haben, so muß man, um nicht mißverstanden zu werden, 'im Schlaf' sagen. Träumerische Menschen sitzen im Schlafe da; dasjenige, worin wir sehr geübt sind, können wir im Schlafe thun; dagegen sammelt der Mensch im Schlaf neue Kräfte, im Schlaf wird er seiner Leiden ledig. 'Die Natur hat dem Menschen im Schlaf eine große Wohlthat erwiesen' bedeutet: dadurch, daß sie ihm den Schlaf gab; 'sie hat ihm im Schlafe eine große Wohlthat erwiesen' würde bedeuten: ohne daß er (oder ohne daß sie, die Natur) sich darum bemühte. Und wollte man statt 'zum Rückzug blasen' (receptui canere) schreiben 'zum Rückzuge blasen', so würde der Leser versucht sein den Nachdruck auf das Wort 'blasen' zu legen und als gemeint anzunehmen: den Rückzug mit Blasen begleiten (inter receptum canere).

Hier erkennt also das Volk gewisse Namen als willkürlich erteilte, in den letzten Beispielen gewisse Formen als konventionell eigentümlich ausgeprägte. Solche Namen sind ihm nicht mit dem Dinge selbst gegeben, nicht dem Dinge anhaftend und innewohnend, nicht zugleich mit dem Dinge entstanden und unmittelbar durch dessen Wesen bestimmt, nicht, möchte man sagen, organisch geworden und gewachsen. Als solche willkürlich erteilte Namen sieht es nun, wie wir gefunden haben, auch die Benennungen in fremden Sprachen an, aber nicht diese allein: es verlangt, daß man auch im Deutschen 'jedes Ding beim rechten Namen nenne'. Dieser Ausdruck ist sprichwörtlich ge-

[1] Allerhand Sprachdummheiten S. 211 f.

worden zur Bezeichnung der Geradheit und Ehrlichkeit des Mannes,[1] er bezeichnet aber auch im buchstäblichen Sinne eine Forderung, die das Volk unnachsichtlich stellt.[2] Verhüllende Ausdrücke, zarte Umschreibungen sind ihm zuwider, ausgenommen, wenn sie witzig sind und der Witz, was selbstverständlich ist, die Fassungskraft des gemeinen Mannes nicht übersteigt. Es ist ihm durchaus recht, wenn man statt 'er hat gestohlen' sagt 'er hat lange (krumme) Finger gemacht', statt 'er ist gehenkt worden' 'er hat mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten'; das Volk hat zahlreiche Ausdrücke ausgeprägt für 'er ist betrunken'. Lichtenberg hat deren 158 gesammelt und doch sind ihm weit mehr entgangen, als er gefunden hat. Einer meiner Freunde hat über 400 deutsche Ausdrücke gesammelt für 'er ist gestorben', und hier gebraucht auch das Volk, das ja, wie wir gesehen haben, richtig und fein zu fühlen pflegt, ausnahmsweise ernste Glimpfwörter (Euphemismen) neben scherzhaften. Aber wenn jemand natürlich derbe Ausdrücke durch feinere ersetzt, so erregt das dem Volke wohl Verdruß und es bezeichnet die letztern als Spitznamen.[3]

4.

Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff.

Man wird mir nun einwenden: 'Wo bleibt aber die Wahrheit, die aus solchen Volksanschauungen gewonnen werden soll? Denn wenn das Volk zwischen Gattungs- und Eigen-

[1] Man vergleiche Catos Worte bei Sallust Cat. 52, 11 iam pridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus. [2] 'Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der sozialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um, und das ist gut.' Berth. Auerbach, Schrift und Volk 222 [3] Plaviae in urbe Saxoniae convivae stipati sedent in caupona ingreditur Pf. quidam textor et rogat unum ex convivis, ut locum ad sedendum sibi daret, cum dicat: 'Culum tuum paulum removeas!' fit hoc, sed monent convivae eius generis verba non esse—cet. cet. tum Pf. iratus: 'Dum ego sum, culus est culus appellatus, neque ego tui gratia pravum ei imponam nomen' (Ihnen Ihrentwegen gib ich ihm kan Spitznam).

namen, zwischen dem Gegenstande und seiner Benennung mangelhaft unterscheidet, so verfährt es doch verkehrt, so ist es doch im Irrtum befangen.' Ganz gewiß ist dies Verfahren irrig, aber diese Hülle des Irrtums läßt sich leicht abstreifen, und dann bleibt ein schöner blanker Wahrheitskern: dieser Kern ist die Erkenntnis, daß in der That Name und benannter Gegenstand enger, als man gewöhnlich annimmt, zusammengehören, daß der Name dem Gegenstande nicht rein willkürlich beigelegt ist, daß vielmehr der Gegenstand vielfach (das Volk sagt: allemal) so beschaffen ist, daß er gerade den Namen fordert, den er trägt, und ein andrer Name möglicherweise (das Volk sagt: jedenfalls) unangemessen sein würde, daß ein gewisses inneres Band zwischen Ding und Namen vorhanden ist.

Die Laute der Sprache haben nämlich eine Bedeutung, dh. die Laute in dem Namen eines Dinges haben etwas dem Wesen dieses Dinges oder dem Eindruck, den dies Wesen auf uns macht, Verwandtes. Daß dies bei den Zeitwörtern der Fall ist, die Klänge bezeichnen, wie summen, brummen, lispeln, wispern, zischen ua., hat nichts Auffallendes, da wir hier den Klang mit unsrer Stimme nachzuahmen suchen. Aber die Lautmalerei geht viel weiter. So sagt ein Sprachforscher der Gegenwart[1]: 'In der Muttersprache und in jeder andern, in die wir ähnlich eingelebt sind, stellt sich eine Art unbewußter Lautsymbolik bei uns ein: uns ist als könnte diese Vorstellung gar nicht mit passendern Lauten ausgedrückt werden, als müsse das Aufleuchtende "Blitz" heißen und die niederschmetternde Gewalt foudre (vgl. foudroyer); die dumpfen u in den Schimpfwörtern Schuft, Schurke, Lump, Hund usw. muten uns an, als wären sie gar ausdrucksvoll und beredt, mag auch ein besseres etymologisches Wissen dazu sagen, was es wolle. Und so zeigen denn wirklich einzelne Sprachen der verschiedenen Stämme und Erdteile in bestimmten Fällen eine Symbolik der Vokale, die nicht zufällig sein kann.' Es ist also offenbar mehr

[1] Lit. Centralblatt 1887 Nr. 10 309.

als Zufall, daß zB. die Wörter 'licht' und 'leicht' und anderseits 'schwarz' und 'schwer' einander so ähnlich sind, wenn man auch nicht eben sagen kann, daß sie bei der Sprachschöpfung ähnlich gebildet werden mußten, da der Name das Ding doch immer nur nach einzelnen Seiten seines Wesens zeichnet und bei verwandten Begriffen nicht notwendig die entsprechenden Seiten hervorgehoben zu werden brauchten.[1] Im Lateinischen heißen 'Licht' und 'leicht' lux und levis: die Wörter entsprechen einander, im Englischen ist sogar das Wort für beide Begriffe, light, eines und dasselbe. Dagegen 'schwarz' und 'schwer', ater oder niger und gravis, entsprechen einander sehr wenig. Was der Blitz für das Auge ist, ist der Knall für das Ohr: die Wörter 'Blitz' und 'Knall' sind einander ziemlich unähnlich. Aber was die Helle für das Auge ist, ist der Hall für das Ohr: die Wörter sind einander ganz ähnlich.[2] Jakob Grimms überraschende Bemerkung.[3] 'Es ist ein folgenschwerer Satz, daß Licht und Schall aus denselben Wurzeln fließen'—er spricht dort von Wortwurzeln—bekenn ich nicht zu verstehen. Anführen aber will ich, was mir MChristlieb schreibt: 'Ich habe mit sechzehn Jahren in einer Internatsschule von allen fünfzig Schülern mir sämtliche jedem einfallenden onomatopoetischen Wörter sagen lassen, und die meisten haben Blitz, Zickzack dazu gerechnet, verschiedene auch Licht, Dunkel, andere öd, kitzeln, hohl.' Und auch das gehört hierher, was mir OCrusius unter anderm über diese Frage bemerkt: 'Manche Handlungsnamen werden erklärt durch die Stellung, welche die Sprechorgane bei der Nachahmung des betreffenden Vorgangs einnehmen: so die ersten kindlichen Sprechäußerungen, in denen man wohl mit Recht Nachahmung der Trank-, beziehentlich Speiseaufnahme erkannt hat. Erst die Eitelkeit der Eltern hat die Sache persönlich gefaßt und die Wörter Papa und Mama in der bekannten Weise ausgeprägt.'

---

[1] August Pott in Fichtes Zeitschrift f. Philos. Bd. 43 S. 127. 191.
[2] Nach Linnig (Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache) sind sie gleichen Stammes; dann läge Übertragung vor. [3] Über den Ursprung der Sprache 44.

Als ich das erstemal am Strande der Nordsee war, fand ich allerlei von der See ausgeworfene Tiere und Pflanzen, von denen ich nur sehr wenige kannte. Auch Quallen fand ich, wußte aber von diesen durchaus nichts, wenn ich auch den Namen wohl gelegentlich gehört hatte. Ich war allein gewesen. Als ich am andern Tage gefragt ward, ob ich schon eine Qualle gesehen hätte, rief ich zuversichtlich Ja: diese Zuversicht gewährte mir die erstaunliche Übereinstimmung zwischen Namen und Ding—und ich hatte nicht geirrt. Auch die Wammen oder Wampen, die schlaffe Haut unter dem Halse der Rinder, sind mir immer als ein Ding erschienen, das in seinem Wesen durch den Namen lautlich treffend bezeichnet sei; ebenso Rillen und Prielen, kleine Wasserläufe in den Watten der Nordsee; ferner scheinen mir die deutschen Namen für den Bart der Ähre, 'Achel, Hachel, Granne, Rispe', sehr ausdrucksvoll gewählt, und so vieles andre. Das Städtchen Mutzschen in Sachsen[1] und das Dorf Klotzsche bei Dresden stehen in dem Rufe, daß ihre Bewohner einfältig, tölpelhaft, grob seien: ich zweifle nicht, daß lediglich die roh klingende Namensform dieser Orte das verschuldet hat.[2]

Das hebräische Wort für 'Name', schēm, hat die Grundbedeutung 'das Hervorleuchtende, das in die Augen Springende' und OWeise sagt[3] von den Griechen und selbst von den griechischen Sklaven in Rom, sie waren 'auch beim ersten Anblick neuer Phänomene um eine Bezeichnung nie verlegen. Fiel ihnen ja doch an dem fremden Gegenstande gleich seine hervorstechendste Eigenschaft in die Augen und gab ihnen so genügenden Anhalt, eine treffende, charakteristische Benennung aufzufinden'. Und Adalbert Stifter[4] nennt es eine Eigenschaft der Landbewohner und Kinder, die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmale zu bezeichnen. Danach wäre denn der Versuch des chinesischen Philosophen Soui, die

[1] Busch, Deutscher Volkshumor 60. [2] Vgl. KAndresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 75: 'Daß Krähwinkel allgemein für den Ort des kleinstädtischen, spießbürgerlichen Wesens gilt, daran ist wahrscheinlich der dürftige, nichts Großartiges versprechende Klang des Namens schuld.' [3] Zeitschrift f. Völkerpsych. XIII 239 f. [4] Erzählungen II S. 27.

Pflanzen und Tieren gegebenen Namen so ausdrucksvoll zu treffen, daß ihre Wesenheit daraus erkannt werde,[1] nicht ein ganz und gar eitler. Aber auch schon Pythagoras muß ein sehr enges Band zwischen Ding und Namen angenommen haben: anders wenigstens weiß ich es nicht zu deuten, wenn vielfach überliefert wird, er habe den als den weisesten bezeichnet, der den Dingen ihre Namen gegeben habe.[2] Damit vergleiche man die Worte Gotthilf Heinrich Schuberts[3]: 'So lange Rede und Wort in ihrer ursprünglichen Bestimmung und Bedeutung blieben, waren allerdings Name und Sache, Wort und That, Rede und Gewährung oder Erfüllung, so sehr eine und dieselbe Sache, als es sich der noch jetzt zu denken vermag, welcher aus eigner, wenn auch schwacher Erfahrung mit den Wirkungen des lebendigen Wortes etwas bekannt ist. Von diesem ehemaligen Einssein scheint das Altertum noch sehr lebendig überzeugt gewesen zu sein, wie jeder erkennen wird, der die Geschichte der ... Magie mit den rechten Quellen verglichen hat ... Eine solche Sprache, die alle Dinge bei ihrem rechten, aus dem innersten Wesen hervorgehenden und mit diesem Wesen, mit der Ursache seines Seins und Wirkens eins seienden Namen nennt, wird freilich, sie mag nun mit Lippen und Zunge ausgesprochen werden oder nicht, wenigstens ebenso viel vermögen, als jene Lieder, welche Steine bewegten und zu schönster Ordnung fügten, welche Tiere herbeiführten und zähmten, und mehr als jener an die Wand malende Apollopfeil des neuern Dichters.' Von einer ähnlichen Sprache redet Göthe,[4] wenn auch mehr im Scherz: 'Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen – in verbis, herbis et lapidibus – in Worten, Kräutern und Steinen. — In Worten? Hier ahne ich das meiste. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andre Dinge bezeichnet werden, als mit unsern

[1] Zeitschrift f. Völkerpsych. V 175; vgl. Pott aaO. [2] Eduard Zeller, Die Philosophie d. Griechen I 3. Aufl. S. 410 Anm. 1. ANauck zu Soph. Ant. 353. [3] Ansichten v. d. Nachtseiten der Naturwiss. 3. Aufl. S. 40. Vgl. auch HLotze, Mikrokosmos, 1. Aufl. 247 f. [4] Groß-Cophtha 3. Aufz. 9. Auftr. Bd. X S. 65=X 174 Hempel.

armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnisvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang.' Von unserer Menschensprache dagegen sagt Göthe[1]: 'Wir haben das unabweichliche täglich zu erneuernde grunderstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen, möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich und er wird finden, daß dies viel schwerer sei als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistenteils besser als er sich ausspricht.' Noch entschiedener äußert er denselben Gedanken im Faust[2]:

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut,

worin liegt, daß durch den Namen, durch die Sprache, die Himmelsglut, die erhabene Reinheit des Gedankens, umnebelt, getrübt wird, daß in einer idealen Welt der Gedanke einer Lautsprache nicht bedürfen würde; einer Lautsprache, sag ich, denn sicher hat Max Müller[3] recht, daß Sprache ohne Vernunft nicht denkbar sei, aber ebensowenig eine Vernunft ohne Sprache. Aber es ist hier eben von einer idealen Sprache die Rede, bei der 'keine Kleider, keine Falten den verklärten Leib des Gedankens umgeben.' Eine Ahnung von jener vollkommnern Sprache haben, wie eben Schubert angedeutet hat, die alten Griechen noch gehabt, insofern sie das Stammwort, auf welches abgeleitete Wörter zurückzuführen sind, etymon, die Ableitung selbst Etymologie nennen: etymon bedeutet nämlich 'das wahre Wesen, das wahrhaft Seiende.' Wer eine solche Sprache beherrschte, dürfte sich rühmen die Dinge in ihrem innersten Wesen erkannt zu haben; ja wir werden weiterhin sehen, wie zwischen einem solchen Benennen der Dinge und dem Schaffen derselben kein wesentlicher Unterschied mehr besteht. Und so dürfen wir

[1] Werke III 218=XIX S. 102 Nr. 469 Hempel. [2] XI 151=XII, 111 Hempel. [3] Nach der Deutschen Litt.-Ztg. 1891 Nr. 37 S. 1358 soll er gesagt haben: No language without reason, no reason without language.

wohl auch in der Edda das Namengeben geradezu als Schöpfung auffassen, wenn es von den Göttern heißt[1]:

Der Nacht und dem Neumond
Gaben sie Namen,
Hießen Morgen
Und Mitte des Tags,
Under (dh. Nachmittag) und Abend,
Die Zeiten zu ordnen.

Das sind nun freilich Äußerungen einer dichterischen Phantasie; aber die Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff wird auch von nicht wenigen der nüchternsten und besonnensten Sprachforscher nicht nur nicht in Abrede gestellt, sondern sogar mit Nachdruck betont. Bopp und Wilhelm vHumboldt machen die feine Bemerkung, daß die meisten indogermanischen Sprachen das handelnde Subjekt durch den hellen s-Laut, das leidende Objekt durch den dumpfen m-Laut ausdrücken und eben diese selben Laute verwenden, jenen zur Bezeichnung des thätigen Maskulins, diesen zu der des unthätigen, bloß durch sein Dasein wirkenden Neutrums.[2]

Und in der That, wie wär es möglich, daß die Dichter durch die Laute eine Lage oder eine Stimmung malen könnten, wenn die Laute ganz willkürlich zur Bezeichnung der Dinge gewählt wären? Freilich wenn Ovid, wo er von Fröschen spricht, deren Gequake nachahmt in dem Verse[3]: Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant, so stellt er die diesem Zwecke dienenden Laute zusammen unbekümmert um ihre ursprüngliche Bedeutung, und ebenso Voß, der in der Übersetzung des Verses 'Ob sie die Flut auch bedeckt, auch bedeckt noch schimpfen sie kecklich' das qua durch eck ersetzt hat, da man ja wirklich beide Laute von den Fröschen hört, weshalb auch Aristophanes in seiner Komödie 'Die Frösche' ihr Geschrei wiedergiebt durch brekekekex koax koax. Ähnlich verfährt Racine, wenn er am Schlusse seiner Andromache durch den Vers pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes das Zischen

[1] Völuspa 6. [2] WvHumboldt, Einl. zur Kawisprache CXLIV.
[3] Met. VI 376.

der Schlangen auf dem Haupte der Erinnyen nachahmt. Schallwörter ferner, die ausdrücklich den Naturklängen nachgebildet sind, verwendet zum Teil wenigstens Homer in dem oft angeführten Verse[1]:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor

und in dem andern[2]:

Aber die Segel
Knitternd sofort und knatternd zerriß sie die Wut des Orkanes

thut dies wenigstens sein Übersetzer. Dasselbe gilt von JvHagedorns Verse

Das rasselnde Geräusch rasch rollender Karossen.

Auf eine tiefere Bedeutung der Laute dagegen weist es hin, wenn Bürger[3] die weiche, milde Stimmung durch das w malt in den Versen:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Man vergleiche ferner Anastasius Grün:

Es segelt sanft auf Silberwogen
Im Schneegewand der stolze Schwan,
Gesanglos ist er lang gezogen
In stummer Lust die stille Bahn;

sowie Tiecks 'Zeichen im Walde' und Göthes 'O gieb vom weichen Pfühle'. Aber nicht bloß zusammenhangende Rede ist im stande zu malen; man kann mit großer Bestimmtheit dieselbe Beobachtung bei einzelnen Wörtern machen. In dem Streben dies nachzuweisen ist man vielfach zu weit gegangen; die Thatsache selbst aber wird, wie gesagt, auch von den strengsten Forschern anerkannt.

Mit großem Nachdruck wird diese Ansicht von HSteinthal vertreten.[4] Zunächst teilt er folgende Stelle aus der Einleitung

---

[1] Od. IX 589, vgl. JHVoß, Krit. Blätter I 486. [2] Od. IX 71 mit Ameis. [3] Gedichte 197 Reclam. [4] Zeitschrift f. Völkerpsych. I 419, vgl. ebd. V 76 ff.; WvHumboldt, Einleitung zur Kawispr. XCI; Ed. Müller

von Georg Curtius' 'Grundzügen der griechischen Etymologie' mit[1]: 'Trotz alles Wandels ist in den Sprachen auch ein Trieb des Beharrens erkennbar. Mit derselben Lautgruppe sta bezeichnen alle Völker unseres Stammes vom Ganges bis zum atlantischen Ocean die Vorstellung des Stehens; an die nur unwesentlich veränderte Lautgruppe plu knüpft sich bei allen die Vorstellung des Fließens. Dies kann nicht zufällig sein. Gewiß blieb dieselbe Vorstellung mit demselben Laute deshalb durch alle Jahrtausende verbunden, weil für das Gefühl dieser Völker zwischen beiden ein inneres Band bestand, dh. für sie ein Trieb vorhanden war, diese Vorstellung gerade mit diesen Worten auszudrücken. Die Sprachphilosophie muß das Postulat einer physiologischen Geltung der Laute aufstellen und kann den Ursprung der Wörter nicht anders als durch die Annahme einer Beziehung ihrer Laute zu dem Eindruck erklären, den die durch sie bezeichneten Dinge in der Seele des Redenden hervorbringen.'

Nach dieser Anführung aus Curtius' Buch fährt Steinthal fort: 'Also auch Curtius geht, wie wir, für den Ursprung der Sprache auf das Prinzip zurück, welches wir das pathognomische nennen, um das Wort Onomatopöie zu meiden, an welches sich nicht bloß durch Plato und die Stoiker so viele Mißverständnisse knüpfen. Man muß, um jenes Prinzip recht zu verstehen, nicht nur jede Absicht, jedes Bewußtsein über die Wortbildung wegdenken; sondern es ist auch dies nicht zu übersehen, daß das Wort nicht ein Bild, eine Nachahmung des Dinges, auch

---

in den Jahrbb. f. Philol 1868, 535: 'Zu den rätselhaftesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache gehören die Zahlwörter. Wo ist hier bei dem schlechthin Begrifflosen, Qualitätslosen das Medium zwischen Laut oder Lautgefüge und den Gegenständen, welches sonst in der Ähnlichkeit der Empfindungen, die gewisse Lautverbindungen und die durch sie bezeichneten Dinge mit deren Lebensäußerungen in uns hervorrufen, fast überall sich uns mehr oder minder deutlich zu erkennen giebt und auch da, wo von unmittelbarer Nachahmung der Laute, hie und da auch der Formen der Dinge durch die Gestalt, die beim Reden der Mund annimmt, nicht mehr die Rede sein kann, einen Schlüssel für das Geheimnis der Sprachbildung darbietet?' [1] S. 76 der 1. Aufl.

nicht der Vorstellung ist. Die Gleichheit zwischen Wort und Bedeutung liegt nur darin, daß der Gefühlston—Ton hier im übertragenen Sinne genommen, wie man von Farbenton spricht —den die Anschauung des Dinges in uns erweckt, etwa derselbe ist wie der, welcher durch den Sprachlaut erregt wird; denn es mag auch dieser Ton, diese Stimmung des Gefühls, wie er durch die Empfindung oder die Anschauung veranlaßt ist, das eigentlich wirksame in dem Reflex derselben auf die Bewegungsnerven sein.

Zunächst ist das Hervorbrechen des Lautes bloß eine mechanische Thatsache, eine Wirkung, und ist nicht mehr Sprache, als jede Wirkung, welche ja allemal eine Ursache andeutet. Der Thermometer, die gefrorene Straßenrinne usw. sagen uns den Temperaturgrad. Aber noch nicht einmal Interjektionen sind wirkliche Sprache. Wenn vermöge des psychisch-physiologischen Mechanismus innere, seelische Regungen in Lauten ausbrechen, so ist hiermit noch nicht Sprache gegeben, sondern nur die mechanisch vorbereitete Möglichkeit zu derselben. Es muß notwendig erst noch Selbstbewußtsein, dh. Bewußtsein von jener mechanischen Thatsache hinzutreten. Wenn vermöge des gleichen Gefühlstones, welcher der Anschauung und dem Laute anhaftet, jene durch diesen oder in diesem apperzipiert wird; dh. wenn sich der Mensch im Laute seines seelischen Besitzes versichert, sich in ihm seiner Anschauung bewußt wird: dann ist Sprache entstanden.

Wie solches Selbstbewußtsein entsteht, habe ich früher anderswo gezeigt. Hier nur ein Beispiel, zu dem Curtius Veranlassung giebt. In der Urgesellschaft sehe jemand einen andern in einer gewissen Entfernung gehen, ohne von ihm gesehen zu werden; er wünsche, der andre möchte stehen bleiben, damit er zu ihm gehen könne, oder der andre möchte zu ihm kommen; kurz er möchte vor allem den anderen in seinem Gange hemmen. Dieser Wunsch setzt unmittelbar die Arme in Bewegung, um denselben zu fassen und festzuhalten. Es ist gleichgültig, wie unzweckmäßig diese Bewegung auch für den vorliegenden Fall sei: der Mechanismus wirkt ohne Über-

legung. Der Mangel an Erfolg steigert die Ungeduld, steigert das Streben und die Armbewegungen werden heftiger. Ungewollt bricht auch der Laut st hervor; das Streben entladet sich in den motorischen Nerven, welche diesen Laut hervorbringen. Er ist da, ungewollt, wird aber gehört von dem einen wie von dem anderen. Dieser wendet unwillkürlich den Kopf nach der Seite, woher der Laut kam. So sieht er den Rufenden, der immer noch mit den Händen nach ihm greift, ihn zu halten, zu holen sucht, wie wir sagen, ihm 'winkt'. Der Hörende weiß jetzt, ohne daß er es sich ausdrücklich überlegt, daß der vernommene Ruf vom andern kam, und er versteht dessen Gesten und dadurch auch die Absicht oder die Bedeutung des Rufes; der Rufende aber sieht am Erfolge, daß ein Laut ein langer Arm ist, der weit in die Ferne greift; er weiß das nun, ebenfalls ohne zu wissen, daß er es weiß. Der Fall wiederhole sich: dasselbe Bedürfnis, verstärkt durch die Association, erzeugt dasselbe st, und ruft zugleich die mit ihm associierte Vorstellung vom Erfolg hervor; dh. er erwartet mit Bestimmtheit den Erfolg. Auch der Hörende weiß jetzt sogleich, ihm rufe jemand. Jetzt wird schon gerufen und verstanden. Der Rufende, der sichern Erfolg erwartet, hat denselben aus seinem und des Hörenden Bewußtsein gedeutet: er hat zugleich sein früheres Thun begriffen und sich in den Geist des anderen versetzt. Auch der Hörende weiß jetzt ohne Gesten, was man von ihm will, er hat den anderen gedeutet.

Noch ist jenes st bloß Ruf, nicht Wort; es deutet unmittelbar ein Streben an, wie 'ach! o!' unmittelbarer Ausbruch eines Gefühls ist. Das Wort aber bedeutet nur eine Vorstellung, sei es von einem Ding, einem Streben oder einem Gefühl. Das Wort also bedeutet ein Streben oder ein Gefühl nur mittelbar durch die Vorstellung, dh. als vorgestelltes. Nun soll aber einer jener beiden in unserem oben fingierten Falle einem dritten diesen Vorgang erzählen wollen, dem dasselbe Ereignis schon begegnet ist, der also schon weiß, was der von ihm will, der ihm st zuruft. Der Erzähler hat Mittel, sich und den andern als die beiden Personen zu bezeichnen,

von denen er spricht; er weiß auch seine Entfernung von demselben darzustellen. Um nun zu erzählen, was sich begab, bleibt kein anderes Mittel als st zu rufen. Das Ergebnis braucht er nicht besonders anzugeben, sein Zuhörer weiß es schon. Hier ist aber das st schon nicht mehr Ruf, sondern Erzählung eines solchen und also gewissermaßen schon Wort; es bedeutet: er rief mir, stehen zu bleiben. Durch solchen und ähnlichen, beliebig weiter auszumalenden Gebrauch ... wird endlich sta zur Wurzel mit der Bedeutung: zur Ruhe bringen, zur Ruhe kommen.

Wir als Grammatiker können die innere Sprachform, die sich in dieser Wurzel sta offenbart, analysieren. Das s ist Reflex, und also Organ, der Vorstellung der Bewegung; t bedeutet die eintretende oder gewollte Hemmung der Bewegung. Solch ein analytisches Bewußtsein hatten natürlich die Sprachschöpfer nicht. Aber ein gewisses Bewußtsein von der Natur des sta hatten sie, es lebte in ihnen die innere Sprachform, welche eben das Band ist zwischen dem Laute und dem Bedeuteten. Diese innere Sprachform muß in ihnen gelebt haben, denn ohne sie kann nicht Sprache geschaffen werden; sie ist der schöpferische Trieb der Sprache.'

So Steinthal. Der Leser wolle diese umfassenden Auszüge verzeihen. Es muß von mir verlangt werden, daß ich den kühnen Gedanken einer Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff als einen solchen nachweise, der bereits besteht und wohl gegründet ist, zu dem sich gelehrte und sorgsam sichtende Forscher unverhohlen bekennen.

Etwas zurückhaltender stellt sich August Pott zu diesem Gedanken; gleichwohl wird die Thatsache der in Rede stehenden Verwandtschaft auch von ihm voll anerkannt. Deshalb mögen auch einige Äußerungen dieses Gelehrten kurz angeführt werden. Zu der Forderung Moritz Drechslers,[1] der in unsern Zeiten

---

[1] Grundlegung zur wiss. Konstruktion des gesamten Wörter- und Formenschatzes, zunächst der semit., versuchsweise und in Grundzügen auch der indogerman. Sprachen. Erlangen 1829.

zurückgetretene Sinn für die Symbolik der Sprachlaute müsse sich neu in uns beleben, bemerkt Pott[1]: 'Nicht unwahr; allein ohne mannigfache Gefahr des Irrens und subjektiver Gefühlseinmischungen schwer zu machen.' Desselben Drechslers Worten: 'Die etymologische Arbeit selbst kann dann auf keiner andern Basis ruhen, als auf der Erkenntnis des Bandes, durch welches Laut und Begriff verbunden sind', setzt Pott das Bedenken hinzu, daß dies Band geheimnisvoll und schwer aufzeigbar sei. Zu der Beobachtung ferner, daß die Namen 'Vater' und 'Mutter' in den verschiedensten Sprachen eine staunenswerte Übereinstimmung zeigen, bemerkt Pott[2]: 'Die große Gleichmäßigkeit der Elternnamen nach Laut und Bildung, und sodann ihre noch bemerkenswertere polarische Geschiedenheit in den meist männlich-kräftigeren Benennungen für den Vater, und dagegen in den weiblich milderen für die Mutter, verdient als Eingebung gewissermaßen der alma mater Natur selbst (denn nur so wird beides begreiflich) unsere ganze Aufmerksamkeit.' Und auf derselben Seite sagt er: 'Was mich betrifft, so bin ich freilich weit davon entfernt, den von den Sprachen zu Begriffsbezeichnung benutzten Lautgruppen eine wirklich tiefe Lautsymbolik abzusprechen und deren Wahl in das Reich des Zufalls und blinden Ungefähres zu verweisen.' Und noch weit entschiedener tritt Pott an einer andern Stelle[3] für diese Lautsymbolik ein, wo er eine solche namentlich auch im Ablaute findet, und im Ablaute sie nachzuweisen ist besonders auch die Aufgabe der kleinen Schrift Augusts Grabows 'Die Musik in der deutschen Sprache.'[4] Nach Müller-Frauenstein[5] ist freilich heute bei mindestens neun Zehnteln der Wörter einer Sprache der Zusammenhang zwischen dem Laute und der Bedeutung verdunkelt.

Haben aber die Laute eine solche Bedeutung (ich rede natürlich immer nur von den indogermanischen Sprachen, vor-

---

[1] Zeitschr. f. Völkerpsych. III 198. [2] Ebd. 201. [3] Zeitschr. f. Völkerpsych. XV 305 ff., vom Ablaute besonders 321 ff. u. XVI 123 ff., 136. [4] 2. Aufl. Leipzig 1879. [5] Handb. f. d. deutschen Sprachunterricht 2 f.

zugsweise vom Deutschen), sind gewisse Laute von vornherein bestimmt, gewisse Dinge zu bezeichnen, dh. besteht eine so große Übereinstimmung zwischen Laut und Ding, daß der Hörende ohne ausdrückliche Belehrung oder Verabredung instinktiv bei gewissen Lauten unmittelbar durch diese Laute angeregt sich gewisse Dinge vorstellt, so ist es klar, daß die Benennung der Dinge nicht ganz willkürlich erfolgt sein kann, daß die Dinge nicht bloß nach Übereinkunft ihren ihnen einmal erteilten Namen tragen, daß folglich, um die Sprache des Volkes zu reden, das Brot vernünftigerweise Brot, und der Fluß, an dem die Landeshauptstadt liegt, vernünftigerweise Spree heißen muß. Wir haben also hier für eine freilich auch sonst schon erkannte Wahrheit in der volkstümlichen Anschauung der Sache eine immerhin wertvolle Bestätigung gefunden.

Hiermit sollt ich nun eigentlich diesen Abschnitt schließen, denn Pott warnt davor, die Sache ins einzelne zu verfolgen. Er giebt an,[1] wie in dem oben angeführten Buche von Moriz Drechsler an dem Laute m durch die semitischen und indogermanischen Sprachen hindurch das von den Sprachen beobachtete Verfahren sprachlicher Bezeichnung mittels lautlicher Symbolisierung aufgezeigt und erläutert wird, daß es aber bei dieser Aufgabe, wie kaum anders zu erwarten, nicht ohne mancherlei Willkür hergegangen sei und wenige Ergebnisse von objektivem und zweifelfreiem Charakter vorlägen.

Das sollte mich scheu machen. Gleichwohl glaub ich auf das bestimmteste beobachtet zu haben, daß die deutsche Sprache gewisse Begriffe vorzugsweise durch gewisse Laute oder Lautverbindungen ausdrückt, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens einige schüchterne Andeutungen darüber mitzuteilen. Die Fachmänner bitt ich ein Auge zuzudrücken, oder lieber zwei Augen, ich meine, den Rest dieses Abschnittes zu überschlagen; die Laien unter meinen Lesern wollen sich einmal fragen, ob sie nicht vielleicht selbst schon Ähnliches, wie ich hier darlege, empfunden und beobachtet haben.

---

[1] Zeitschr. f. Völkerpsych. III 199.

Betrachten wir zB. die Wörter Gipfel Wipfel Zipfel: alle drei bezeichnen ein Äußerstes. Man kann noch hinzunehmen Tüpfel, das nicht sowohl selbst das Äußerste bezeichnet, als das, was mit einer äußersten Spitze (der Feder, des Fingers usw.) gemacht ist (von tupfen); man wird in diesen Wörtern die lautliche und sachliche Übereinstimmung so wenig verkennen, wie in den Wörtern Atem Odem Brodem Qualm, ferner in Schaum (dafür süddeutsch Faum, Feim,[1] österreichisch Foam,[2] englisch foam), Gischt. — Das Schnelle oder Scharfe ist gemeinsam den Wörtern Blitz Flitz (=Pfeil) Ritz Schlitz spitz Witz stibitzen, sowie hitz und kitzekitz, mit denen man Hunde anhetzt. — Die Lautverbindung gr klingt wie das Durcheinanderrollen kleiner runder Steine oder wie das Scharren mit dem Fuße auf solchen Steinen. Was nun kleinen runden Steinen ähnlich ist oder so durcheinander rollt oder rollen kann, das wird gern durch gr ausgedrückt. Auf vollständige Aufzählung der Wörter verzicht ich als dem guten Geschmack widersprechend; ich gebe meist nur einige Beispiele; die Leser werden leicht mehr finden: Grieß Graupen Graupeln Grus grob Granat Gräte Grütze ua. Welche übertragene Bedeutung gr hat, das deutet sehr glücklich Göthe im zweiten Teil des Faust an[3]:

Mephistopheles.
Glück zu den schönen Fraun, den klugen Greisen!

Greif (schnarrend).
Nicht Greisen! Greifen! — Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt:
Grau, grämlich, Griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Den Gegensatz zu gr bildet schl (englisch sl): diese Lautverbindung bezeichnet das Schlichte Schlüpfrige Schlüffige Schlickrige; schlemmen schlittern schlaraffen usw. — Die lateinische Sprache sagt für blasen flare: fl drückt das aus, was wie geblasen ist,

---

[1] Grimms Wörterbuch. [2] LvHörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, Innsbruck 1881, Nr. 71. [3] Werke XII 105=XIII 78 Hempel.

sich leicht blasen läßt: Flachs flackern Flagge Flamme Flaum fliegen usw. Mit Hilfe des Grimmschen Wörterbuchs hab ich 82 solche Wörter zusammengestellt. — Gl scheint Glätte auszudrücken: glatt (in Tirol[1] glunig) glau gleich Glanz und Glast Glas Glatze usw.; so namentlich auch im Englischen. — In der Verbindung spr malt der Dauerlaut s die vorbereitende Bewegung, das kurz abbrechende p den Ausbruch, das fließende r dessen Fortdauer, das Sichergießen: spritzen sprühen sprudeln sprenkeln spreiten und spreizen sprossen und sprießen springen sprengen. — Wo heftige Bewegung mit Gekrach ausgedrückt werden soll, ist ru, rü und ur, ür beliebt: rutschen rücken stürzen purzeln Bruch usw.

Das o ist in der Schrift ein Auge: damit hat die Schrift instinktiv seine Bedeutung ausgesprochen: es bezeichnet das Runde und das Schwarze: Kloß Kopf Dotter Tropfen usw. und Mohr Moor Torf Kohle usw. Ich kann diese Bedeutung an 130 deutschen Wörtern nachweisen. Erwähnenswert ist noch, daß ein geistreicher Philologe[2] den o-Laut selbst rund nennt (das a nennt er breit, das e schmächtig, das i spitz); auch ist ja die Mundöffnung beim Sprechen des o rund. — Den schlagendsten Beweis aber für unsern Satz liefert kn im Anlaut. Diese Lautverbindung bezeichnet das Geschwollene, Knotige, Knorrige,[3] auch in übertragener Bedeutung von Klängen, die durch Knotenartiges hervorgebracht werden, oder aber das Nagende. Hier konnt ich wieder das Grimmsche Wörterbuch benutzen und alle deutschen Wörter darauf hin prüfen, ob mein auf eigner vorgängiger Beobachtung beruhender Satz richtig sei. Dabei hat er sich in einer Ausdehnung als richtig erwiesen, an die ich selbst nicht geglaubt hätte. Ich rechne natürlich Ableitungen und Zusammensetzungen nebst Fremdwörtern nicht mit, von den mundartlichen Nebenformen nur wenige allgemeiner gebräuchliche. Ich sehe ferner ab von Wörtern, wie Knick für Genick uä., sowie von solchen, in denen kn der bequemern Aussprache halber für kl eingetreten ist, wie knenlich für kleinlich,

[1] LvHörmann, Tiroler Volkstypen 90. [2] JRKöne, Über die Sprache der röm. Epiker 64. [3] Vgl. KAndresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 8.

knäglich für kläglich, wiewohl diese Wörter eigentlich meinen Satz stützen—von all dem seh ich ab, und doch bleiben weit über hundert Wörter, die sich fügen, denen nur folgende fünf gegenüberstehen, die widerstreben: Knabe Knappe (ursprünglich mit Knabe ein und dasselbe Wort) Knan oder Knän (mundartlich für Vater) Knecht und Kneien (Weidenstecklinge im Wasserbau). Ich meine doch, diese Zahlen sprechen.

Und noch eins. Es giebt in allen Sprachen, die ich kenne, vornehmlich in der deutschen, Wörterpaare, die, meist durch 'und' verbunden, in dieser Verbindung und zusammen nur einen einheitlichen Begriff bezeichnen, wie Art und Weise, gäng und gäbe, Grund und Boden uä.[1] Ich habe diese gesammelt und nenne sie, da mir ein Name nicht bekannt ist[2], bis auf weiteres Koppelwörter. Meist sind es Wörter von ähnlicher Bedeutung und—wodurch eben die Verwandtschaft von Begriff und Laut aufs neue erhärtet wird—auch von ähnlichem Klange. Zunächst ist in ihnen der Stabreim häufig: Ruh und Rast, fix und fertig, frank und frei. Diese stabreimenden Koppelwörter hat Theodor Heinze in reicher Sammlung herausgegeben.[3] Aber auch der Endreim erscheint oft in ihnen, und da die Wörter in überwiegender Mehrzahl ein- oder zweisilbig sind, so lauten sie einander in hohem Grade ähnlich: mit Ach und Krach, ächzen und krächzen, aut oder naut (aught or naught), Dach und Fach, dann und wann, Drang und Zwang, echt (oder schlecht) und recht, fippen und wippen, Gerück und Geschick, sein Habchen und Babchen, Hack und Mack, Handel und Wandel, zu Handen und Banden, hangen und bangen, hangen und langen, heben und schweben, hegen und pflegen, Hülle und Fülle, Kipper und Wipper, knall und fall, Kniffe und Pfiffe, Knüffe und Püffe, knuffen und puffen, Korn und Horn, Kopf und Schopf, kräftig und deftig, was kreucht und fleugt, kribbeln

[1] Vgl. Kurt Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, Leipzig 1888, S. 140 ff. [2] Bernh. Schmitz soll sie, wie man mir sagt, 'Doppelung der Begriffe' genannt haben, wenig glücklich, wie mir scheint. [3] Die Alliteration im Munde des deutschen Volkes. Programm. Anklam 1882.

und wibbeln (sächsisch-thüringisch auch kriebeln und wiebeln, krimmeln und wimmeln), weder Laub noch Staub, leben und streben, leben und weben, Lug und Trug, Mut und Blut, nebeln und schwebeln, Nebler und Schwebler, Nücken und Tücken und viele, sehr viele andre. Auch die mehrsilbigen sind einander sehr ähnlich: aufgezwungen und aufgedrungen, geschniegelt und gestriegelt, gestriegelt und gebiegelt, geschniegelt und gebiegelt, sie halfen mitraten und mitthaten, wissentlich und geflissentlich ua. Es ist kein Zweifel, daß das Volk in solchen Koppelwörtern sich bemüht, die Sache, den Begriff vermittelst des Lautes möglichst eindringlich auch für das Ohr zu machen, wie die Engländer den Esel sicherlich nur deshalb donkey nennen, weil der Affe monkey heißt.[1] —

Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu sagen, daß diese Anerkennung einer Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff durchaus nicht dazu zwingt, die Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften einzureihen, wie das August Schleicher[2] und Max Müller thun, was meines Erachtens entschieden irrig ist.

5.

Namen unpassend übertragen.

Das Volk entschließt sich ferner, wie ich schon oben S. 29 gesagt habe, schwer einen gewohnt gewordenen Namen aufzugeben, wenn er nicht mehr paßt. Auch dies spricht für seinen Glauben an die enge Zusammengehörigkeit von Ding und Namen. Göthe singt in seinem Gedicht 'Epiphanias':

Die heiligen drei König sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär,
So wär ein heilger Dreikönig mehr.

An einer andern Stelle[3] sagt er:

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig
Heilgem Dreikönige

---

[1] KAndresen, Über deutsche Volksetymologie, 4. Aufl. 46. [2] Die Deutsche Sprache 83. [3] VI 71=II 420 Hempel.

und auch Boisserée gebraucht dann in einem Briefe das Wort 'ein Dreikönig'.

Und ein Schnaderhüpfel von Franz vKobell[1] lautet:

Der Gori ko lügn
Wie niemd auf der Welt,
Hat uns nachst von vier
Heiligi drei Kini verzählt.

Das ist nun zwar Kunstdichtung, aber die Dichter wären auf den ausgesprochenen Gedanken gar nicht gekommen, hätten sie nicht Ähnliches im Volke gehört. Somit ist denn wohl auch kein Grund vorhanden an der Echtheit des Liedes aus Des Knaben Wunderhorn[2] zu zweifeln, obwohl ja dies Buch eine nicht ganz lautere Quelle ist, wo es heißt:

Die vier heilige drei König mit ihrem Steara,
Der Casper, der Melchar, der Baltes, der Beara,
Sie seaga de nagelnuia Steara usw.

Auch hier ist der Ausdruck 'drei Könige' zum Eigennamen geworden und erscheint deshalb auch in der Einzahl (vgl. oben S. 62 das Gasthaus zu den drei König) und Vierzahl. In der Altstädter Kirche in Bernburg zeigen die gemalten Fenster zwei heilige Könige: für den dritten hat der Platz gefehlt. Nun ist es ja nichts Ungereimtes von drei Königen nur zwei darzustellen, und doch kommt es uns vor, als sollt es nicht so sein: so untrennbar ist die Dreizahl mit den Königen verbunden. So haben die Künstler des Altertums in der Zeit und da, wo die Neunzahl der Musen allgemein angenommen war, oft eine oder zwei Musen, vielleicht auch eine Grazie dargestellt, aber sicherlich nie sieben oder acht Musen und nur vereinzelt zwei Grazien, wie am Throne des Apollon in Amyklä.[3]

Dem Angeführten Ähnliches begegnet dem Volke bei Zahlbegriffen öfter. Es wird erzählt, man habe Friedrich den Großen gefragt, wohin er reite, und ohne Bedenken läßt man ihn ant=

[1] Schnadahüpfln und Gschichtln, München oJ. Nr. 260 S. 108.
[2] III 31 (Reclam S. 631). [3] Paus. III 18, 10. Nach Paus. X 24, 4 waren in Delphi zwei Moiren aufgestellt, aber Pausanias sagt ausdrücklich, daß an Stelle der dritten Zeus Moiragetes stand und neben ihm Apollon Moiragetes.

worten: In den siebenjährigen Krieg. Doch ist dies wahrscheinlich bewußter Witz. Die bekannte Legende von den sieben Schläfern aber hat die Sprache um einen Siebenschläfer bereichert—man gebraucht sogar das Wort Siebenschlaf für einen langen Schlaf—wie aus dem Plural gens d'armes der eigentlich unmögliche Singular gendarme entstanden ist. Ähnlich macht die lateinische Sprache aus dem Namen für das Sternbild des Wagens, septem triones, 'die sieben Dreschochsen', den Singular septentrio 'Siebenochs'. Dies septentrio kann dann sogar wieder in zwei Wörter zerlegt werden septem trio, der sieben Ochs,[1] und ähnlich ist 'seine sieben (dh. wenigen) Sachen' durch die Betonung zu einem Worte 'seine Siebensachen' geworden und läßt die Verbindung zu 'seine paar Siebensachen'.[2] Andrer Art sind Zusammensetzungen wie Neunauge, Dreizack, Dreifuß, Tausendfuß uä., doch wird tausend wirklich als Singular gebraucht: der Ausdruck 'tausend Dank' zwar beweist dies vielleicht nicht völlig, da der deutschen Sprache der Plural von Dank abgeht und man hier möglicherweise die Singularform in der Bedeutung des Plurals gebraucht haben könnte, wie man sagt tausend Fuß, zehn Zoll uä. und ebenso wenig Hartungs 'Und stürzt zu Boden unter tausend Ach und Weh';[3] wohl aber wird es bewiesen durch die Wendung 'es ist ein tausendes Glück'[4] und durch das Balthasar Müntersche Kirchenlied 'Quelle der Vollkommenheiten', wo es heißt:

Floß aus deiner Segensfülle
Mir nicht tausend Wohlthat zu?

So hört ich in Kreischa bei Dresden sagen: 'Von hier bis zum Bahnhof ists eine tüchtige anderthalbe Stunde.' In

[1] Freilich sagt man auch septem vir, aber hier ist septem wie trium=trium virum als partitiver Genetiv zu fassen (Usener im Rhein. Mus. XXIII 335), welche Auffassung bei septem trio nicht möglich ist, da dieser Ausdruck nicht einen einzelnen Stern, sondern das ganze Sternbild bezeichnet. [2] Vgl. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte 143. 169. [3] Übersetzung von Eurip. Bakchen 1100, vgl. KAndresen, Sprachgebrauch usw. 6. Aufl. 34 Anm. 2. [4] Vgl. *μυρία ἀσπίς*, *διακοσίαν ἵππον*: Krüger, Griech. Sprachl. f. Schulen § 24, 2, 10.

Salzbrunn im Riesengebirge sagte einer: 'Der spricht einige drei Sprachen.' — A. 'Die Straßenbahnwagen gehen wirklich oft: es sind ja kaum zehn Minuten, daß der letzte vorbeifuhr.' B. 'I, das ist ja schon der zweite seit dem letzten.'

'Der dritte' heißt der Unbeteiligte nicht selten auch da, wo ein zweiter gar nicht vorhanden ist, in der juristischen Sprache sogar durchweg. Wenn Bewohnern eroberter Städte freier Abzug gestattet wird, so bedeutet bei Livius 'mit je einem Anzuge' dasselbe, wie 'mit je zwei Anzügen'[1]: im erstern Falle wird der Anzug, den man auf dem Leibe trägt, nicht mit gerechnet. Göthe sagt in den Wahlverwandtschaften[2]: 'Er (der die Flöte blies) dachte nicht, wie schrecklich es für einen dritten sei, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen.' Derselbe Göthe sagt in seinem Winckelmann unter der Überschrift 'Freundschaft'[3]: 'Er empfand sein eignes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen.' Daher sagt man auch in der Mehrzahl 'dritte Personen.'[4] — Ferner sind 'die Zwölf' im Evangelium mehrfach nur elf.[5] Die griechische Mythologie erzählt, Hermes habe den zwölf großen Göttern ein Opfer dargebracht.[6] Da er aber selbst einer von diesen zwölf Göttern ist, so konnte sein Opfer, sollte man meinen, nur elfen gelten. Hier ist jedoch auch die andre Deutung möglich und wahrscheinlich sogar richtig, daß er sich selbst mit zu denen rechnet, denen er das Opfer darbringt,[7] wie Tibullus[8] in einem Liede an Phöbus diesen Gott einladet, das Gedicht zu seinem Preise selbst mitzusingen. Diese zweite Deutung ist aber ausgeschlossen, wenn Poseidon den Ares verklagt, weil dieser seinen Sohn Halirrhothios getötet hätte: die

[1] Wölfflin zu XXI 13, 7. [2] Ausg. letzter Hand 1827 ff. XVII 146; Ausg. in 40 Bdn. XV 112=XV 102 Hempel; vgl. Grimms Wörterbuch II 1423. [3] XXXVII 25 bezw. XXX 15=XXVIII 202 Hempel; ein weiteres Beispiel in HvKleists Werken herausg. v. Grisebach (Reclam) II 336. [4] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1889, 407. [5] JB. Joh. 20, 24. [6] Hom. Hymn. 3, 128; Nägelsbach, Nachhomerische Theol. II 16 S. 128. [7] ALudwich in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1887, 328 Anm. 20. [8] II 5, 2, vgl. Fleckeisens Jahrbb. 1895, 774 f.

zwölf Götter sitzen zu Gericht und sprechen Ares frei,[1] und ebenso, wenn Poseidon und Athene um den Besitz des attischen Landes streiten und die zwölf großen Götter auf den Richterstühlen sitzen[2]: es konnten natürlich nur zehn sitzen, aber das Volk nimmt an dem Begriffe 'zehn große zwölf Götter (oder Zwölfgötter)' keinen Anstoß.[3] Das griechische Wort Hekatombe bedeutet eigentlich ein Opfer von hundert Rindern, aber schon bei Homer kommt nicht allein ein Hundertrinderopfer einmal von einundachtzig, ein andermal von zwölf Rindern vor, sondern auch ein Hundertrinderopfer von fünfzig Schafböcken.[4] So heißt eine von den Girondisten eingesetzte Behörde von zwölf Männern Decemvirn, dh. Zehnmänner, so heißen die dreißig Tyrannen zu Athen auch da noch die Dreißig, wo ihre Zahl auf fünfundzwanzig gesunken ist,[5] und in Rom behielt das Kollegium der Fünfzehn (quindecimviri) seinen Namen bei, auch als es sechzehn Mann zählte. Im alten Etrurien bildeten zwölf Städte einen Bund; aber auch nach der Zerstörung der einen dieser Städte, Vejis, spricht der römische Historiker Livius[6] noch von zwölfen. Ein Herausgeber des Livius, Wilhelm Weißenborn, vermutet, die Zahl sei durch Aufnahme einer andern Stadt ergänzt worden; das ist möglich: aber näher scheint mir die Annahme zu liegen, Livius habe das 'zwölf' nur gewohnheitsmäßig und ungenau gesetzt. Ebenso sorglos spricht man von einer zwanzigtägigen Quarantäne, während doch dies Wort, von quarante abzuleiten, vierzig Tage bedeutet, von einer ersten und zweiten Primadonna, von drei Prozent vom Tausend (anderseits ist drei Prozent vom Hundert häufig sogar in Urkunden), von einem dreigedoppelten Faden,[7] und man kann hören: 'Ich muß mit euch beiden unter vier Augen reden'

---

[1] Apollod. III 14, 2. [2] Ovid Met. VI 72. [3] Vgl. Rudolf Hirzel, Über Rundzahlen, in den Berichten der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss., philol.-histor. Klasse, 37. Bd. 1885, 60. Vgl. dagegen Diodor IV 39, 4. Lehrs, Populäre Aufsätze 247. [4] Die Belege giebt Passow in seinem Wörterbuche. [5] Frohberger zu Lys. Eratosth. 54. [6] VII 21, 9. [7] Vgl. 'dreidoppelt' in Grimms Wörterbuche, wo das entsprechende lateinische tergeminus und das dänische tredobbelt angeführt werden.

statt unter sechs Augen oder noch genauer unter sechs Ohren; Quentchen kommt von quintus 'der fünfte', bezeichnet aber thatsächlich den vierten Teil eines Lotes[1]; 'bei diesem Konditor kosten die Sechserstückchen nur fünf Pfennige;' ferner ein vierblättriges Kleeblatt, Mandeln von zehn Garben, ein Probejahr von drei Monaten uä. 'Wie viel machens Viertel von da Gans?' 'Wies kimmt, a dreizehn bis vierzehn.'[2] Sechs Dreier kann man in Preußen noch jetzt hören, wenn anderthalb Groschen gemeint sind.'[3] — Gast. 'Herr Wirt, wer sind die beiden Herren dort? die sind doch gewiß nicht von hier.' Wirt. 'Doch, doch, das sind die beiden obern Zehntausend unserer Stadt.'

Nicht ganz hierher gehört es, daß man einen Zeitraum von sieben Tagen acht Tage (huit jours), einen solchen von vierzehn Tagen quinze jours nennt, denn es ist eine von alters her geübte Sitte den ersten und letzten Tag mitzuzählen: so pflegten die Griechen zu sagen, die olympischen Spiele würden alle fünf Jahre gefeiert; es geschah aber bekanntlich alle vier Jahre; auch nicht ganz, wenn man ein Haus mit einem Stockwerk ein zweistöckiges nennt, denn es liegt gar zu nahe den Ausdruck Stockwerk auch auf das Erdgeschoß zu übertragen: wirklich geschieht dies allgemein in Freiburg im Breisgau, zumal da dort auch das Erdgeschoß nicht selten aus Fachwerk besteht; ebenso wenig, wenn man einen Stein in Würfelform einen viereckigen nennt, während er doch acht Ecken hat, wie das in dem oben S. 22 angeführten Wappenspruche geschieht. Auch das gehört nur uneigentlich hierher, daß zwischen einer Hose und einem Paar Hosen kein Unterschied ist, daß man eine Handlung, die dreimal vorgeht, eine dreimal wiederholte nennt, während doch der erste Vorgang keine Wiederholung ist.[4] Auch bei Zahlen im weitern Sinne begegnet man ähnlichen Ungenauigkeiten. So umfassen die üblichen Jahresberichte nicht selten mehrere Jahre. Der Halbmond,

[1] FHarder, Werden und Wandern unserer Wörter, 2. Aufl. 92. [2] Nach den Münchener Fliegenden Blättern. [3] Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte 159. [4] Ähnlich sagt Ov. Met. VIII 212 'noch einmal wiederholen' (iterum repetere) für das einfache 'wiederholen'.

namentlich der türkische, der ja ursprünglich ein Hufeisen war,[1] beträgt meist viel weniger als die Hälfte der Mondscheibe; beträgt er aber wirklich die Hälfte, so nennt man dies am Monde selbst erstes oder letztes Viertel, und daß Matth. Claudius den Vollmond meine, wenn er sagt[2]:

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön,

möcht ich dem Grimmschen Wörterbuche[3] nicht glauben: auch den Halbmond kann man rund nennen. Der Begriff halbtot, im Lateinischen auch halblebendig, semivivus, semanimis, ist streng genommen ein widersinniger, ähnlich Halbinsel und viele andre Verbindungen mit halb. Viele Fleischer schlachten ein halbes Schwein, dh. sie schlachten ein Schwein gemeinsam mit einem zweiten Fleischer; Kellner bestellen in der Küche häufig nicht bloß eine halbe Leber, sondern auch ein halbes Rindfleisch, statt einer halben Portion, und was halb und halb gethan ist, ist noch lange nicht ganz gethan. Halbe Milch ist abgerahmte; dem Halbbier steht das Doppelbier gegenüber. Besonders auffällig ist der oft gehörte Ausdruck: 'Eine Cigarre ordentlich anbrennen ist das halbe Rauchen', worin das Rauchen als Anstrengung erscheint, während der Sinn ist: man hat doppelten Genuß. Der Ausdruck ist jedenfalls von Anstrengungen (zB. frisch gewagt ist halb gewonnen) unpassend übertragen. 'Putzen ist die halbe Fütterung' lautet ein Kasernenlehrsatz des Kavalleristen. Ferner bildet den Gegensatz zu 'halb' keineswegs immer 'ganz', sondern nicht selten auch 'doppelt', wie schon der eben angeführte Gegensatz Halbbier—Doppelbier zeigt. Als Ovid verbannt ward, wollte seine Frau ihn begleiten; er aber gab dies nicht zu. Auf der Fahrt in die Verbannung erlebte er einen fürchterlichen Seesturm und in dessen Beschreibung[4] sagt er:

O wie gut, daß ich nicht sie das Schiff ließ mit mir besteigen,
Daß nicht doppelt den Tod leiden ich Armer gemußt!
Sterb ich aber auch jetzt, so wird, weil sie von Gefahr frei,
Leben wenigstens doch bleiben die Hälfte von mir.

---

[1] Grote, Stammtafeln, Leipzig 1877, 457. [2] Gothaer Ausg. I 257. [3] IV 2, 185. [4] Trist. I 2, 41 ff.

Ebenso heißt es bei Aristoteles,[1] Zenon wolle in seinem vierten Beweise gegen die Bewegung darthun, daß die halbe Zeit der doppelten gleich sei. Thatsächlich aber will er bloß beweisen, daß die halbe Zeit der ganzen (d. i. der doppelten halben) Zeit gleich sei. Bei Xenophon[2] heißt es: 'Ich möchte lieber mit der Hälfte (der Soldaten den Feind) verfolgen, als mit der doppelten Zahl mich zurückziehen.' Zahlreiche ähnliche Beispiele findet man, wenn man im Grimmschen Wörterbuche die mit Halb und die mit Doppel= zusammengesetzten Wörter durchsieht. Von Stadtvierteln spricht man auch da, wo eine Stadt in fünf und mehr Bezirke eingeteilt ist.[3] Auch sagt man formelhaft, eine Stadt an allen vier Ecken anzünden, unbekümmert darum, wieviel Ecken sie hat.[4] Man sagt: in meinen vier Pfählen, in meinen vier Wänden, weil die viereckige Form der Zimmer und Häuser die allgemeinste ist; man sagt: in alle vier Winde (dafür auch[5] in die vier Straßen der Welt), weil vier Himmelsgegenden benannt sind. Dem Engländer bedeutet the sex, dem Franzosen le sexe vorzugsweise das weibliche Geschlecht—als ob die Männer geschlechtslos wären! — weil hier das Geschlecht eine unvergleichlich größere Rolle spielt, und als ich einen Schweizer nach seinen Kindern fragte, antwortete er: 'I hob zwa Buam un e Chind', und in der That denkt man auch in Deutschland, wenn ein Kind erwähnt wird, vorzugsweise an ein Mädchen. Das Vitzthumsche Gymnasium in Dresden, an dem ich 33 Jahre lang gearbeitet habe, hieß bis 1861 'das Vitzthumsche Geschlechtsgymnasium'. Im Jahre nach meiner Anstellung an dieser Schule traf mich ein Universitätsbekannter und fragte: 'Wie bist du nur dazu gekommen, Mädchenlehrer zu werden?' — 'Ich bin nicht Mädchenlehrer.' — 'Nun, bist du denn nicht am Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium?' Der Mann hatte geglaubt aus dem Namen schließen zu müssen, dies Gym=

---

[1] Phys. VI 279 b 33 ff. *ἴσον εἶναι χρόνον τῷ διπλασίῳ τὸν ἥμισυν*
[2] Anab. VI 5, 17. [3] Viel ähnliche Beispiele bietet der Artikel Quartier im Dictionnaire de l'Académie fr. [4] Vgl. den S. 88 Anm. 3 angeführten Aufsatz Hirzels S. 62. [5] Grimm, Rechtsaltertümer 2. Aufl. 211 f.

nasium sei eine Mädchenschule. Bei Homer ist die Wendung 'zu ihnen begann der und der folgendermaßen zu reden' so zur Formel geworden, daß sie neunmal auch da vorkommt, wo nur zu einem gesprochen wird,[1] und ähnlich sagt im ersten Gesange von Hermann und Dorothea die Wirtin zu ihrem Manne 'seht', wie bei den griechischen Tragikern der Befehl 'öffnet die Thüren' nicht selten an eine Person gerichtet wird.[2] Umgekehrt wird im Griechischen 'sage mir' auch in der Anrede an mehrere gebraucht.[3] Und Euripides, während er doch zweifellos sich den Polyphemos einäugig vorstellt, spricht an vier Stellen[4] von dessen Augen, wie das meine Schüler in einem lateinischen Aufsatze sehr allgemein gleichfalls gethan haben.

Wie in diesen Ausdrücken auf die Zahl keine Rücksicht genommen wird, so sind unpassende Übertragungen eines altgewohnten Ausdrucks auf neue Begriffe auf allen Gebieten recht häufig. Die Sprache ist im Volke—und nicht im Volke allein—stärker als der Gedanke, und ein Wort stellt zur rechten Zeit sich ein nicht gerade, weil Begriffe fehlen, sondern weil man das Neue an einem neuen Begriffe unbeachtet läßt und dem neuen Begriffe ein altes Kleid anzieht, das nicht überall passen will. Ich biete von den sehr zahlreichen Beispielen, die ich gesammelt habe, nur eine kleine Auswahl.[5]

'Im Hades sein' war allgemein bräuchlicher Ausdruck für 'tot sein'; Achilleus aber bezeichnet[6] den Patroklos als 'im Hades befindlich', während dieser 32 Verse vorher geklagt hatte, der Hades sei ihm verschlossen, weil sein Körper nicht begraben sei. — Sophokles[7] spricht von einer 'Hinrichtung durch Steinigung von Staats wegen'. Sein Stück spielt in der Heroenzeit, wo

[1] Ameis zur Od. V 202. [2] Schneidewin zu Soph. Ai. 344. — Es verlohnt sich, dieser Erscheinung das griechische δεῦρο und δεῦτε und das englische yes'r und yes'm gegenüberzustellen, vgl. Max Müller, Vorlesungen üb. d. Wiss. der Sprache I 192. Ähnlich ist das lateinische eccum eccam. [3] Westermann zu Dem. Phil. I 10; Bernhardy Syntax 419. [4] Jahrbb. f. Philol. 1879, 815. [5] Beispiele von erstarrten und sinnlos weiter gebrauchten Ausdrücken, meist freilich andrer Art, bietet Kurt Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte 33 ff [6] Il. XXIII 103. [7] Ant. 36 φόνος δημόλευστος.

es Republiken noch nicht gab, aber der republikanische Dichter sagt seiner Gewohnheit gemäß 'Steinigung vom Volke angeordnet', wo er sagen sollte 'vom Fürsten angeordnet'. — Bei den alten Römern hießen die Schutzgottheiten der Familie, die Hausgötter, Penaten, ein Wort, das man dann auch übertragen gebrauchte zur Bezeichnung der Familie, des Hauses selbst, so daß 'sich seine Penaten gründen' so viel bedeutet, wie 'sich sein Haus gründen'. Ovid aber[1] sagt, offenbar nach volkstümlicher Sprechweise, der auch der vornehmste Dichter sich nicht gänzlich entziehen kann: an der Milchstraße hätten die großen Götter ihre Penaten gegründet, und an einer andern Stelle[2] spricht er von Penaten des Sonnengottes. Da das Wort Penaten in seiner eigentlichen Bedeutung zu allen Zeiten in Gebrauch geblieben ist, so ist nicht daran zu denken, daß die Grundbedeutung dem Bewußtsein des Volkes etwa abhanden gekommen wäre, wie dies der Fall war mit der Formel D·M oder D·M·S, dh. Dis Manibus Sacrum, 'den Manen geweiht', die sich trotz der heidnischen Manen vielfach auch auf alten christlichen Grabschriften findet;[3] vielmehr ist der anderswo passende Ausdruck hier in unpassender Weise gebraucht, woran aber das Volk nicht den mindesten Anstoß nahm, zumal wohl der fromme Römer sich kein Haus, auch nicht das eines Gottes, ohne Penaten und Hauskapelle denken konnte, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein deutscher Mann aus dem Volke bei der Zeile 'O Gott, du frommer Gott' sich den lieben Gott vorstellt, wie er mit dem Gesangbuch unter dem Arm in die Kirche geht. Wird doch in einem Volksmärchen[4] erzählt: 'Der Herr (Christus) saß hinter seinem Tische, hatte das Evangelium des Sonntags samt der Epistel gelesen und weil er damit gerade fertig war, so stellte er das Buch auf den Sims.' Nach derselben Anschauung findet sich die Bibel selbstverständlich auch in der Wohnung des Teufels: ein plattdeutsches Sprichwort lautet[5]:

---

[1] Met. I 174. [2] Met. I 773. [3] FdBecker, Die heidnische Weiheformel D·M auf altchristlichen Grabschriften. Gera 1881. [4] Busch, Deutscher Volkshumor 226 nach der Rochholzschen Sammlung. [5] WSchröder, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz Nr. 930; EHöfer, Wie das Volk spricht, 2. Aufl. Nr. 593.

'So kummt Gotts Woord in Swung, sä de Düwel, un smeet de Bibel öwern Tuhn,' und in Grimms Märchen[1] geht eine Wassernixe in die Kirche. Diese naive Anschauung ward mit Bewußtsein verwendet von einem Schauspieler, der in einem in Angelys 'Fest der Handwerker' eingelegten Scherze den Zimmermann den Beweis, sein Handwerk sei das älteste, so führen ließ: 'Schon zu Noah sagte der liebe Gott: lieber Noah, ich bitte dich um Gotteswillen, baue dir eine Arche', und ähnlich von Göthe, wenn er Mephistopheles sagen läßt[2]:

> Ich möcht mich gleich dem Teufel übergeben,
> Wenn ich nur selbst kein Teufel wär.

Auch Aristophanes läßt mit demselben Scherz den Poseidon beim Poseidon schwören.[3] Ein Lehrer gab den Schülern aus Herders 'Blättern der Vorzeit'[4] den 'Tod Adams' als Aufgabe zum Übersetzen ins Hebräische. Einer der Schüler gab mit Bewußtsein und Absicht die Worte 'sein Geist entfloh' durch die bekannte Redensart wieder 'er ward versammelt zu seinen Vätern'. Alle waren gespannt, was der Professor dazu sagen werde. Er sagte nichts. Er scheint an den Vätern Adams ebenso wenig Anstoß genommen zu haben, wie Ovid an den Penaten der Götter.

In dem Worte 'Schornstein' ist die Bedeutung der zweiten Worthälfte dem Bewußtsein so sehr abhanden gekommen, daß man auch die eiserne Esse einer Lokomotive, eines Dampfschiffes Schornstein nennt. — Vorlesungen heißen die Vorträge der Universitätslehrer meist mit Unrecht. — Die Grundbedeutung von exercitus ist 'das geübte Heer' (von exercere üben); aber bei Cicero[5] und Livius[6] findet sich exercitus tiro 'ein ungeübtes geübtes Heer'.[7] — Von den Wörtern thýrā und fŏrēs, 'die Thür', haben die Griechen und Römer gebildet thýrāzĕ und fŏrās 'hinaus' und thýrēsĭn, thýrēthĭ, fŏrīs, 'draußen'. Man sieht, daß das Grundwort in diesen Adverbien noch ganz klar erkennbar, die Ableitung keineswegs verdunkelt ist; dennoch gebrauchte man sie auch in Wendungen wie 'aus dem Schenkel, aus dem Meere heraus, außer-

---

[1] I 399. [2] Werke XI 120=XXII 91 Hempel. [3] Aves 1614. [4] Werke I 27=Werke zur schönen Lit. und Kunst IX 22. [5] Fam. VII 3, 2. [6] XXI 43, 14 uö. [7] Umgekehrt bildet bei Quint. II 10, 9 tiro den Gegensatz zu exercitatus und Cic. De or. I 218 sind tiro und rudis synonym.

halb des Meeres', während man doch dem Schenkel, dem Meere durchaus nicht eine Thür beilegen will, auch nicht im bildlichen Sinne.[1] Ebenso sagt der Deutsche 'eine behende Zunge, behende Füße', ohne zu bedenken, daß 'behende' von 'Hand' kommt, und Herodot[2] läßt einen Mann mit den Beinen 'Handbewegungen machen', wie Horaz[3] 'dem Kopf die Füße freimachen' will. Heinr. Heine[4] redet von einem Pantoffel, 'der ihm abhanden oder vielmehr abfüßen kam'. Xenophon sagt[5] 'sie kamen zu den Zelten' auch da, wo die Zelte verbrannt sind und die Soldaten unter freiem Himmel lagern: er meint 'ins Lager', für das man eben häufig die Zelte setzte. — Man sagt mir, in der deutschen Übersetzung von Drapers Geschichte des Secessionskrieges sei von einer Flußmarine die Rede: Marine aber kommt vom lateinischen mare, Meer. — Die Hausfrau spricht von ihren 'Blumen' auch da, wo nur Blattpflanzen vorhanden sind, und ein Gärtner sprach von blühenden und unblühenden Blumen. Die alten Griechen sagten 'die Steuern der vierten Bürgerklasse zahlen'[6] für 'in die vierte Klasse gehören', obgleich diese Klasse gar keine Steuern zahlte — 'Die Knie wurden jemandem gelöst' dh. er sank zusammen, ist bei Homer eine geläufige Redensart vom Hinsinken solcher, die bis dahin fest auf den Füßen standen; der Dichter gebraucht sie aber auch von dem schwimmenden Odysseus.[7] — 'Ich flehe dich fußfällig an' (gūnūmai, eigentlich 'ich umfasse flehend deine Knie') sagt Odysseus[8] auch da zu Nausikaa, wo er in der Ferne stehen bleibt. — Im Lateinischen ist die Wendung pauca locutus 'mit wenigen Worten' so sehr stehende Redensart geworden,[9] daß Ovid[10] sie von einer Rede gebraucht, die er nachher selbst als eine ausführliche bezeichnet. — Ein Philologe[11] schreibt: 'Ixion hatte seinen Schwiegervater Deïoneus tückisch in eine mit Kohlen angefüllte Grube gelockt und dadurch zuerst eines Stammesgenossen Blut vergossen.' Aber beim Verbrennungstode fließt ja kein Blut. — Ebenso formelhaft gebraucht man Roß für Reittier überhaupt. In Simrocks Edda[12] wird erzählt: 'Da ward gen Jötunheim nach dem Riesenweibe

---

[1] Man vergleiche die Wörterbücher, besonders die zu den Homerischen Gedichten. [2] VI 129 aE. χειρονομεῖν τοῖς σκέλεσι. [3] Carm. III 24, 8 caput expedire (von pes!). [4] Werke V S. 54. Da das bloß ein Scherz ist, hat das Grimmsche Wörterbuch natürlich darauf verzichtet, 'abfüßen' aufzunehmen. [5] Anab. III 5, 7 mit Vollbrechts Anmerkung. [6] Θητικὸν τελεῖν. [7] Od. V 406. [8] Hom. Od. VI 149. [9] Klotz zu Ter. Andr. III 3, 4 und die Wörterbücher. [10] Fasti I 148 vgl. 161. RMerkel schreibt eben aus dem oben angeführten Grunde in der neuesten Auflage freilich pacta locutus: es ist mir aber sehr zweifelhaft, ob er das mit Recht thut; HPeter ist ihm in seiner 3. Aufl. nicht gefolgt. [11] Schneidewin zu Soph. Phil. 679. [12] 1. Aufl. 281.

gesendet, die Hyrrokkin hieß, und als sie kam, ritt sie einen Wolf, der mit einer Schlange gezäumt war. Als sie vom Rosse gesprungen war' usw. — Hebel[1] läßt den Zundelheiner dem Schimmel mit dem Absatz die Sporen geben. — In einem kleinen sächsischen Blatte, dem Boten vom Geising,[2] wird 'eine gute Zugkuh (Sattelkuh)' ausgeboten. — Aus den Provinzen Preußen, Posen, Schlesien ziehen im Frühjahr viele Arbeiter nach Sachsen und diese nennt man Sachsengänger. Den Ersatz beziehen die dortigen Landwirte aus russisch Polen, nennen aber auch diese Arbeiter Sachsengänger. — Unpassende Übertragungen sind ferner, wenn der Engländer holidays für vacations, der Deutsche Sonntag für Feiertag sagt, wenn Homer[3] eine Insel 'Festland' nennt usw.

Wie nun das Volk kein Bedenken trägt von vier heiligen drei Königen und von zehn großen zwölf Göttern zu sprechen, so nimmt es auch keinen Anstoß an sehr langsamen schnellfüßigen Rossen. Das schnellfüßige Roß ist so gut wie der heilige drei König ein einheitlicher nicht weiter zu zergliedernder Begriff geworden, und so nimmt Homer[4] keinen Anstand zu sagen, Antilochos habe die schnellfüßigen Rosse an den Wagen gespannt, während sechs Verse weiter dieselben Rosse als die langsamsten bezeichnet werden. Derselbe Homer ist gewohnt die Gewänder glänzend, schimmernd zu nennen, und so nennt er denn[5] auch diejenigen Gewänder so, die gewaschen werden sollen. Ja, noch weiter geht das Volk:

'I woaß a kloans Häuserl am Roan,
Dös Häuserl is groß und nit kloan'

heißt es in einem Münchner Volksliede,[6] und in einem englischen Volksliede, das Kurt Bruchmann anführt,[7] heißt es:

Die braune Maid hat ein Messerlein klein,
War lang und scharf von Erz;

doch möcht ich nicht mit Bruchmann annehmen, klein sei hier so viel wie lieb; vielmehr ist 'ein Messerlein klein, ein kleines Häuserl' zu einem einheitlichen Begriff geworden, über dessen

---

[1] Schatzkästlein, Sedezausg. 235. [2] 1890 Nr. 3 S. 3. [3] Od V 56. [4] Il. XXIII 304. [5] Od. VI 26. 38. 74; vgl. Il. XXII 154. Vgl. FSchnorr vCarolsfeld in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1865, 807. [6] Erk und Irmer, Volkslieder II 40. [7] Psychologische Studien zur Sprachgeschichte 97.

Bestandteile und deren Bedeutung sich das Volk nicht weiter Rechenschaft giebt. Ähnlich lesen wir im Mosaischen Schöpfungsberichte: 'Und Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere.' Hier spielt wohl der Umstand eine Rolle mit, daß die hebräische Sprache keine eigentliche Steigerungsform hat: statt 'die Sonne ist größer als der Mond' sagt sie 'die Sonne ist groß vor dem Monde'.[1] 'Weiß' ist ein stehendes Beiwort der Hände, 'schwarz' ein stehendes Beiwort des Mohren, und so spricht ein serbisches Volkslied von den weißen Händen des schwarzen Mohren,[2] und in englischen Volksliedern wird 'sein treues Lieb' (his own true love) ohne Unterschied von treuen und untreuen Liebenden gebraucht.[3] Auch im Deutschen findet sich 'Treulieb' als ein Begriff, wie denn Herder[4] in dem schönen Liede 'Oh weh! o weh hinab ins Thal' das schottische since my true love has forsaken me ziemlich genau überträgt 'seit mein Treulieb ist nicht mehr mein', und schon in der ersten Strophe sagt er ohne den Vorgang seiner Vorlage 'so mein Treulieb ist ohne Treu'. Ein Korporal ruft beim Appell: 'In der ganzen Kompagnie liegt nichts drin und das muß raus.' Aus einem Volksliede find ich angeführt[5] 'Ich hör ein tiefes Schweigen.' Und Frommel[6] hat sicher gut beobachtet, wenn er jemand sagen läßt: 'Wenn die Sache noch lange so fortgeht, so geht sie nimmer lang so fort.' Dasselbe gilt von den Fliegenden Blättern,[7] wenn sie einen Unteroffizier sagen lassen: 'Sie Einjähriger, wenn S aber jetzt net aufpassen, —dann passen S aber auf!'

Dagegen enthält die Wendung 'der blinde Seher Teiresias' nur scheinbar einen Widerspruch und ebenso die erzgebirgische Redensart

[1] Vgl. sol magnus est prae luna; wie die verschiedenen Sprachen die Steigerung ausdrücken, ist sehr hübsch aneinandergesetzt von AFPott in Fichtes Zeitschr. für Philosophie Bd. 43 S. 215ff. [2] Talvj, Charakteristik des Volksliedes german. Nationen 134; vgl. FSchnorr vCarolsfeld in Fleckeisens Jahrbb. für Philol. 1865, 806f.; derselbe in seinem Archiv f. Litt.-Gesch. X 317f. [3] Talvj aaO. [4] Stimmen der Völker II Nr. 10. [5] Zeitschr. f. d. deutschen Unt. V 100. [6] Aus der Hausapotheke 57. [7] Nr. 2380 (1891 Bd. 94).

'Wenn die Blaubeeren noch grün sind, sehen sie rot aus, wenn sie reif sind, schwarz', da grün hier, wie auch das entsprechende griechische chlōrŏs 'unreif' bedeutet, also keine Farbe bezeichnet (vgl. grüne Butter, ein grüner Junge uä.). Wohl aber ist es ein Widerspruch, wenn man von 'weißen Schwarzbeeren' spricht statt von 'weißen Heidelbeeren', die vorkommen sollen, wie man mir sagt. Auch das ist kein Widerspruch, daß in Grimms Märchen[1] Riesen 'meine lieben Rieserchen' angeredet werden, die acht Zeilen vorher als große bezeichnet waren, denn die Endung 'chen' dient nicht bloß zur Bildung der Verkleinerungswörter, sondern auch der Koseformen. Im Mansfeldischen aber redet man einen Knaben, dessen Namen man nicht kennt, häufig 'Dicker' an, auch wenn er nicht dick ist, in derselben Weise, wie wir oben S. 17 die Anrede 'guter Freund' fanden. Äneas heißt im römischen Altertum allgemein pius, 'der fromme', so allgemein, daß in der Poesie dies Beiwort kaum jemals wegbleibt; aber bei Vergilius[2] sagt Äneas selbst 'Ich bin der fromme Äneas' und in Ovids Metamorphosen[3] bezeichnet er in einer Grabschrift auf seine Amme seine Frömmigkeit als allbekannt. So nennt sich in Homers Ilias Hektor selbst den 'herrlichen' und den 'stattlichen',[4] Achilleus sich den 'wackern'[5] (mit den Worten 'Ich bin der wackre Bonifacius' beginnt auch LTiecks Genoseva) und Odysseus sich den 'lieben Vater des Telemachos',[6] Diomedes sich den 'lieben Gastfreund des Glaukos',[7] wo man mit Minna von Barnhelm fragen möchte, auf wen das 'lieb' sich beziehe. — Die Schiffe nennt Homer fast stehend 'die schnellen'; wie sehr dies Wort mit dem Hauptwort zu einem Begriff verschmolzen war, sieht man daraus, daß er[8] noch ein gleichbedeutendes Beiwort hinzufügt und von 'den raschen schnellen Schiffen' spricht. Auch verwendet er das Wort von solchen Schiffen, die auf den Strand gezogen sind,[9] ja, er vergleicht die Gestalt einer Klippe mit der eines schnellen Schiffes.[10] — Die Vorhalle des Hauses heißt bei Homer gelegentlich 'die dröhnende'; aber auch als Telemachos dort schlafen soll, heißt es: 'Nestor bettete ihn in der dumpf dröhnenden Vorhalle',[11] in diesem Falle doch wenig angemessen.

Der 'späte Abend' wird natürlich überall oft erwähnt, aber Ovid[12] läßt auch den Zephyr vom 'späten Abend' her wehen, wo doch das Wort die Himmelsgegend bezeichnet, und den Krebs benennt er, auch wo er vom Sternbilde spricht, als einen, der das Seeufer bewohnt.[13] Manilius[14] nennt den Löwen — auch er meint das Sternbild — räuberisch. Ähnlich nennt Homer[15] den Schlaf einen tiefen, festen,

[1] II 193. [2] Aen. I 378. [3] XIV 443. [4] VII 75 und 90. [5] I 393. [6] IV 354. [7] Il. VI 224. [8] Od. VII 34. [9] Od. XII 292. uö. [10] Od XIII 157. [11] Od. III 399. VII 345. [12] Trist I 2 28 [13] Met. X 127; vgl. Verg. Ge. IV 234 und Cic. Arat. 46—49. [14] II 229. [15] Il. XIV 354.

wo er den Schlafgott meint. — Harena 'Sand' wird oft als gleichbedeutend mit Meeresstrand gebraucht und vom Meeresstrande gelegentlich auch auf ein Flußufer übertragen. Ovid aber[1] spricht auch von einem schlammigen Sande, indem er ein Flußufer meint. Bei demselben Dichter[2] findet sich der Ausdruck 'krumme Meeresfläche', curvum aequor, während doch aequor von aequus 'flach, eben' herzuleiten ist. 'Es fällt etwas auf die Erde' uä. sagt man auch, wenn etwas in obern Stockwerken oder auf Schiffen auf den Fußboden fällt. Bei Homer ist 'sich auf die Götter verlassend' stehende Redensart geworden von denen, die sorglos nicht selbst Hand anlegen, und so gebraucht er es auch von den Kyklopen,[3] während er kurz darauf[4] sagt, daß die Kyklopen sich um die Götter nicht kümmern. Indes derselbe Polyphemos, der sich des mit stolzem Munde rühmt ('denn viel vortrefflicher sind wir'), kann doch nicht umhin weiterhin[5] vom Regen des Zeus und von einer von Zeus gesandten Krankheit zu sprechen, natürlich nur, weil dem Dichter diese Wendungen geläufig waren. — Zu dem Ausdruck 'den Rücken wenden oder zuwenden' (terga dare) denkt man im Lateinischen hinzu 'dem Feinde' und so gewinnt er die Bedeutung 'fliehen'. Ovid aber sagt[6] terga fugae dare 'der Flucht den Rücken zuwenden', ohne gewahr zu werden, daß dies doch heißt 'die Flucht fliehen', also 'standhalten', gerade das Gegenteil von dem, was er sagen will. Auch 'jemandem im Rücken folgen' war Redensart geworden: so sagt denn Ovid[7] auch von denen, die einer Kuh folgen, 'sie folgen ihr im Rücken', ohne zu bedenken, daß die Kuh den Rücken oben, nicht hinten hat. Im Gegensatze dazu sagt der Engländer to turn tail 'davon laufen, Ausflüchte suchen' von Menschen.

Das Wort 'Tag' wird bekanntlich vielfach so gebraucht, daß die Nacht mit eingeschlossen ist; anderseits setzt die lateinische Sprache oft lux 'Tageslicht' für dies 'Tag'; Ovid aber[8] gebraucht dies lux auch von der Nacht allein ohne den Tag, und zwar von einer solchen Nacht, die er selbst als ausnehmend finster schildert. Der Tag heißt ferner vielfach almus 'lieb, segenspendend' und so nennt denn bei Vergilius[9] ein Hirt auch den Tag so, an welchem seine Geliebte einen andern heiratet und er zu sterben beschlossen hat. Dasselbe Beiwort erteilt Diomedes bei Ovid[10] der Venus da, wo er erzählt, daß sie sich grausam an ihm gerächt habe, ohne doch mit diesem Worte seine Ergebung in den Willen der Göttin andeuten zu wollen. Ähnlich sagt Homer,[11]

---

[1] Trist. IV 1 7; vgl. Met. II 267 summum profundum 'die Oberfläche des Meeres'. [2] Met. XI 505. [3] Od. IX 107. [4] 273 ff. [5] 358 und 411. [6] Met. V 322 uö. [7] Met. III 22: ebenso Verg. A. I 186 von einem Hirsche. [8] Met. XI 571 Lucifer obscurus nec quem cognoscere posses Illa luce fuit. [9] Ecl. 8 17. [10] Met. XIV 478. [11] Od. XI 327.

Eriphyle habe ihren lieben Gatten für ein Halsband verraten, und an einer andern Stelle[1] läßt er den Telemachos gerade da, wo dieser kräftig einschreitet gegen die unverschämten Freier seiner Mutter, diese 'die lieben Söhne der besten Männer' nennen. Daß die Bedeutung des Wortes 'lieb' bei Homer eine sehr abgeschwächte ist, würde man mir nicht mit Recht einwenden können: abgeschwächt ist die Bedeutung aller dieser Wörter, sonst wäre eine solche Verwendung eben nicht möglich. — So ist auch die Redensart 'wenn es gut geht' abgeschwächt zu der Bedeutung 'wenn das Geschick es will', und so sagte ein Vater, als er sein zweites Kind der Dresdner Kinderheilanstalt übergab: 'Wenns gut geht, kriegen Sie die beiden andern auch noch.' — Ich habe eine Frau sagen hören: 'Ihr seid aber hübsch unartige Kinder' und oft hört man: 'Wenn ich das thäte, wär ich schön (schene) dumm', doch kann dies auch bewußte Ironie sein. — Daß ein raschfahrender Wagen Sprünge in die Luft macht, ist natürlich; aber Ovid[2] läßt auch den Sonnenwagen Sprünge in die Luft machen, der doch gar nicht auf festem Boden sich bewegt, von wo aus die Sprünge gemacht werden könnten, sondern so wie so in der Luft oder vielmehr im Weltenraume fährt. — Das Wirtshaus 'zum grünen Hirsch' in Hirschfeld bei Nossen zeigt in seinem Schilde einen Hirsch von der gewöhnlichen braunroten Farbe, allerdings auf grüner Wiese, mit der Unterschrift: Gasthof zum Grünen Hirsch. Dem Maler war 'der grüne Hirsch' so sehr zu einem nicht weiter zu zergliedernden Eigennamen geworden, daß seinem Bewußtsein die Bedeutung des 'grün' vollständig entschwand, und dem Wirte, der das Schild gut befand und aufhängte, muß es doch ebenso gegangen sein. Ein Wald bei Lauenstein im Erzgebirge heißt das Haberfeld: offenbar hat früher dieser Name gepaßt. Das 'Rote Haus' auf der Cirkusstraße in Dresden war noch vor einigen Jahrzehnten rot angestrichen ('rot geweißt' hab ich im Erzgebirge und in Dresden sagen hören); jetzt ist es grau getüncht, führt aber über der Thür noch immer die Inschrift 'Das rote Haus'. Ähnlich stehts um einen Pavillon des Rittergutes Maxen im Müglitzthale, den das Volk noch immer 'das blaue Häuschen' nennt, obgleich er schon lange nicht mehr blau getüncht ist.[3] Auffallender noch ist folgendes Beispiel. Berühmt sind die Leipziger Gewandhauskonzerte. Sie wurden abgehalten in einem Hause, das früher als Gewandhaus gedient hatte. Jetzt ist ein neues Haus eigens für diese Konzerte erbaut worden, und deren Ruhm hat bewirkt, daß auch dies neue Haus das Gewandhaus heißt. Adalbert Stifter berichtet[4]: 'Auf einem der Häuschen heißt es ''beim

---

[1] Od. II 51. [2] Met. II 165 [3] Näheres darüber in meinem 'Müglitzthalführer', 2. Aufl., Dresden 1891 S. 26. [4] Erzählungen II 18; vgl. Köhlers Sagenbuch des Erzgebirges Nr. 670 aE. über den Namen 'Beim roten Kreuz'.

Richter in Kienberg'', entweder weil sein Besitzer seit unvordenklichen Zeiten her (so!), wie es dort gebräuchlich ist, Richter war, oder weil es einmal einer der Besitzer gewesen ist, wo sich dann der Name in alle Zeiten erhält.' Diese Beobachtung ist von vielen gemacht worden. So sagt Max Müller[1]: 'Alte Wörter werden, wie wir wissen, fortwährend auf neue Gegenstände übertragen', worauf er Beispiele anführt, und F Hankel[2]: 'Namen erhalten sich noch immer, wenn längst ihre Berechtigung geschwunden ist.'

Dementsprechend führt die Golberöder Mühle bei Dresden noch immer diesen Namen, obwohl sie schon lange keine Mühle mehr ist.[3] — 'Ins Sternwirts' heißt in Wenkheim ein Haus, in dem seit 60 Jahren die Gastwirtschaft zum Stern eingegangen ist. — Das lateinische Wort puppis 'Schiffshinterteil', wird sehr oft für das ganze Schiff gesetzt. Ovid erzählt nun,[4] daß man auf Münzen eine puppis geprägt habe; die Münzen zeigen aber gerade umgekehrt ein Schiffsvorderteil, eine prora. — In der Familie eines Herrn Schulze gab es zwei Fräulein Müller, Schwägerinnen des Hausherrn, eine Pflegetochter desselben, Fräulein Schmidt, und ein auf Besuch anwesendes Fräulein Richter. Diese vier machten einen Besuch bei Frau Schwarze und Frau Schwarze erzählt darauf ihrem Manne: 'Schulzes sind dagewesen.' Es war keine einzige Schulze dabei. Nun ist zwar dies 'Schulzes' eigentlich ein Genetiv, wird aber vom Volke entschieden nicht mehr als solcher, sondern als Plural empfunden. Planeten sind nach genauer Übersetzung des Wortes Sterne mit unsteten Bahnen: der Name gilt noch jetzt, wo ihre Bahnen als höchst regelmäßig erkannt sind. — Kulis sind ursprünglich die Hindus aus der Kulikaste in Indien; jetzt nennt man so alle aus Ost- und Südasien freiwillig oder unfreiwillig ausgeführten Arbeiter, wenn sie auch ganz andrer Rasse sind als die Hindus, ähnlich wie man den Thürhüter in vornehmen Häusern, auch in Domen, 'Schweizer' nennt, 'wenn der Betreffende auch vielleicht nie in seinem Leben einen Berg gesehen und nie etwas von der Schweiz gehört hat, sondern ein ehrliches Kind eines ganz flachen Landes ist'[5], und auf Rittergütern giebt es Unterschweizer. In Mecklenburg liegt die Milchwirtschaft in den Händen des Holländers, gleichviel, woher der Mann stammt. — 'Der trauert um seinen künftigen Schwiegervater' hört ich jemand sagen statt 'um den Vater seiner Braut'; der Tote konnte doch nicht mehr sein Schwiegervater werden. Bei den Römern hörte sogar die Schwiegervaterschaft mit dem Tode der Tochter auf: bei Cicero[6] nämlich heißt es: 'Den Namen des Schwiegervaters verlor Albinus durch den Tod seiner Tochter', woraus wir sehen, daß es bei

[1] Vorlesungen über Sprachwiss. II 217 f. [2] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1881, 865. [3] Strehlener Bergblumen 1887, 95. [4] Fasti I 239. [5] Allg. Ztg. 1879 Nr. 136 Beilage S. 1993. [6] Pro Sestio § 6.

Ovid nicht bloß dichterische Sprechweise ist, wenn es von Dädalos nach dem Absturz seines Sohnes Ikaros heißt: 'Doch der unglückliche Vater, nicht Vater mehr, rief' usw. — Das erste Frühstück heißt vielfach 'das Kaffeetrinken', auch in solchen Familien, wo kein Mitglied Kaffee trinkt, und ein kleines Mädchen sagte: 'Heute haben wir Schokolade zum (dh. als, anstatt) Kaffee getrunken.' — In seiner Medeia [1] sagt Euripides: 'Wie eine Löwin sieht sie mit Stieresblick ihre Diener an.' Es liegt hier nicht sowohl Nachlässigkeit vor, wie in den unten S. 117 anzuführenden Beispielen, wodurch der Dichter aus dem Bilde fiele, sondern das Wort 'Stieresblick' ist wie unser 'stierer Blick, anstieren' so abgenutzt, daß man dabei nicht mehr an den Stier dachte. — 'Ich habe heute geochst wie ein Bär' sagt der Student. — Eine mir befreundete Frau klagte, ihr Gedächtnis würde schwächer: 'Noch vor zehn Jahren wär es mir doch nicht im Traum eingefallen, so etwas zu vergessen.'

Die 'offene (dh. entblößte) Brust' (pectora aperta) hat bei bekleideten Frauen [2] einen Sinn, bei dem nackten Amor aber eigentlich doch nicht, und doch gebraucht Ovid auch von ihm diesen Ausdruck. [3] Bekannt sind die drei Briefe des alten Försters W. an den Herzog von Anhalt. Am Schlusse des dritten will sich der Förster nach seinem Tode im Himmel halbtot freuen, wenn der Herzog dort ankommt. — Spaßhaft überträgt Homer den bei einem Helden angemessenen Ausdruck 'kämpfend im Vordergewühl (eigentlich unter den Vorkämpfern)' auf einen Löwen, der allein kämpft. [4] Sallust [5] nennt eine Landschaft, die den Soldaten reichliche Beute verspricht, eine beutebeladene. Und wenn Äschylos und Euripides von einem 'Auge der finstern Nacht' reden, so geschieht dies lediglich infolge der Gewohnheit, dem Tag ein Auge beizulegen, [6] wie im Deutschen der eigentlich unmögliche Genetiv 'des Nachts' nur als Seitenstück zu 'des Tages' gebildet ist. [7] Aber auch neuere Dichter sprechen vom Auge der Nacht, wie L Tieck, Genofeva [8]:

> Der hohe Wald ist düster,
> Es äugelt die Nacht in den Buchengang hinein;

Göthe in dem Gedichte 'Willkommen und Abschied' [9]:

> Wo Finsternis aus dem Gesträuche
> Mit hundert schwarzen Augen sah;

Geibel im K. Roderich S. 76:

> es schaut mich rings
> Die Finsternis mit schwarzen Augen an.

---

[1] V. 187 *δέργμα λεαίνης ἀποταυροῦται δμωσίν.* [2] Ovid Met. IV 590. XIII 688. [3] Am. III 9 10. [4] Il. XI 675 und XII 306. [5] Jug. 87, 1. [6] Äsch. Persae 428; Soph. Ant. 104; Wecklein zu Soph. Ai. 672. Eurip. IT. 110 mit Wecklein und Phoen. 543; vgl. Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1887, 35. [7] Grimms Wörterbuch VII 145. [8] S. 117 = Werke I 130. [9] Werke I 55 = I 44 Hempel.

Bei Pindar[1] heißt es: 'Wo Finsternis ausspeien die trägen Flüsse der dunkeln Nacht'. Bei Shakespeare[2] heißt die Nacht grim-visaged, black-brow'd und es ist von the black brow of night die Rede.[3] Ob Nikolaus Lenau in der 'Bitte':

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht —

vom Auge der Nacht oder von der Nacht des Auges, nämlich eines dunkeln Mädchenauges, zu verstehen sei, darüber sind die Ansichten geteilt: es scheint hier eben die Unsicherheit und Zweideutigkeit des Sinnes ganz wesentlich den träumerischen Reiz der Stimmung zu erhöhen. — Ödipus wird bei den alten Dichtern natürlich oft Greis genannt, weil sein tragisches Geschick in sein höheres Alter fällt; dem eben genannten Euripides aber begegnet es — ganz nach Art des Volkes — in seinen Phönizierinnen,[4] daß er auch Ödipus' Mutter Jokaste ihren Sohn als Greis bezeichnen läßt, was sich in deren Munde ziemlich seltsam ausnimmt. Derselbe Dichter nennt die Musen mit einem sehr gebräuchlichen Namen Pierierinnen, dh. aus Pieria in Makedonien stammend, auch da, wo er ihnen Attika zur Heimat giebt.[5] Das bleibt auffällig, selbst wenn man das Wort vom Könige Pieros ableitet, denn auch dann würden sie dadurch als in Pieria heimisch bezeichnet werden. — Die Götter heißen dem Römer vom menschlichen Standpunkte aus superi 'die höhern Mächte'; mit demselben Worte läßt aber Ovid[6] auch Jupiter die übrigen sämtlich unter ihm stehenden Götter anreden.

Die Babisnauer Schwarzpappel führte noch vor etwa fünfundzwanzig Jahren in Dresden und Umgegend vielfach auch den Namen der Golberöder Kiefer. Die wirkliche Golberöder Kiefer nämlich steht auf demselben Bergrücken wie jene, aber nicht auf dem höchsten Punkte desselben. Trotzdem ist sie als Orientierungszeichen weit bekannt und eben so weit ihr Name. Die Babisnauer Schwarzpappel dagegen, jetzt ein weit stattlicherer Baum, erhebt sich weithin sichtbar auf dem höchsten Punkte und bildet jetzt das bessere Mittel zur Orientierung, aber der ältere Ruhm des Golberöder Baumes ging im Namen auf

---

[1] Fragm. 95 Ἔνθεν τὸν ἄπειρον ἐρεύγονται σκότον βληχροὶ δνοφερᾶς νυκτὸς ποταμοί. [2] Richard III I 1. Romeo III 2. K. Johann V 6. Mehr Beispiele bietet CCHense, Poet. Personifikation usw. I (Halle 1868) 36. Weniger beweisend ist die dort angeführte Stelle Lear II 1 dark-eyed night, weil dieser Ausdruck gewählt ist mit Anspielung auf das Nadelöhr, worauf mein lieber Freund Georg Stern mich aufmerksam macht. [3] Vgl. νυκτωπός, νυκτερωπός bei Eurip. IT. 1278, Herc f. 111. [4] Vers 327. 1088. [5] Med. 831. [6] Met. IX 244; vgl. II 304

den Babisnauer über. So antwortete denn damals der Kundige auf die Frage nach dem Baum gewöhnlich: 'Er heißt die Golberöder Kiefer, ist aber eigentlich eine Schwarzpappel.' Diese Antwort, die auch ich zu hören kriegte,[1] hat mir den ersten Anstoß gegeben, der Frage, wie das Volk über die Sprache denkt, genauer nachzugehen. Hier geht mit der Aufgabe, die dem Gegenstande zugefallen ist, auch die Benennung auf einen andern über. — Wenn der Berliner Eckensteher vor Gericht aussagt, sein Vater sei ein Milchweib gewesen (nach anderm Bericht ein Brezeljunge), da er an Stelle seiner verstorbenen Mutter Milch umhergefahren habe, so ist das ein Witz; aber sichtlich ohne witzig sein zu wollen erzählt Ludwig Richter in seiner Selbstbiographie[2]: 'Als ich von Rom zurückkam, sah ich besagten Holzmann, der bereits Gatte und Vater geworden war, als Brezeljungen, seinen großen Brezelkorb auf dem Rücken, an der Salomonisapotheke stehen;' und allgemein üblich und ganz volkstümlich ist es, daß auch die Frau von sich sagt 'ich kann meinen Mann stellen, ich bin der Mann dazu.'[3] Friedrich Rückert schreibt zwar nach seinem Rücktritt von der Leitung des Morgenblattes[4]: 'Gewiß ist, daß ich der Mann dazu nicht war. Jetzt ist die Huber an meiner Stelle, die schon viel eher die Frau dazu ist.' Aber man sieht deutlich, das ist beabsichtigter Witz, und ebenso in FLSchröders

---

[1] Es ist eine Schmach, wie der Deutsche das schöne Wort 'kriegen' hat in Mißachtung fallen lassen, und doch bietet das unschuldige Wort nicht allein nicht den leisesten Anstoß, sondern es ist geradezu unentbehrlich. Man ersetzt es gewöhnlich durch das widerwärtige, unsäglich pedantische 'bekommen', aber 'etwas heraus bekommen', zB. ein Rätsel, 'den Schnupfen, Angst bekommen' klingt doch unausstehlich gouvernantenmäßig. Ebenso unersetzbar ist das Wort in 'fertig kriegen, klar, rein, blank kriegen'. Unsere großen Klassiker haben es unbedenklich gebraucht, unter ihnen Lessing und Göthe, von Neuern Riehl, Kulturhistor. Charakterköpfe 114 und anderswo. Man stelle sich vor, daß Heinrich Heine (Buch der Lieder, die Nordsee I 4):

Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, die ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten

geschrieben hätte 'wir bekommen den göttlichsten Schnupfen' — das wäre doch einfach nicht anzuhören. Ich lasse daher nicht leicht etwas Größeres drucken, ohne geflissentlich das Wort zu gebrauchen und würde mich freuen, wenn ich in diesem Verteidigungskampfe von andern unterstützt würde. [2] S. 13. [3] 'Nein, rief sie (Anna Knittel) aufspringend, ich bin der Mann dazu.' LSteub, Kleinere Schriften III 125. [4] CBeyer, Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert (Leipzig 1873) I 175.

'Porträt der Mutter' [1]: 'Ich bin jetzt Frau meines Vermögens.' Denn die Frau sagt auch 'ich werde eines Dinges Herr, ich bin mein eigner Herr' und bei Paul Heyse [2] lesen wir von alten Weibern: 'Sie kämen am liebsten immer sieben Mann hoch herein', und anderswo sagt eine Frau zu ihrem Manne: 'Na, Daniel, ich werde dir zeigen, wer Herr im Hause ist'; Herrin war hier unmöglich. So sagt auch Göthe [3] von Bäumen, die in einer Burgruine wachsen: 'Sie sind eben Herr geworden und mögens bleiben' ohne Rücksicht auf die Zahl. Ich habe eine Frau sagen hören: 'Ich bin ein Esel gewesen', und in der That kann die Frau hier die weibliche Form nicht anwenden, da die 'Eselin' gar nicht als Sinnbild der Dummheit gilt; [4] 'ich bin eine Gans gewesen' aber wollte und durfte sie nicht sagen, denn die Gans vertritt die dauernde, unverbesserliche Dummheit, kann also nicht in einem einzelnen Falle von einer sonst verständigen Frau gesagt werden. Bei dem Worte Esel ist dies anders: daher haben wir auch von der Gans nicht ein entsprechendes Wort wie 'Eselei'. Aber die Frau sagt auch 'ich bin kein Pilzkenner, ich bin ein schlechter Rätselrater' und wirklich würden wir hier die Hervorhebung des Geschlechts als pedantisch empfinden. So kann ein Gewährsmann, im Billard- und Kegelspiel usw. der Vor- und Nachmann, der Strohmann auch eine Frau sein. Von beiden Geschlechtern wird gebraucht Kerl, Patient, Invalide, Gast, Pflegling, Liebling (Gastin und Lieblingin sind wenig im Gebrauch).[5] In Freiburg iBr. schimpft man einen Dummen nicht Ochs sondern Kuh. Und wenn im Griechischen eine Frau von sich im Plural spricht, zB. 'wir sind gerächt' statt 'ich bin gerächt', so gebraucht sie die männlichen Formen, während im Lateinischen in diesem Falle die weiblichen Formen üblich sind.

Etwas der obigen Äußerung der Jokaste ganz Ähnliches findet sich bei mehreren alten und neuen Dichtern und Künstlern. Bekanntlich heißt Odysseus in der Odyssee und danach auch bei andern griechischen Dichtern wegen seiner vielen Leiden auf der Heimfahrt von Troja allgemein 'der herrliche Dulder' und wegen der Zerstörung Trojas 'der Städteverwüster'; aber beide Namen führt er in der Ilias [6] auch schon vorher und ebenso wird er in Sophokles' Aias [7] gegen die Reihenfolge der Ereignisse schon im Lager vor Troja so genannt. — 'Den Feind zwischen zwei Feuer nehmen' sagt man auch von Kämpfen vor Erfindung des Schießpulvers.[8] — Der römische Fabeldichter Phädrus erzählt [9]:

---

[1] 2. Aufzug 6. Auftritt. [2] Roman der Stiftsdame, 5. Aufl., Berlin 1887, 142. [3] Werke XIX 389 = XVI 146 Hempel. [4] Medikus, das Tierreich im Volksmunde 146. [5] Andresen, Sprachgebrauch usw. 6. Aufl. 86. [6] VIII 97. IX 676. X 248 (vgl. X 231). XI 466. XXIII 729. 778; II 278, vgl. Wilhelm Christ in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1881, 448 und KBrandt ebd. 1888, 92. [7] Vers 956. [8] Wölfflin zu Liv. XXII 3 6. [9] III 8 10.

Ein Bruder ist unartig gegen seine Schwester; diese läuft zum Vater und verklagt — nun wen? Man sollte meinen, den Bruder, aber Phädrus läßt sie den Sohn verklagen: ungeschickt wählt er die Bezeichnung, die nur vom Vater aus die richtige ist. — In der griechischen Sage ist Medeia das typische Bild einer Kindesmörderin; bei dem römischen Dichter Seneca aber ist sie ein solches Bild auch für sich selber. In seiner Tragödie Medea ruft die Amme entsetzt ihre Herrin an 'Medeia!' und sie antwortet: 'Eine Medeia will ich werden.'[1] — Es giebt ein Bild von einem deutschen Meister, das Christus' Leidensweg darstellt. Die beiden Schächer werden zur Richtstätte gebracht, mit jedem von ihnen fährt ein Kapuziner und jeder Kapuziner hält ein Kreuz mit einem wahrhaftigen Christus in der Hand.[2] Und irgendwo hab ich gelesen, daß in einem geistlichen Schauspiele des Mittelalters Judas Ischarioth sagt, er sei gekommen 'Jesum Christum zu verraten, der am Kreuz gestorben ist.' In Euripides Phönizierinnen[3] bringt ein Bote der Jokaste die Nachricht von dem bevorstehenden Kampfe zwischen ihren beiden Söhnen und schließt mit den Worten:

weinen wirst du, wenn
Am heutgen Tage beide Söhne du verlierst.

Der Bote konnte weder wissen noch vermuten, daß beide Brüder in ihrem Zweikampfe fallen würden. Er spricht nur deshalb von dem Tode beider, weil der Dichter hierüber unterrichtet war. Wenn es also selbst Dichtern und Künstlern bei aller Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft schwer wird sich in die Zeit zu versetzen, die sie behandeln, daß sie Verstöße dieser Art meiden, so darf man sich nicht wundern, daß der dichterisch sehr dürftig begabte Cicero in seinem Dialoge 'Der ältere Cato', dessen Scene er in das Konsulat des Titus Flamininus und Manius Acilius (150 vChr.) verlegt, den Cato sagen lassen will: 'Ennius ist vor neunzehn Jahren gestorben', dies aber, indem er verrät, welche Mühe es ihn kostet sich in jene Zeit zu versetzen, ungeschickt so ausdrückt: 'Im neunzehnten Jahre nach Ennius' Tode traten die gegenwärtigen Konsuln ihr Amt an.'[4] Man wird dabei an das Kind erinnert, das, nach seinem Alter gefragt, antwortet: 'Heute vor fünf Jahren haben wir mich gekriegt.' Aber selbst dem Euripides begegnet etwas Ähnliches. Zu Anfang seiner Taurischen Iphigeneia schildert er, wie diese einen Traum, den sie eben gehabt hat, auf den Tod ihres Bruders Orestes deutet, natürlich mit Unrecht. Darauf werden ihr

---

[1] vWilamowitz, Eur. Her. I 113. [2] Deutsche Litt.-Ztg. 1881 Nr. 43 S. 1675. [3] V. 1263 f. Hartung streicht diese Verse, offenbar, weil auch ihm dieses Wissen des Boten unverständlich ist; er thut dies aber schwerlich mit Recht. [4] § 14; es fällt auf, daß keiner der Erklärer darüber ein Wort verlauten läßt.

die beiden gefangenen Griechen angemeldet, die sie opfern soll. Da sagt sie zu sich selbst: 'Früher war ich mitleidig, wenn ich griechische Landsleute opfern mußte. Jetzt aber, wo ich glaube, daß Orestes nicht mehr unter den Lebenden ist,[1] bin ich hartherzig geworden.' Es ist ohne Zweifel ungeschickt, daß der Dichter seine Heldin die Subjektivität ihrer Annahme durch das 'ich glaube' andeuten läßt. Weit besser hätte er sie sagen lassen 'jetzt, wo Orestes tot ist.' Bei Washington Irving[2] sagt ein Mädchen in Havre von ihrem Geliebten: 'Wenn die Schwalben über die See wiederkommen, wird er heimkehren.' Der Verfasser, dem eine englische Quelle vorgelegen zu haben scheint—er selbst ist ja Amerikaner—läßt sie sprechen, wie wenn sie in England wäre. Homer läßt in Troja die Morgenröte über dem Meere aufgehen.[3] Livius läßt den Punier Hanno in einer Rede[4] vom punischen statt vom römischen Kriege sprechen, weil er, Livius, selbst diesen Krieg so zu nennen gewohnt ist, und den Markus Minucius Rufus läßt er in einer Rede, die dieser in Campanien hält, sagen, Camillus habe die Gallier diesseits Gabii geschlagen, obgleich dies 'diesseits' nur von Rom aus richtig ist.[5] Mehr aber, als Ungeschick, nämlich völlige Gedankenlosigkeit ist es, wenn die Illustrierte Zeitung[6] schreibt: 'Die assyrischen Sammlungen ... sind durch mehrere interessante Funde bereichert worden. Es befinden sich unter denselben einige ... Tafeln, die ... die Jahreszahl 2700 vor Chr. Geb tragen.' Ganz ebenso verfährt der Dresdner Anzeiger[7]: er berichtet über eine Hieroglypheninschrift und es heißt da: 'Die Jahreszahl 1200 vor Chr. befindet sich auf der Tafel.'

Man sagt mir, der Abschiedsgruß 'Lebe wohl' werde in der Litteratur gelegentlich auch an Sterbende oder dem Tode Verfallene gerichtet, doch kann ich nur einen Beleg dafür anführen, nämlich daß ein Philologe[8] die Kindesmörderin Medeia von ihren Kindern sagen läßt: 'Ich will ihnen doch Lebewohl sagen'; sonst kenn ich nur den Spott über dies Verfahren, den ein plattdeutsches Sprichwort[9] ausspricht: So leb denn wohl! sä de Pape to'n Deef, de schull hangen warden. An Tote dagegen diesen Gruß zu richten ist in alter und

---

[1] 349 *δοκοῦσ' Ὀρέστην μηκέθ' ἥλιον βλέπειν.* A Nauck hat deshalb den Vers für unecht erklärt: für seine Echtheit aber dürfte das *εἰ τέθηκας* 378 sprechen. [2] Bracebridge Hall by Geoffrey Crayon, London 1878, George Bell and sons S. 221 und wiederholt 222. [3] Il. XXIII 227 und XXIV 13. [4] XXIII 13 3. [5] XXII 14 11 verglichen mit V 49 6. [6] 1883 Nr. 2087 S. 554 unter Altertumskunde. [7] 1896, 29. Sept. 38b. [8] v Wilamowitz-Möllendorf im Hermes XV 494. [9] W Schröder, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz Nr. 838.

neuer Zeit ganz gewöhnlich.[1] Kühn jedoch sagt Schiller: 'Auch die Toten sollen leben', wie man ja oft ein Lebehoch auf Verstorbene ausbringt, doch hat hier 'leben' nicht mehr die eigentliche Bedeutung.

'Ich bin im Deutschen Hause abgestiegen' sagt man gelegentlich auch, wenn man zu Fuße angekommen ist und auch Dampfer ohne Segel pflegen zu segeln, Bahnzüge die und die Strecke zu betreten. 'Der lebendige Fels', ein Ausdruck, der auch der lateinischen Sprache eigen ist, ist wahrscheinlich nur eine unpassende Übertragung des Eigenschaftswortes etwa von lebendigem Holze, einem lebendigen Baumstamme, einem lebendigen Quell uä. 'Barfuß am Knie' und 'mit Barwesbeinen', dh. 'mit barfüßigen Beinen' sagen nicht bloß Kinder, sondern auch erwachsene Mansfelder Bergleute; barbsbenig hört man auch in Leipzig. In Pommern sagt man 'barfuß an den Händen' und 'er geht in Hoaren', dh. ohne Kopfbedeckung. Genau ebenso sagt der Franzose elle est en cheveux, worauf ein lieber Freund mich aufmerksam macht. Derselbe will auch den Blumennamen Braut im Haar so erklären. Vielleicht mit Recht, doch ist mir die Erklärung zweifelhaft. Zunächst kenn ich nur die Form Braut in Haaren (Grimms Wörterbuch II 332 sagt Braut in den Haaren); sodann sieht mir der Name überhaupt nicht volkstümlich aus: das Volk hat die Nigella Gretel im Busch, Braut im Grünen, Jungfer im Grünen getauft. Braut in Haaren scheint mir durch Volksetymologie aus Braut in Harem entstellt zu sein, ein Name, der natürlich gebildeten Kreisen sein Dasein verdanken würde: die Braut, die Blüte, sitzt hinter starker Vergitterung. Jenem 'er geht in Haaren' ähnlich ist der allgemein verbreitete Ausdruck 'in Hemdsärmeln gehen' und 'er geht im Hemde', was doch eigentlich alle thun. Das englische pocket handkerchief=Taschentuch ist genau übersetzt Taschen-Hand-Kopftuch: kerchief=couvrechief ist Kopfhülle.[2] Landesvater heißt das bekannte Studentenlied auch jetzt noch, nachdem die Anfangsstrophe 'Landesvater, Schutz und Rater' längst weggefallen ist. Die Markthelfer sind schon lange nicht mehr das, was ihr Name sagt, am wenigsten die der Buchhändler. Die Tuilerien in Paris haben lange aufgehört Ziegeleien zu sein, was doch ihr Name besagt. Von Kugelregen spricht man auch jetzt noch, wo kaum irgendwelche militärischen Geschosse noch Kugelform zeigen. Bildhauer heißen noch immer so, obgleich diejenigen, die ihre Werke in Erz gießen lassen, gar nicht hauen, aber auch die Marmorbildner vielfach nur das Thon-

---

[1] Klotz, Latein. Wörterbuch II 1747 unter γ; Ov. Trist. II 3 88; Kladderadatsch 1883 Nr. 3 Briefkasten: Chemnitz; im Lit. Centralblatt 1885 Nr. 10 ruft ein hervorragender Kenner der deutschen Sprache, Friedrich Zarncke, seinem Freunde Eduard Avenarius ein Lebewohl nach in die Ewigkeit, und wir glauben ja auch an ein Leben nach dem Tode. [2] Fiedler, Engl. Gramm. 213 f.

modell herstellen und die Ausführung in Stein Handwerkern überlassen. Die Wahlurnen sind heute wohl nur noch selten wirkliche Urnen. Steigen und Fallen sagt man auch vom Aneroidbarometer, dessen Zeiger sich doch im Kreise bewegt. Auch der Meßkatalog, der von 1592 bis 1860 jährlich zweimal erschien, hatte die im Titel ausgesprochene Bedeutung seit langer Zeit verloren, als Eduard Avenarius 1853 seinen Namen änderte und ihn seiner Bedeutung entsprechend 'Bibliographisches Jahrbuch' nannte. Auch werfen die Grenadiere schon lange keine Granaten mehr, von denen sie doch benannt sind, die Kürassiere heißen weiter Kürassiere, auch nachdem ihnen der Küraß entzogen ist, und Kreuzbandsendungen haben jetzt nur selten noch ein Kreuzband. Von 'Sandhasen' sprechen die Kegler auch bei Stein-, Cement-, Asphalt- usw. Bahnen, wo gar kein Sand vorhanden ist oder doch höchstens widerrechtlich. Kryptogamen hat man diejenigen Pflanzen genannt, bei denen die Befruchtungswerkzeuge nicht sichtbar sind, und dies liegt in dem Namen ausgedrückt im Gegensatz zu den Phanerogamen; man nennt sie aber auch heute noch so, wo man diese Werkzeuge bei vielen von ihnen deutlicher erkannt hat als bei manchen Phanerogamen. — Der Syenit, ein dem Granit verwandtes, aber doch vom Granit zu unterscheidendes Gestein hat seinen Namen von der Stadt Syene in Oberägypten. Jetzt nun hat sich herausgestellt, daß der dortige Stein gerade Granit und nicht Syenit ist: man wird aber schwerlich die Namen ändern; ja, eine Änderung wäre Tollheit. — Neuerdings ist erkannt worden, daß der Gelenkrheumatismus gar kein Rheumatismus ist, aber der Name ist geblieben. — Zähne plombieren sagt man noch immer, auch nachdem längst nicht mehr Blei (plomb) dazu verwendet wird. — Der Ausdruck 'sanft ruhe seine Asche' stammt noch aus der Zeit der Feuerbestattung her und ist in Gebrauch geblieben, obwohl er nicht mehr paßt.[1] — Neumond (nūmēnía) bezeichnet im Altertum das erste Erscheinen der neuen Mondsichel; für die jetzige Bedeutung ist die unpassende Bezeichnung beibehalten worden. — Die Bedeutung der Namen September bis Dezember ist siebenter bis zehnter Monat: sie bezeichnen aber den neunten bis zwölften: sie rühren noch her aus der Zeit, wo das Jahr mit dem 1. März begann. — Der Name Mausoleum bedeutet 'Grabmal des Mausolos', ward aber schon im Altertum für Grabmäler von Königen überhaupt verwendet,[2] und ähnlich steht es um die Namen Gymnasium, Lyceum, Odeum, Akademie. — Die alten Griechen nannten alles Schlachtvieh hiereía 'Opfervieh', auch wenn man es bloß zum Verzehren schlachtete, weil in ältester Zeit das Fleisch zahmer Tiere nur bei Opfern genossen ward,[3] während im

[1] Grimms Wörterbuch I 579 ff.; ebenso τέφρα und cinis.
[2] Florus IV 11: in Mausoleum (sepulchra regum sic vocant).
[3] KFHermann, Griech. Privataltertümer § 25.

Deutschen der November, der noch im Angelsächsischen 'Opfermonat' heißt, zu 'Schlachtmonat' geworden ist vom häuslichen Einschlachten.[1] — 'Geld zuwiegen' (pendere pecuniam) sagten die alten Römer für 'zahlen' auch nachdem das Geld nicht mehr gewogen ward, und 'Strafe zahlen' (poenas dare) auch von Leibes- und Lebensstrafen. — Im Hennebergischen heißt die dem Verstorbenen erwiesene Ehre 'Totenschuh', obgleich die Sitte, dem Toten Schuhe mitzugeben, seit langer Zeit abgekommen ist.[2]

Wir brauchen nur einen kleinen Schritt weiter zu thun, um zur Contradictio in adiecto zu kommen, dh. zu dem Widerspruch, der durch eine mit dem Hauptbegriff unverträgliche Beifügung entsteht. Dies kann, wenn es mit Bewußtsein geschieht, eine der schönsten Formen des Witzes sein, nämlich das Oxymoron (zB. weniger wäre mehr, ein beredtes Stillschweigen uä.), dem Volke aber begegnet dieser Widerspruch vielfach unabsichtlich, indem die Bedeutung des Grundwortes entweder verdunkelt oder doch dem Bewußtsein des Sprechenden entschwunden ist, oder endlich aus Unaufmerksamkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die Sprache, indem man in der Zuversicht, richtig verstanden zu werden, sich um sprachliche und logische Richtigkeit nicht kümmert. Solche Widersprüche werd ich sogleich anführen; vorher ein Wort über die derselben Sorglosigkeit entspringenden Tautologien, Wendungen, durch die man zweimal dasselbe sagt, wie Schlußfolgerung, Eidschwur, Spießruten (spiz=Rute), Bibelbuch, Tragbahre, Sendbote, Sturmwind, Thyrsosstab (Thyrsos heißt schon Stab), Rückerinnerung, Rückantwort, das jetzt aus der Postsprache erfreulicherweise verbannt ist, Wiedervergeltung, Bittflehende, der Mitgenosse, Mithelfer, Regenparapluie (neben Sonnenparapluie), Geldportemonnaie (neben Cigarrenportemonnaie), Marktfieranten (Fieranten, vom italienischen fiera, Jahrmarkt, sind schon Jahrmarktsbesucher), Schalksknecht (Schalk bedeutet Knecht); Windhund (Wind heißt schon allein Windhund), Im Vorzimmer antichambrieren (antichambrieren heißt schon 'im Vorzimmer weilen'), Mohrrübe (von Möhre), Frühmette (Mette von Matutina, nämlich hora, heißt schon Früh-

[1] KAndresen, Über deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. 11. [2] Grimm, Deutsche Mythologie 795.

gottesdienst), der heilige Sankt Bernhard (selbst Walter Scott sagt Holy saint Bernard,[1] ferner Maulesel, Lindwurm, ein Laib Brot, das griechische līthóleustos, 'mit Steinen gesteinigt'[2] uä., der König Rex und der König Pharao (Pharao bedeutet wie Rex König). Könige Namens Kreon sind in der mythischen Zeit in Griechenland häufig, Kreon aber heißt 'Herrscher': dennoch spricht man häufig vom König Kreon. Äetes haben die alten Griechen für den Eigennamen kolchischer Könige gehalten[3] und so pflegten sie auch hier das Wort 'König' hinzuzufügen; da aber alle kolchischen Könige von dem mythischen Sohne des Helios, dem Vater der Medeia und Besitzer des goldnen Vließes an bis auf Xenophons Zeit diesen Namen führen, so scheint es das kolchische Wort für König zu sein, und wahrscheinlich hat es denselben Grund, daß alle libyschen Könige Battos, die kilikischen Syennesis,[4] die äthiopischen Königinnen Kandake[5] hießen, obgleich auch diesen Namen fast durchweg das Wort 'König, Königin' hinzugefügt wird. Gebrauchten doch die Griechen ihr eignes Wort für König, băsīleús, vom Perserkönig ohne Artikel, also gewissermaßen als Eigennamen. VScheffel singt vom Hering, dem die Auster den Kopf abgequetscht hat: 'Nun schwimmt sein gestorbener Leichnam traurig umher im Meer'. Das ist bewußter Scherz. Aber griechische Dichter sprechen nicht selten im vollen Ernste so.[6] Im Erzgebirge heißt 'Mund, Maul' auch 'Gusche'; aber man sagt auch ein 'lüsgüschets Maul', wörtlich 'ein Maul mit losem Maul'.[7] Aujourd'hui heißt wörtlich übersetzt 'am Tage des heutigen Tages'.[8] Beton

---

[1] Ivanhoe 381 Tauchn. [2] Vgl. λευσθῆναι πέτροισι Eurip. IA. 1350; tautologisch ist auch Hom. Od. XIX 566 θύραζε gebraucht; mit κεράων ist dort ein Thor von Horn gemeint, also θύραζε κεράων = θύραζε θυρῶν. [3] Ausleger zu Xen. Anab. V 6 37. [4] Vgl. ASchöll zu Herod I 74. Äschylos Pers. 326. Franz Studniczka, Kyrene S. 96. [5] Pape-Benseler, Wörterb. d. griech. Eigennamen. [6] Soph. Ant. 26 θανόντα νέκυν. Eurip. Tro. 91 θανόντων σώματα νεκρῶν. So nach Homers Vorgange (νέκυες κατατεθνηῶτες). [7] Glückauf, Organ des Erzgebirgsvereins 1888 Nr. 9 S. 95. [8] hui=hodie: Max Müller, Vorles. über d. Wiss. d. Sprache, 2. Aufl. I 45 und 353.

ist=Cement; gleichwohl spricht die Illustr. Ztg.[1] von Cement-Beton. 'Auch Namen wie Hans Prahlhans, Jochen Drönjochen hört man im Volk', sagt OGlöde.[2] Der Ätna heißt auf Sicilien Monte Gibello oder Mongibello; Gibello aber ist nichts als das arabische gebel, djebel, 'Berg' wie Monte. Auch 'Bühel' ist 'Berg': gleichwohl giebt es bei Eibenstock einen Bühelberg. In GSchwabs Volksbüchern[3] liest man wiederholt von Steinklippen. Klagenfurt in Krain soll vom keltischen clachan='Furt' kommen,[4] Durbeck in Nottinghamshire vom keltischen dur='Wasser' und dem angelsächsischen beck='Bach'; Wansbeckswater besteht aus drei gleichbedeutenden Teilen, die nur verschiedenen Alters sind. Dachziegel enthält zweimal das Wort 'decken'.[5] Den Bergnamen Mountbenjerlaw an der Yarrowquelle zerlegt man in das normännische mount='Berg', das angelsächsische hlaw='Hügel' und das keltische ben Yair=Yarrowshügel.[6] Nicht hierher gehört der Name der Stadt Linguaglossa am Ätna. Freilich ist lingua der lateinische, glōssa der griechische Name für Zunge oder Sprache, aber der Name ist entstanden aus Linguagrossa, welche Form auch jetzt noch vorkommt[7] und die Stadt soll diesen Namen ihrer harten Mundart verdanken,[8] denn das besagt der Name. In einzelnen Fällen werden Tautologien beinahe unvermeidlich. Rosenrot ist eine bestimmte jedermann bekannte Farbe; seitdem aber die Rosen so mannigfaltige Farben zeigen, sieht man sich nicht selten genötigt auch von rosenroten Rosen zu sprechen; indes auch schon in einem ältern Volksliede[9] heißt es 'Und diese drei Röselein sind roserot.' Ganz ebenso stehts um birnförmige Birnen. Auf dem Titel des Volkskalenders des

---

[1] N. 2768 (18. Juli 1896) S. 85^{c}, ebenso der Dresd. Anz. 1890 Nr. 320 S. 4^{b}. [2] Lyons Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VI 650. [3] II 44 f. [4] KAndresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 136 führt den Namen auf Claudii forum zurück; da aber der Fluß, an dem die Stadt liegt, Glan heißt, so liegt doch die Herleitung aus Glanfurt näher. [5] FHarder, Werden und Wandern unserer Wörter. 2. Aufl. 33. [6] G. M(üller-Frauenstein) in der Allg. Ztg. 1882 Nr. 187 Beilage. [7] Bädeker, Unter-Italien 9. Aufl. 341. [8] ThGsell Fels, Unter-Italien 3. Aufl. 876. [9] In meinem Liederbuche 'Pan' Nr. 66 Str. 6.

Kladderadatsch steht 'nebst vollständigem Kalendarium'; man sollte meinen, das verstünde sich von selbst; aber es giebt eben heuzutage viele Kalender ohne Kalendarium.

Auch Redensarten dieser Art giebt es. Die Wendung 'Motion ist die beste Bewegung' hab ich völlig arglos und in vollem Ernste gebrauchen hören, und ebenso 'es ist ein ungeheures Schwein, so viel Glück zu haben.' Ein Gärtner sagte zu Göthe: 'Forschieren läßt sich die Natur, aber nicht zwingen.' Auf bewußtem Witz dagegen scheinen mehr oder weniger die folgenden zu beruhen. Ein Dorfchirurg, der, um zu imponieren, gern mit lateinischen Brocken um sich wirft, tröstet seinen Kranken: 'Wenn nur die Dolores erst vorbei sind, dann vergehen die Schmerzen von selber.'[1] Ein Neckrätsel lautet: Wo giebts die meisten Soldaten? Beis Militär. 'Die große Armut in der Stadt kommt von der großen Powerteh her.'[2] 'In der Kraft liegt unsre Forsche' sagt der Ökonomiker Pankratius.[3] Echt volkstümlich dagegen sind wohl diese: 'Die Nässigkeit kommt von der Feuchtigkeit'[4] ist eine Hallesche, 'wo kein Fundamente is, da is ok kein Grund un Bodden nich' ist eine Braunschweigische Redensart[5] und der tautologische Ausdruck 'Gesandte schicken' ist überall bräuchlich. 'Setz dich auf mein Hasenschwänzchen' sagt im Märchen[6] der Hase zu einem kleinen Mädchen, als ob er auch mit Fuchs- oder Kuhschwänzen dienen könnte; und auch von seinem Hasenhüttchen spricht er. Der Deutsche hat für die Knochen der Fische ein besonderes Wort, 'Gräten'; der Engländer nicht: er sagt Fischknochen und bezeichnet den Sild als anjovis without fish-bones, dh. Anchovis

[1] Wecklein, Philol. Rundschau I 1881 Nr. 4 giebt diese Form: 'Daß die Menschen Schmerzen haben, das machen die dolores.' [2] Fritz Reuter, Ut mine Stromtid III 167. [3] Kladderadatsch 1884 Nr. 40. [4] In streng wissenschaftlicher Darstellung sagt dafür Aristoteles Metaph. I 3, das Wasser sei das Prinzip des Feuchten (*τὸ δ' ὕδωρ ἀρχὴν τῆς φύσεως εἶναι τοῖς ὑγροῖς*). [5] Mit ihr schließt FWSchneidewin in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1840 S. 1076 die Besprechung einer Fragmentsammlung der epischen Poesie der Griechen. Ich verdanke diesen Nachweis wie überhaupt die Kunde von dieser Redensart meinem lieben Freunde Alfred Fleckeisen. [6] Grimms Märchen I 360.

ohne Fischknochen. Ein Engländer, den ich fragte, ob nicht without bones genügte, verneinte dies: bones hätten nur sehr große Fische. Ähnliche nach dem Sprachgebrauch unvermeidliche Tautologieen zeigen alle Sprachen, auch die deutsche: wir sagen 'das Schiff leidet Schiffbruch'; man sollte meinen, es genügte 'das Schiff leidet Bruch' — aber der Sprachgebrauch verbietet das.[1]

Hier wird mehr gesagt, als recht ist. Nicht selten aber wird, was ich beiläufig mit erwähne, zu wenig gesagt. Vom englischen sex, dem französischen sexe, hab ich schon oben (S. 91) gesprochen. Man spricht ferner von Rassepferden, Rassehunden, als ob die Mähre und der Köter nicht auch irgend einer Rasse angehörten, nur daß diese wenig in Frage kommt. Ebenso meint man mit 'Standespersonen' vornehme Personen, während der Proletarier und der Vagabund doch auch irgend einen Stand vertreten. — Einer meiner Freunde erzählte mir: Als wir den Gardasee entlang fuhren und die scharfen Augen einer Münchnerin bewunderten, die vom Dampfboot aus eine Firmeninschrift am Ufer lesen konnte, erwiderte diese: 'O das sind ja lebensgroße Buchstaben!' Sie setzte also voraus, 'lebensgroß' würde nur von Menschen gesagt.

Die Griechen sprechen nicht bloß von einer Schweineherde aus Schweinen,[2] von Rinderhirten der Rinder,[3] sondern auch von Rinderhirten der Pferde;[4] auch sagen sie 'Pferde wurden von Rinderhirten geweidet',[5] wo aber Pferdehirten gemeint sind, wie man bei uns hören kann 'der Schäfer treibt die Schweine aus'; sie haben ferner einen Pferdeknecht der Kamele,[6] einen

---

[1] Weitere Tautologien s. in Dungers Verdeutschungswörterbuch 26. [2] Hom. Il. XI 679 *τόσσα συῶν συβόσια, τόσ' αἰπόλια πλατέ' αἰγῶν*. [3] Hom. Od. III 422 *βοῶν ἐπιβουκόλος ἀνήρ*. [4] Eur. Phoen. 28 *ἱπποβουκόλοι*; vielleicht jedoch ist dies Wort auf berittene Rinderhirten zu deuten, wie solche noch heute in Italien und Rußland vorkommen. Von berittenen Roßhirten in Ungarn sprechen die Bismarckbriefe, 3. Aufl. (1880) S. 41; indes spricht das *ἵπποι βουκολέοντο* der folgenden Anmerkung nicht eben für diese Deutung. [5] *ἵπποι βουκολέοντο* Hom. Il. XX 221. [6] Älian De nat. an. XII 44 *ἱπποκόμος τῶν καμήλων*; vgl. GBernhardy Paralip. syntaxis gr. 31.

Weinschenken des Nektars.[1] Thukydides[2] spricht von Häusern, in denen die Machthaber der Perser 'zelteten (dh. in Zelten lagerten)': er spricht so, weil die gemeinen Perser Zelte hatten. In der ältesten griechischen Tragödie trat der Schauspieler aus einem Zelte hervor, in dem er sich umkleidete. Infolgedessen hieß die Bühne auch später, als das Zelt längst verschwunden war, noch immer 'Zelt' (skēnē, unser Scene). Das Wort pyxís, woraus das deutsche 'Büchse' entstanden ist, bedeutet eigentlich ein Gefäß aus Buchsbaumholz; man spricht aber auch von eichenen, ja von silbernen und goldenen Buchsbaumbüchsen,[3] was um so auffälliger ist, als die Ableitung von Buchsbaum im Griechischen ganz deutlich erkennbar bleibt. Kynéē heißt wörtlich Hundsfell, dann die aus Hundsfell gefertigte Kopfbedeckung, weiterhin aber jede Kopfbedeckung und man spricht von rindsledernen und ziegenledernen Hundsfellen, ja sogar von ehernen.[4] Chēlé heißt eigentlich 'das Klaffende', dann insbesondere der gespaltene Huf; aber trotz seiner Grundbedeutung wird das Wort auch für den nicht gespaltenen Huf des Pferdes gebraucht.[5]

Bei den Griechen und Römern hieß, wie vielfach auch bei uns im Mittelalter, jeder Diener, wenn auch noch so bejahrt, Knabe,[6] ja bei Vergilius[7] wird ein Sklave in dem einen Verse als Knabe bezeichnet, im nächsten als Greis angeredet. Auch bei den Hebräern ist na'ar, Knabe bez. Jüngling, Bezeichnung des Dieners ohne Rücksicht auf das Alter, zB. 2. Sam. 9, 9 f. Auch Luther übersetzt unbedenklich Knabe: der Knabe Ziba hat nach Vers 10 fünfzehn Söhne. Auf Java heißt der Diener Junge, und als Jungen (boys) bezeichnet der Engländer jede Schiffsmannschaft ohne Rücksicht auf das Lebensalter, wie

[1] Apollod. III 12 2. Hom. Il. IV 3 (vgl. I 598; Bernhardy aaO.; ähnlich ist *παιδοφιλεῖν σε* (Theogn. 1318), *βουθυτεῖν ὗν*, aedificare navem: vgl. Wecklein zu Eur. IT. 161. [2] I 89 *οἰκίαι . . . ἐν αἷς ἐσκήνησαν.* [3] Bernhardy aaO. [4] *κυνέη ταυρείη* Il. X 258; *αἰγείη* Od. XXIV 231; *πάγχαλκος*, *χαλκήρης* Od. XVIII 378. XXII 102. Il. III 316. [5] Beispiele bieten die Wörterbücher. [6] Dig. 50 16 204 pueri appellatio tres significationes habet: unam, cum omnes servos pueros appellamus; mehr Belege geben die Wörterbücher unter puer und *παῖς*. [7] Ecl. 1 45 f.

der Römer des Altertums sie als Jünglinge (iuvenes) benannte.[1] Die Kuhjungen (cow-boys) in den Prairien Nordamerikas sind wohl ausnahmelos erwachsene Männer. Das deutsche 'Jungfer' bedeutet nicht bloß den Stand, sondern auch ein Amt, so daß eine Zeitungsanzeige lauten konnte: Eine junge Witwe sucht eine Stellung als Jungfer. Ein Altgeselle kann zugleich ein Junggeselle sein. Auch garçon bezeichnet ja einen Kellner von jedem Alter, und nicht bloß den ledigen, und die Ältesten in Israel, die Presbyter (von présbȳs alt) in der reformierten Kirche, die Volksältesten bei Homer,[2] die Stadtältesten und Landesältesten bei uns, die patres oder Senatoren (von senex Greis) im alten Rom waren oft ziemlich junge Leute; fromme Wünsche sind nicht selten recht wenig fromm. 'Korn' bedeutet auch 'Kornbranntwein': so wird denn auch Weizenkorn angekündigt, wo man Weizenbranntwein meint.[3] Und nicht bloß mangelhaft Gebildete sagen: 'Da hast du ein Trinkgeld, versaufs aber nicht,' 'der Sechsuhrzug ist auf halb sieben verlegt,' 'endlich hat sich der Ostwind gedreht,' 'da der Maitrieb der Fichten erfroren ist, so kommt er dies Jahr erst im Juli,' 'die Hundesteuer soll auf die Katzen ausgedehnt werden' udgl., sondern auch Männer der Wissenschaft sprechen zB. von einem Strick als Tragriemen, von einer Muschel, die als Horn (soll heißen als Blasinstrument) benutzt wird, von einem Federbusch aus Roßhaaren uä. Ein plattdeutsches Sprichwort lautet: 'Dat s n Hund van n Pärd, sä de Jung, do reed (ritt) he up de Katt.'[4] 'Die sterblichen Überreste' nennen wir die Überreste eines Gestorbenen, die nicht mehr sterblich sind. In Nordböhmen giebts ein Nieder-Oberleutensdorf. Simrock[5] übersetzt das altnordische ölfors durch Ölwasserfall, dh. Bierwasserfall, und er konnte kaum anders, da die deutsche Sprache für fors 'Wasserfall' kein einfaches Wort hat, Bierfall aber nicht verständlich gewesen wäre. Und

---

[1] Ov. Met. IV 707. XI 461 uö. [2] Ameis zu Od. II 14. KBruchmann in der Zeitschr. f. Völkerpsych. 13, 466. [3] Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte 169. [4] W Schröder, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz Nr. 614. [5] Deutsche Mythologie 1. Aufl. 446; 6. Aufl. 420.

unsre großen Dichter sind voll von Wendungen wie 'Grün ist des Lebens goldner Baum'; 'da werden die Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz; noch zuckend mit des Panthers Zähnen zerreißen sie des Feindes Herz' ua. — 'Wir frühstücken um 1 Uhr und essen um 6 Uhr zu Mittag.' (Das französische dîner bedeutet Mittagessen; trotzdem kann man ein dîner auf abends 6 Uhr ansetzen, ein Mittagessen aber nicht.) — Zum Vormittag rechnet man in Familien, die um 1 Uhr essen, regelmäßig noch die Stunde von 12 bis 1 Uhr, und umgekehrt wird man im Baierischen Walde von vormittags 11 Uhr an allgemein mit 'guten Abend' gegrüßt, offenbar weil das Volk dort seine Mahlzeiten sehr früh hält, und man sollte meinen, der Ausdruck 'heut Nacht' und 'zu Nacht essen' müßte an kurzen Wintertagen entstanden sein.

Gelegentlich waltet ein Widerspruch ob zwischen dem Zeitwort und Objekte:

Die Gamsla im Gwänd
Die thuen Graurautn grasen

und

Wanns Thaler thät regnen,
Und Dukaten möcht schneibn,
Thät i n Herrgott schön bitten
s möcht s Wetter so bleibn.

Oft ist es schwer auseinander zu halten, was wirklich volkstümliche Sprechweise und was Gedankenlosigkeit ist. Für das letztere muß man es wohl halten, wenn einer in Bezug auf einen Blindgeborenen vom Wiedergewinnen des Augenlichtes spricht; wenn ein andrer schreibt 'sie gab einem toten Knäblein das Leben'[1] oder wenn Göthe[2] 'von einem sehr schönen Frauenzimmer mit möglichst süßem Lächeln gefragt wird, wer denn der Autor von Shakespeares Schauspielen gewesen sei', eine Frage übrigens, die heute aufgehört hat gedankenlos zu sein, seitdem man diese Schauspiele Baco von Verulam und

[1] In der Solling-Leine-Ztg. 1883 Nr. 80, vgl. Kladderadatsch 1883 Nr. 47 Briefkasten. [2] Werke III 223 = XIX 109 Hempel. Göthe hat hier aus dem Englischen übersetzt, wie er ja 'die Sprüche in Prosa' auch als 'Eignes und Angeeignetes' bezeichnet.

andern hat zuschreiben wollen. Auf meine Frage, Warum sind im Lateinischen und Deutschen relative und fragende Nebensätze oft schwer zu unterscheiden? erhielt ich von einem Sekundaner die Antwort: 'Weil beide wie Relativsätze aussehen.' Ein Knabe schreibt: Wenn von zwei Freunden der eine reich, der andre arm ist oder wenn das Umgekehrte der Fall ist—.' Der Ausruf 'Wie doch diese Zwillinge einander ähnlich sind, besonders der Sepperl' ist wohl das Erzeugnis eines Witzboldes; indes erzählt Johann Eduard Erdmann dieselbe Sache als eignes Erlebnis in folgender Weise[1]: 'In einer Gesellschaft kam die Rede auf zwei Brüder und jemand äußerte, daß sie sich ganz außerordentlich gleich seien. "Ja", fiel ein junges Mädchen ein, "aber doch ganz besonders der ältere." Zu was für Gedanken Erdmann durch diese Äußerung angeregt worden ist, möge man bei ihm selbst nachlesen. Sein Erlebnis ist aber auf jeden Fall jünger als jener witzige Volksausdruck, denn für bewußt witzig möcht ich ihn halten; echt volkstümlich aber könnte sein: 'Ist nicht ein Mensch so viel wert, wie der andre?' "Ja freilich, und noch viel mehr!"[2] Hier ist 'ein Mensch' und 'der andre' natürlich ganz allgemein gesagt und kann jedweden Menschen bezeichnen. Diese Allgemeinheit aber vermag der Angeredete nicht festzuhalten, seine Gedanken richten sich sofort auf diesen oder jenen bestimmten Menschen und das verrät er in seiner Antwort. Das Umgekehrte ist oben S. 15 dem Thukydides begegnet. Ebenso volkstümlich und zugleich psychologisch durchaus wahr ist die auf demselben seelischen Vorgange beruhende Anekdote, nach der ein Ehemann von sich und seiner Frau sagt: 'Wenn eins von uns beiden stirbt, zieh ich nach Loschwitz.' Er setzt nämlich das ihm Erwünschte voraus, daß der Überlebende er selbst sei, denn daß der Mensch gern glaubt, was er wünscht, ist eine zu allen Zeiten und überall gemachte

---

[1] Über Dummheit, Berlin 1866, 31; auch in Johannes Renatus 'Lebensskizzen' 1. Bd. 3. Aufl. 104 heißt es von einem Zwillingspaar: 'De dicke is von dan Beed'n de oallerähnl'chste; dasterwaign find'ch se och gleich 'raus.' [2] Als beabsichtigten Witz verwendet diese Form des Widerspruchs sehr hübsch Horaz Epist. I 1, 106 ff.

Erfahrung, die ich schon bei Demosthenes ausgesprochen finde.[1] Ferner: 'Dazu kann man eigentlich gar nichts sagen, und das kaum.' 'Der lernts nie, und wie ist es nachher gelernt!'[2] Und ganz der Sprechweise des Volkes gemäß ist auch diese Äußerung: 'Ein bischen dumm ist ja am Ende jeder, aber so dumm, wie mancher, ist doch eigentlich keiner.' Ebendaher stammt die Geneigtheit der Menschen, gegen die Disjunktion 'Eine Schlacht muß entweder gewonnen werden oder unentschieden bleiben' vorschnell den Einwand zu erheben 'Sie kann doch auch verloren werden.'

Bemerkenswert ist auch, daß die Wissenschaft selbst gelegentlich Kunstausdrücke ausgeprägt hat, die einen Widerspruch dieser Art enthalten. Der Philologe spricht von einem nachgesetzten Vorworte (praepositio postposita). Nach der amtlichen militärischen Kunstsprache werden die Soldaten auf der Eisenbahn und auf Straßenbahnwagen eingeschifft,[3] und nach derselben Kunstsprache kann ein Platzmajor auch ein Hauptmann sein; in der Mineralogie heißt eine gewisse Arsenikverbindung 'rotes Rauschgelb' (dagegen ist der in der Dichtung häufige Ausdruck 'das rote Gold'[4] nur eine übertreibende Bezeichnung des glänzenden Gelb); in der Botanik heißt eine Pflanze Chrysanthemum leucanthemum 'weißblütige Goldblüte', eine andre Gleditschia triacanthus inermis 'dreistachelige stachellose Christusakazie', eine dritte Betulla alba purpurea 'rote weiße Birke'. Eine griechische Grammatik[5] spricht von einem 'hauchlosen Hauch'. Wenn es dagegen in Warrens' Dänischen Volksliedern[6] heißt: 'Scharlachgewande, die waren grün' und[7] 'den Scharlach, den blauen', so ist zu beachten, was das Grimmsche Wörterbuch unter 'Scharlach' unter 2b am Schluß sagt: 'Den Namen führt der Stoff, ohne daß die Farbe maßgebend ist.'

---

[1] Ol. 3 19; vgl. Cäsar BG. III 18, 6. [2] Bei JStinde, Der Familie Buchholz zweiter Teil 120 heißt es: Mancher lernt es nie und dann auch nur unvollkommen. [3] Dresdner Anzeiger vom 1. Juli 1880 2[a]; Sybel, Begründung des deutschen Reichs V (1889) S. 263. [4] ZB. Rosa Warrens, Dänische Volkslieder S. 72. 80. 95. 104 uö.; mehr Beispiele in Grimms Wörterbuch VIII 1290 f. [5] Kühner-Blaß I 66 aE. wird πνεῦμα ψιλόν so übersetzt. [6] S. 118. [7] S. 184.

Ganz kurz füg ich noch einige weitere Beispiele hinzu. Hermann Dunger[1] führt an Morgenserenade, musikalische Soirée am Sonntagmorgen ua., aber auch Walther Scott[2] spricht von der Abendandacht am Morgen (the morning vespers) und Washington Irving[3] drückt das Reiten der Frauen durch horsemanship of ladies aus, während er zwei Zeilen vorher horsewomen erwähnt. Der Rotdorn heißt französisch aubépine (=alba spina) rose, 'roter Weißdorn'. Homer[4] spricht von schwarzem Blaustahl. Zwei am Fichtelberge entspringende Flüsse heißen die Weiße Pöhl und die Grüne Pöhl; Pöhl aber=Biela ist slawisch und bedeutet Weißwasser: 'die Weiße Pöhl' ist also tautologisch, 'die grüne Pöhl' ein Widerspruch.[5] — A und B heißen im Griechischen Alpha und Beta: man nennt aber Alphabet auch die deutsche, hebräische Buchstabenfolge, überhaupt die aller Völker und selbst da, wo sie gar nicht mit AB beginnt. Die Münchner Fliegenden Blätter[6] erzählen folgendes Gespräch: A. Daß hier doch die Bierfilzeln gar so lumpig sind! B. Das ist wahr, bei uns sinds viel besser; im Grünen Kranz zB. habens glanzlederne Bierfilzeln und beim Engel gar porzellanerne. A. Ja ja, ganz richtig, beim Dingsda, der die neue Wirtschaft eingerichtet hat, sind die porzellanernen Bierfilzeln gar von Zinn. — Ein Dienstmädchen fragte ihre Herrin, die mit dicken Seidenfäden nähte: Sie nähen wohl mit seidner Wolle? Ein anderes Dienstmädchen drückt die eben gekauften Salatköpfe sehr fest in den Korb. Da fragt die Verkäuferin: 'Sie wollen wohl Spinat aus dem Salat machen?' Sie meinte Salat- oder Lattichgemüse, das ähnlich wie Spinat zubereitet wird. — Die Genesis[7] erzählt nach Luthers Übersetzung: 'Und nahmen Ziegel zu Stein und Thon zu Kalk'. — Vogelzeichen (οἰωνοί) nannte der Grieche auch diejenigen weissagerischen Zeichen, die nichts mit den Vögeln zu thun haben. — Warmbier ist ein bekanntes aus Bier bereitetes Getränk. In der Bremer Gegend bereitet man nach ähnlichem Rezept ein Getränk aus Buttermilch ohne Zuthat von Bier und nennt dies Buttermilchswarmbier. — 'Am liebsten ess ich die Bierkaltschale', sagt ein kleiner Knabe, 'die aus Wein gemacht wird'; auch 'laue Kaltschale' hab ich erwähnen und nicht bloß von kuhwarmer Geißmilch, sondern auch von kuhwarmem Wasser sprechen hören. — Nicht ganz hierher gehört der Ausdruck 'in liegender Stellung'. — Das Märchen vom toten Schuldner bei Ignaz Zingerle[8] erzählt von einer Jungfrau, deren Name nicht genannt wird, sondern sie wird nur Jungfrau genannt, aber einmal unter dieser Benennung eingeführt auch noch nach

---

[1] Verdeutschungswörterbuch 26. [2] Ivanhoe 172 Tauchn. [3] Bracebridge Hall by Geoffrey Crayon, London 1878, George Bell and Sons S. 70. [4] Il. XI 24. 35. [5] Glückauf, Organ d. Erzgebirgsvereins 1888 Nr. 9 S. 92. [6] XVIII 22. [7] 11 3. [8] Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 50.

ihrer Verheiratung. — Ein würtembergischer Pfarrherr verlangte vom Fleischer 'schweinerne Kalbsstotzen' (Kalbsfüße) statt Schweinsfüße, indem er so verständlicher zu sein glaubte. — Die Grundbedeutung von Humor 'Feuchtigkeit' und destillieren von stillare 'träufeln' ist uns gänzlich abhanden gekommen, und so kann man sich nicht wundern, wenn man von einem 'trocknen Humor' spricht und 'trocken destilliert'. — Ferner seien erwähnt: rote Druckerschwärze (vgl. atramentum rubrum neben nigrum atramentum),[1] gedrucktes Manuskript (auch 'als Manuskript gedruckt'), kurzärmelige Strümpfe, ein Mus-, ein Schmalzbutterbrot, ein Ausdruck, der in Nordwestdeutschland, wo der Ausdruck Bemmchen unbekannt ist, täglich gehört wird; in Bremen spricht man von en Stuten Botterbrot, wörtlich 'eine Semmel Butterbrot', dh. eine Buttersemmel[2]: Flieder- usw. Thee, Feigen- usw. Kaffee, Apfel- usw. Wein, ein Glas Bowle, Bucheicheln, Papierwäsche, Fausthandschuhe, Himbeerlimonade (Limone ist die Citrone), Pfefferkuchen ohne Gewürz, Schwefelhölzer ohne Schwefel, goldne Stahlfeder, Goldplombe (von plomb, plumbum, Blei). Ein Klempner in Dresden (Am See) liefert Blechkartons. Wie sich auf der Burg des alten Athen ein ehernes hölzernes Pferd befand,[3] dh. eine Nachbildung des trojanischen hölzernen Pferdes in Erz, so giebt es bei uns viele Gasthäuser 'zum goldnen Hufeisen', silberne Hufeisen,[4] Hufeisen aus Gummi, aus Pappe, kleine goldne Eiserne Kreuze, in dem durch seine Uhrenfabrikation berühmten Glashütte giebts ein 'Gasthaus zum goldnen Glas', Bleistifte aus Graphit, aus Lava, silberne Bleistifte (ursprünglich ward zu den Bleistiften wirklich Blei verwendet), eiserne Ecksteine, hölzerne Pflaster- und Damensteine, a wooden tombstone,[5] hölzerne Falzbeine (Bein ist hier soviel wie Knochen), Glaskorke, patentierte Kautschukkorke, Holzkorke, Holzkorkschuhe,[6] Brenngläser aus Bergkrystall, Weingläser aus Achat, hölzerne Biergläser (so nannte eine siebenbürgische Frau die Stübchen, in denen in Thüringen das Lichtenhainer Bier verzapft wird), Pferdefleisch-Beefsteaks (beef ist bekanntlich Rindfleisch), Wachszündhölzchen, Gummistrohdeckel, Strohhüte aus Bast- oder Holzgeflecht, aus Papier, hölzerne Feuersteine (zur Zeit, als unsre Truppen noch Feuersteingewehre hatten, pflegten bei den Übungen die Feuersteine herausgenommen und durch Hölzchen von gleicher Form ersetzt zu werden: so sprach man denn von dem 'eisernen [dh. immerwährenden] Bestande

---

[1] zB. in Berger de Xivreys Phädrus S. 113. [2] Friedr. Drosihn, Deutsche Kinderreime, Lpz. 1897, S. 91. [3] Paus. I 23 8 ἵππος δὲ ὁ καλούμενος δούριος ἀνάκειται χαλκοῦς. [4] ThSchäfers Wanderbuch durch Sachsen II 2. Aufl. 45; Köhlers Sagenbuch des Erzgebirges Nr. 718 S. 534; Simrocks Eulenspiegel 37 f. erzählt von goldnen Hufeisen. [5] Washinton Irving, Sketchbook 38 Tauchn. [6] Herder, Stimmen d. Völker II Nr. 4 Der Schiffer 8. Strophe.

der hölzernen Feuersteine'), Glaskorallen, Glassteine, Glasperlen usw., Korallen-, Austern-, Perlen-, Bernsteinfischer, während doch der Fischer vom Fisch seinen Namen hat (das griechische Wort für Fischer, hālieús, heißt eigentlich 'Meermann', wird aber auch vom Fluß- und Teichfischer gebraucht),[1] Schiefertafeln aus Blech, Papierschiefertäfelchen,[2] ein Zollstab mit Metermaß, eine Meterelle; ein Kind nannte das Badethermometer mit anerkennenswerter Gewandtheit die Badeelle; die elektrische Pferdebahn; argent (das Dictionnaire de l'Académie française sagt: Argent se dit aussi de toute sorte de monnaie d'or, d'argent ou de quelque métal que ce soit), mit Mehl panierte Backfische (panieren kommt vom italienischen pane, Brot); ferner die russischen deutschen Ostseeprovinzen, Lößnitzer und Würzburger Champagner, schwedische Zündhölzer aus Pirna, bairisches Bier vom Dresdner Waldschlößchen uä., ein Pariser (= Schnitt, dh. Dreizehntelliterglas) Radeberger Böhmisch, Eau de Cologne von LJumpelt in Dresden, echte Pariser Eau de Cologne; 'erst dacht ich, sie würden den Nickel aus Kupfer prägen, und nun haben sie ihn doch aus Silber geprägt.' — Die Bedeutung mancher dieser Wörter ist verdunkelt auch für das Bewußtsein der Gebildeten. Daß Mühle von mahlen kommt, ist nicht jedem gegenwärtig; daher die verkehrte Bezeichnung Sägemühle, die als Gegensatz das tautologische 'Mahlmühle' ins Dasein gerufen hat, und die noch verkehrtere Sägemüller.[3] So kommt Gulden von Gold und doch giebt es Gold- und Silbergulden, um von Papiergulden abzusehen, und in Grimms Märchen[4] wird von 'marmelstenern Asters (Estrich)' gesprochen.

6.

Nur was ist, wird benannt.

Name und benannter Gegenstand gehören aber in noch einem andern Sinne eng zusammen. Gewöhnlich stellt man dem Namen als einem Äußerlichen das innere Wesen eines Dinges gegenüber, der Benennung die Bedeutung. Es ist nun ganz in der Ordnung, daß diese Begriffe im Denken auseinander gehalten, nicht miteinander verwechselt werden. In der That klagen schon die alten griechischen Philosophen und sonstigen Schriftsteller vielfach über die leidige Verwechselung von Ding, Begriff und

---

[1] Apollonius De syntaxi III 23; Bernhardy, Paralip. syntaxis graecae 31. [2] AStifter, Erzählungen II 40. [3] Vgl. übrigens KAndresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 170. [4] I 102.

Namen. So sagt, um nur eine Stelle anzuführen, Dio Chrysostomos, der ums Jahr 100 nChr. schrieb, in der 36. Rede:[1] 'Die große Masse der Menschen kennt wohl den Namen eines jeden Dinges und spricht ihn aus, das Wesen des Dinges aber kennt sie nicht.'[2] Diese Klage ist auch heute noch berechtigt; anderseits ist es jedoch irrig, wenn man den Namen in gar zu ausschließendem Sinne als etwas Äußerliches betrachtet. Richtiger urteilt hier die Sprache und die Volkssitte. Wie der Sprößling einer Eiche keinen andern Namen erhalten kann als die Mutter, so wird auch nach moderner europäischer Volkssitte dem Kinde der Familienname seines Vaters angeboren, und dieser Name ist so unzertrennlich von ihm, daß er ihm, den Fall der Verheiratung der Frau ausgenommen, die eben damit aus der väterlichen Familie aus- und in eine andre Familie eintritt,[3] nur durch einen Akt der Willkür entrissen werden kann. Denn Willkür, schmähliche Willkür ist auch die Verstümmelung des eignen Namens durch Anpassen an eine fremde Sprache oder Übersetzung in eine solche, wenn nicht ein unabweisbarer Beweggrund vorliegt. In der durchweg auf feinster psychologischer Beobachtung aufgebauten Novelle von ARoland (Alfred Schöne) 'Der blaue Schleier'[4] sagt der elegante Geschäftsführer eines Hotels: 'Sehen Sie, wenn ich, worüber Sie mich oft aufzogen und mein Stiefvater mich nicht wenig gepeinigt hat, mich Jean nenne, so sieht ein jedes gleich, daß ich ein gebildeter Mensch bin, der französisch kann. Heiß ich mich aber einfach, wie ich getauft bin, Johann, so machen erstlich alle, die auch nicht mehr sind als ich, schlechte Späße über den gemeinen Namen, sprechen ihn garstig aus[5] und sodann erwartet

---

[1] S. 82 Reiske, S. 54 Dind. [2] Vgl. oben S. 14. [3] Eine Ausnahme hiervon außer den oben S. 55 ff. angeführten Beispielen des Namenswechsels s. bei Richard Andree, Ethnogr. Parall. 174 Anm. 1. [4] Gotha 1880 S. 41; in dem Wiederabdruck in Paul Heyses Neuem deutschen Novellenschatz Bd. 3 (1884) S. 171. [5] Er meint damit die in Mittel- und Süddeutschland allgemeine Betonung der aus dem Griechischen und Lateinischen stammenden, aber ihrer Endung beraubten Namen auf der vorletzten Silbe, während man in Norddeutschland richtiger betont Johánn, Emíl, Antón, Geórg usw.

sich jeder darunter einen Menschen, der nicht gebildeter zu sein braucht als ein Hausknecht und nicht aufgeklärter als ein Holzfuhrmann. Und damit ist mir dann freilich nicht gedient. Denn es ist für unsereinen schwerer als man denkt, den Leuten, die es nicht schon wissen oder es uns nicht glauben wollen, zu beweisen, daß wir höhere Bildung haben.'

Damit vergleiche man das oben S. 57 angeführte plattdeutsche Sprichwort. Ist aber dies Jean für Johann, nach dessen Muster namentlich oft deutsche Mädchen sich Claire, Amélie, Félice usw. schimpfen lassen, ein Zeugnis für die traurige, hier meisterhaft gezeichnete Halbbildung, so ist die Verstümmelung von Familiennamen noch viel widerlicher, wie wenn sich ein Bamberger Vambéry nennt, ein Oswald O'Swald, ein Miller M'Iller,[1] ein Wollschläger Wolszlegier, ein Karl Riese Charles Rièse, ein Elzinger Ellezinguer, ein Sengerle Seinguerlet. Diese Personen leben oder lebten sämtlich in Deutschland, nur Bamberger in Pest. Nicht tadle ich solche Namensentstellung, wenn ein Mensch unter ein fremdes Volk kommt und seine Nationalität thatsächlich einbüßt, wie der englische Staatsmann Goschen, der früher als Deutscher Göschen hieß; wenn er unter einem Volke weilt, das unfähig ist, seinen Namen auszusprechen. Der bekannte Staatsmann vMöllendorf mußte seinen Namen in China der chinesischen Zunge anpassen und sich Me-lin-to nennen und auch dem Herrn Schneitzelhöfer, der in Paris Musikunterricht zu geben sucht, mach ich keinen Vorwurf daraus, daß er, wie man erzählt, nachdem er die Unfähigkeit der Franzosen eingesehen, seinen Namen auszusprechen, auf seine Karten drucken läßt M. Schneitzelhöfer, prononcez Bertrand. Wenn aber vMöllendorf nach Deutschland zurückgekehrt die chinesische Namensform beibehalten wollte, wer würde das gutheißen können! Auch die Latinisierungen, wie Noltenius, Mathesius sind nicht schön, aber immerhin noch erträglicher als die mehr in Mittel- und Süddeutschland üblichen Übersetzungen ins Lateinische oder Griechische. Wenn sich ein Fischart Ellopostlerus (dh. Fischhart)

---

[1] GvAmyntor, Randglossen zum Buch des Lebens 1876, 20.

nennt, so thut er dies als Humorist; wenn aber ein Schwarzert sich Melanchthon (dh. Schwarz-Erd) schreibt, so ist das einfach geschmacklos. Geradezu barbarisch aber ist es, wenn unsre Theologen luthérisch sagen statt lútherisch und von dem Evangelium Sankt Lucä reden. Ähnlich steht es um Übersetzungen von Personennamen in neuere Sprachen: so sind in gewissen Orten Belgiens die Devrient (dh. de Vrient, holländisch für 'der Freund'; die französische Aussprache des Namens ist also verkehrt) und die Lamey (l'ami) ursprünglich eine Familie und in französischen Kolonien in Deutschland finden sich Berger und Schäfer, die auf gemeinsamen Ursprung zurückgehen.[1] Was bei solcher Übersetzung herauskommen kann, davon giebt KAndresen[2] ein lehrreiches Beispiel. Eine aus Deutschland nach Amerika gewanderte Familie Feuerstein ließ sich dort Flint nennen, wie der Feuerstein im Englischen heißt; spätere Nachkommen derselben aber hielten dies für deutsch (Flinte) und übersetzten es in Gun, wie jetzt der Name der Familie lautet. — Die deutsche Korvette 'Stein' ist genannt nach dem Freiherrn vStein. Eine französische Zeitung übersetzte den Namen und sprach von le vaisseau Pierre, eine zweite gab das wieder mit St. Pierre und fügte belehrend hinzu: 'En allemand Heiliger Peter.' —

Familiennamen also sind erblich. Was dagegen jeder einzelne Mensch für sich ist außerhalb des Bandes seiner Familie, also mit einem Worte seine Persönlichkeit, wird mit einem besondern Taufnamen belegt. Wenn aber ein Mensch taubstumm geboren und demnach nach früherer Ansicht bildungsunfähig ist, so geht ihm diese persönliche Eigentümlichkeit ab: er ist nicht sowohl eine Person als vielmehr nur ein Exemplar der Gattung Mensch.[3] Hier nun kann ich aus volkstümlicher Anschauung einen Fall anführen, der zu denken giebt. In der ältern Edda heißt es im Liede von Helgi, dem Sohne Hjörvards: 'Hjörvard und Sigurlinn hatten einen Sohn, der groß und schön war. Er war aber stumm und kein Name

[1] Pfeiffers Germania 23 (1878) 269. [2] Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 164. [3] Vgl. hierzu Adolf Pichlers Ausspruch, der unten S. 144 angeführt werden wird.

wurde ihm beigelegt.' Ganz natürlich: was nicht ist, kann auch nicht benannt werden nach dem alten philosophischen Satz, daß sich von dem, was nicht ist, auch nichts aussagen läßt.[1] Ein schwächeres Seitenstück dazu entnehm ich der Allgemeinen Zeitung[2]: 'In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchte in der Königgrätzer Diöcese eine Sekte von Schwärmern auf, die den äußersten Unglauben in religiösen Dingen auf ihre Fahne schrieb. Es gebe, sagten sie, nur einen "lebendigen und allbelebenden Geist", von dem alles stamme und ausgehe, der alles durchdringe, in welchem alles lebe, von welchem man aber nichts wisse und dem man daher keinen Namen geben könne. Das Volk nannte sie nicové, "Nihilisten"'. Im wesentlichen denselben Grund hat es, wenn gewisse wilde Völker den Kindern erst dann einen Namen erteilen, wenn sie laufen gelernt haben, denn bis zu dieser Zeit zeigt sich eben die Persönlichkeit des Kindes nur in schwachen Spuren.[3] So führen auch die Sträflinge in Sibirien und anderwärts, zB. in amerikanischen Zuchthäusern, keinen Namen, sondern nur eine Nummer, und dasselbe wird von den ausgedienten Schönen einiger sultanischer Harems berichtet.[4] Ließe man diesen Personen ihre Namen, so würde man ihnen damit mehr Ehre anthun, als man ihnen anzuthun gewillt ist. Dem entsprechend heißt es bei Homer[5]: 'Namenlos ist keiner, kein geringer Mann und vollends kein edler.'

Sobald indes umgekehrt ein Nichts, ein relatives Nichts einen Namen hat, spielt es sofort auch eine Rolle im Volksbewußtsein.[6] Bekannt ist die Anweisung, wie man eine Kanone macht: man nehme ein Loch und gieße um dasselbe Metall.

[1] De non entibus nulla sunt praedicata. [2] 1879 Nr. 129 Beilage S. 1890. [3] HPloß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker 2. Aufl. 160. [4] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1875, 582. Vgl. den hochinteressanten Aufsatz von OFlügel 'Das Ich im Leben der Völker' in der Zeitschr. f. Völkerpsych. XI 43—80. [5] Od. VIII 552 f. [6] So das absolute Nichts bei Hegel, Logik, Originalausg., Nürnberg 1812, I 37: 'Das Nichts wird gedacht, vorgestellt; es wird von ihm gesprochen; es ist also. Das Nichts hat an dem Denken, Vorstellen usf. sein Sein.'

'Klärchen, diesen Morgen war das Loch noch nicht in deinem Handschuh.' 'Aber wo war es denn, Mama?'[1] So erklärt sich wohl auch der höchst seltsame Ausdruck 'eine Kluft ist irgendwo befestigt', der doch aller Anschaulichkeit und eigentlich aller Vernunft ins Gesicht schlägt. Er scheint aus dem Griechischen zu stammen und nachdem Luther Lukas 16, 26 übersetzt hat 'und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt',[2] ist die Wendung im Simplicissimus, von Lessing, Claudius, Göthe[3] ua. nachgebraucht worden. In Köhlers Sagenbuch des Erzgebirges heißt es unter Nr. 467: 'Andre erzählen, die Kugel sei ihm (einem blasenden Trompeter) zwischen Hand und Mund durch die Trompete gefahren, dieselbe unbrauchbar machend. Die Trompete sei in das alte Messing gewandert, das Loch aber sei noch in einem Altertumsmuseum zu sehen.' Das erinnert an Don Quixotes gestohlenes Bücherzimmer, und auf derselben Anschauung beruht es, wenn Ovid eine Höhle den Teil eines Berges nennt, während er an einer andern Stelle mit diesem Ausdruck einen Felsblock bezeichnet.[4] Es liegt also eine Ehre, eine Auszeichnung darin, wenn man jemandem einen Namen zuerkennt. Auch wir bilden wohl im Briefstil die Anrede 'Geehrter Herr Schulze'; stehen wir aber mit dem Angeredeten auf gespanntem Fuße, so schreiben wir 'Geehrter Herr'. Wenn ich zum Dienstmädchen sage 'Gute Nacht, Ida', so kommt mir das freundlicher vor als ein bloßes 'Gute Nacht', und ein Arzt in Freiburg im Br. erklärte mit gutem Feingefühl, da man jetzt jede Kellnerin Fräulein rufe, könne man ein 'besseres' Mädchen nicht mehr Fräulein nennen ohne den Namen hinzuzufügen. Aus demselben Grunde wird die Anrede gnädiges Fräulein immer allgemeiner. Auf dieser in dem Namen liegenden Auszeichnung beruht die bei Homer sehr häufig vorkommende Formel 'ich rühme mich (er rühmt sich usw.) der und der zu sein.'[5]

---

[1] Das Neue Blatt 1897 Nr. 5. [2] Χάσμα μέγα ἐστήρικται. [3] Die Belege in Grimms Wörterb. V 1265 unter 6a. [4] Met XIII 810 u. 882. [5] Ameis im Anhang zu Od. I 180; vgl. auch Od. VIII 552 ff. und RAndree, Ethnogr. Parall. 165 zu Anf. und 169 Mitte über Namenlosigkeit.

Wenn anderseits im Gegensatz zu jenen bezifferten Menschen ein lebloses Ding sich durch ganz besondre und ihm eigentümliche Eigenschaften auszeichnet, so erweist man ihm die Ehre, es nicht mehr als ein bloßes Exemplar, sondern als ein Individuum zu betrachten und giebt ihm einen Eigennamen. Dies ist häufig bei Waffen. So heißt Thors Hammer Mjölnir, Odins Speer Gungnir, Högnis Schwert Dainsleif, Siegfrieds Schwert Balmung, Wittichs Schwert Mimung (Schwerter wurden im Altertum gleich Göttern verehrt,[1] daher noch in christlicher Zeit der Schwur auf das Schwert), Skarphedins Axt in der Njalssaga Rimegyge, ferner Freyjas Halsband Brisingamen, Odins Ring Draupnir, der Ring der Niflungen Andvaranaut uva., sogar die drei Fesseln des Fenriswolfes haben Namen: Läding, Droma, Gleipnir,[2] wie denn überhaupt die Namenerteilung an leblose Dinge besonders in der nordischen Mythologie bräuchlich ist. Und bei uns hat jede Lokomotive, jedes Schiff seinen Namen und der Engländer, der alles Leblose mit Namen sächlichen Geschlechtes benennt, macht mit dem Worte Schiff eine Ausnahme und benennt es weiblich, nach einem Witzworte Kaiser Wilhelms II. freilich, weil die Auftakelung so teuer ist, und wenn man das Kriegsschiff trotzdem man-of-war nennt, so bleibt doch auch diese Bezeichnung weiblich. In der That ist auch das Schiff ein Ding, dem etwas der Individualität sehr Ähnliches innewohnt, ja Homer[3] schildert die Schiffe der Phäaken als mit Seele und Verstand begabt:

Nicht der Phäaker Schiffe ja sind der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie sie andern Schiffen gebaut sind,
Nein, sie wissen von selbst den Sinn und Gedanken der Männer,
Wissen nah und ferne die Städt und fruchtbaren Äcker
Jegliches Volks,

und auch von andern Schiffen drückt er sich ähnlich aus.[4] So

---

[1] Amm. Marcell. XVII 12 und W. Wackernagel, Kleine Schriften III 66.
[2] Simrock, Deutsche Myth. 1. Aufl. 115 f.; 6. Aufl. 98. [3] Od. VIII 557.
[4] Ameis zu Od IX 127 149 u. V 176; damit vergleiche man die fessae naves Verg. A. I 168, die fessae puppes und fessae carinae bei Ov. Met. VI 519 und XI 393, und die sollicita ratis Fasti V 720, freilich auch fessi axes Met. IV 634 und fessae undae I 582. Ähnliches auch bei Schneidewin-Nauck zu Soph. Ai 247.

versteht auch Fridthjofs Schiff Ellide die Menschensprache.[1] In Sophokles' Aias[2] wird den Schiffen rasches Rudern freigegeben, also den unthätig rastenden Schiffen die Lust beigelegt, ihre Ruder in Bewegung gesetzt zu sehen, und in desselben Dichters Philoktetes[3] erklären Neoptolemos und seine Begleiter sich bereit, den kranken Philoktetes nach Hause zu bringen: Neoptolemos aber fügt hinzu: 'Auch das Schiff wird ihn aufnehmen': das Schiff wird also behandelt, als habe es auch ein Wort drein zu reden. Auch Johs. Classen[4] hebt hervor, daß Griechen und Engländer gewöhnlich von ihren Schiffen wie von Personen reden. Durch diese Erwägung verliert auch die von Ovid[5] der Göttermutter Kybele zugeschriebene Verwandlung der Schiffe des Äneas in Meernymphen (von leblosen Dingen in übermenschliche Wesen!) das Abenteuerliche, das sie auf den ersten Blick haben könnte. Die Zeitschrift 'Über Land und Meer'[6] enthält einen hübsch geschriebenen Aufsatz über das Taufen der Glocken im Mittelalter. Der Taufakt war sehr feierlich, mit Paten (auch Patenbriefen), Besprengung und Namenserteilung durch den Geistlichen. Man glaubte dadurch der Glocke die Kraft zu erteilen, Unwetter und selbst den bösen Feind unschädlich zu machen. Wenn dagegen Karl Weinhold[7] von den alten Skandinaviern sagt: 'Zersprang ein Schwert, so "starb" es', so beruht dies auf einem Irrtum des Übersetzers.

Überhaupt hat das Volk, wie wir weiterhin noch näher sehen werden, vor dem Namen große Hochachtung[8] und ist in

---

[1] Fridthjofs Saga. Aus dem Alt-Isländ. von JCPöstion, Wien, 1879, 34. Man vergleiche dort auch die reiche Anmerkung des Übersetzers. [2] V. 249 mit Schneidewins Anm. [3] V. 527. [4] Zu Thuk. II 84, 3. [5] Met. XIV 527 ff., vgl. Verg. A. IX 120 f.; Ovid selbst findet diese Verwandlung auffällig Am. III 12 38. [6] 1888 Nr. 38 S. 802. [7] Altnordisches Leben 197. [8] Ein Beispiel von einem besondern Kultus des Namens findet sich bei Ovid Met. II 338 f., wo es von der um ihren Sohn Phaëthon trauernden Klymene heißt, als sie das Grabmal desselben gefunden hatte:

Incubuitque loco nomenque in marmore lectum
Perfudit lacrimis et aperto pectore fovit;

vgl. auch VIII 541. XI 707.

gegenwärtiger Zeit wenigstens nicht verschwenderisch in der Erteilung. Jedem Hunde, jedem Pferde wird bereitwillig ein Name erteilt, denn diese edlen Tiere haben augenfällig einen individuellen Charakter, aber schon die Katze muß sich meist mit dem zum Gattungsnamen gewordenen Miez (ursprünglich =Mariechen) begnügen, und tiefer hinab wird die Namengebung noch seltner: sie beschränkt sich fast ganz auf Stubenvögel, die aber nicht, wie der Hund, auf ihren Namen hören. Von der Ziege sagt ein landläufiger Volkswitz ausdrücklich: 'die Zicklein heißen alle wie ihre Mutter Geiß'.[1] Rinder erhalten wohl Namen, doch zweifle ich auch hier, daß sie auf diese hören. In Gustav Freytags Verlorner Handschrift[2] heißt eine Kuh Flavia und ihr Besitzer, der Pastor, sagt: 'Ich sehe es nicht gern, wenn die Leute dem Vieh christliche Namen geben, da muß unser Latein aushelfen.' Ein pommersches Sprichwort lautet: 'Es ist eins, wie die Kuh heißt, wenn sie nur Milch giebt.'[3] Bäume erhalten nur mit dem Gattungsnamen zusammengesetzte Eigennamen: Klopstocklinde, Luthereiche usw. Ebenso spärlich erhalten kleinere Berge und Bäche von seiten des Volkes einen Namen, nicht selten zum großen Verdruß der Wandrer wie der im wissenschaftlichen Interesse reisenden Forscher. So wird in Petermanns Geographischen Mitteilungen[4] geklagt: 'Weder die Bhotias noch die Ghorkas (im Himalaya) scheinen specifische Namen für bemerkenswerte Berggipfel zu haben. Der Reisende befragte alle Klassen der Bevölkerung, erfuhr aber [mit einer Ausnahme] niemals einen Namen für einen Berg, nur benannte man ihn manchmal nach dem nächsten Dorfe.' Genau dieselbe Erfahrung hab ich bei uns in Gegenden gemacht, die von Wanderern wenig besucht werden: 'Das ist nur so ein Wässerchen' lautete die Antwort auf meine Frage nach dem Namen eines Baches im Vogtlande und ein Beurteiler der ersten Auflage dieses Büchleins hat in Böhmen nicht selten auf die Frage nach dem Namen eines Berges zur Antwort

---

[1] Medikus, das Tierreich im Volksmunde 45. [2] I 100 f.
[3] FDrosihn, Deutsche Kinderreime, Leipzig 1897, Nr. 493. [4] XXI (1875) 150.

gekriegt 'Das is so 'n ganz gemeener Berg'. Im Gegensatze dazu sagt Lukanus von der troischen Landschaft: 'Kein Fels ohne Namen',[1] wie denn überhaupt die alten Griechen mit den alten Germanen die Eigentümlichkeit teilen, mit Namengebung weniger zurückhaltend zu sein: selbst sehr kleine Quellen, Berge udgl. sind bei den Griechen benannt worden. Auch die Namen der Urheber von Erfindungen, selbst der unbedeutendsten, haben die Griechen bewahrt, oder richtiger, glaubten sie bewahrt zu haben.

Aber auch die Umkehrung des vorhin angeführten Satzes in ihrer doppelten Form[2] ist richtig und wird durch die Volksanschauung bestätigt, nämlich erstens, daß das, was einen Namen hat, auch sein muß. Außer den oben S. 91 mitgeteilten Beispielen vergleiche man den Anfang eines Volksmärchens:[3] 'Disse Geschicht is lögenhaft to vertellen, Jungens, aver wahr is se doch, denn mien Grootvader, van den ick se hew, plegg jümmer, wenn he se mie vortüerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to seggen 'wahr mutt se doch sien, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen.' Hierher gehört auch folgende mir von einem auswärtigen Kollegen mitgeteilte Geschichte. Ein für seine Verhältnisse recht belesener und gebildeter Landpastor kam auf die moderne Wissenschaft zu sprechen, über die er sehr wenig erbaut war. 'Ist es wahr, fragte er, daß die Gelehrten jetzt behaupten, Romulus und Numa Pompilius hätten gar nicht gelebt? Aber woher wüßten wir denn ihre Namen?' — 'Alles was Namen hat'[4] ist dem Volke gleichbedeutend mit 'Alles was ist'. Hätten Gespenster, Irrlichter, Vampire, Wer-

---

[1] nullum sine nomine saxum: s. Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1875 255. [2] Außer der reinen Umkehrung (conversio) wird auch die contrapositio (und zwar die contrapositio simplex, während nach den Gesetzen der gemeinen formalen Logik nur für die contrapositio per accidens: de quibus rebus praedicata sunt, earum quaedam sunt die Wahrheit gefordert wird) des S. 91 Anm. 4 angeführten Satzes vom Volksglauben verteidigt, also der Satz: de quo praedicata sunt, id est. [3] Grimms Kinder- und Hausmärchen II Nr. 187. [4] Quaecumque cluent bei Lukrez I 449, vgl. Ovid Fasti IV 855 nondum f a c t i Quirites für nondum nominati: vergleiche das oben S. 39 über Hippolytos-Virbius Mitgeteilte.

wölfe usw. keinen Namen, so würde der Aberglaube weniger tief sitzen, und daß die katholische Kirche für Andersgläubige ein bestimmtes Wort verwendet, das Wort Ketzer, ist von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen, zumal da es ein Lehnwort ist, dessen Herkunft das Volk nicht kennt. — Zweitens aber gilt dem Volke auch die Umkehrung in dem Sinne, daß das, was ich nicht benennen kann, nicht vorhanden ist, wenigstens nicht für mich, dh. daß ich es nicht weiß, daß also die häufig gehörte Entschuldigung 'ich weiß es, ich kann es aber nicht sagen' eine nichtige ist.[1] Diese Entschuldigung wird vom Volke in vollem, klarem Bewußtsein verspottet in der Redensart: He heft et ennerlich wie die Röckgarwsche Kinder.[2] Mit dieser Redensart nämlich, 'er hat es innerlich' entschuldigte ein Schulmeister die mangelhaften Antworten seiner Kinder. Ungefähr dieselbe Bedeutung hat die andre Redensart 'er hat es in sich, wie die Ziegen das Fett'.[3] Bewußten Spott enthält zweifellos auch das kärntnerische Schnaderhüpfel:

Und i hiet wol afs Diendle
A Gsangel gern gmacht,
Und in Kopf hab i s ghabt,
Aber außer nit bracht.[4]

Wie tief aber die Ansicht von der engen Zusammengehörigkeit von Ding und Namen im Volke wurzelt, beweist der Umstand, daß es für die Begriffe 'erkennen' und 'benennen', 'Erkenntnis' und 'Name' oder 'Wort' vielfach dieselben Ausdrücke oder doch Ausdrücke derselben Wortwurzel verwendet. Das griechische Wort lŏgŏs (von lĕgein, sagen) bedeutet zugleich Vernunft, Erkenntnis und Wort, ganz abgesehen von der Bedeutung, die das Wort in der christlichen Dogmatik, insbesondre in der der Gnostiker hat. Das deutsche Wort 'Name' und das entsprechende lateinische nōmĕn und das griechische ŏnŏmă sind von der Wurzel gnā, griechisch gnō, gebildet, die

[1] Cic. De or. I § 63, vgl. unten S. 123 über Gorgias. [2] Wander, Sprichwörterlex. II 962. Vgl. Lyons Ztschr. f. d deutschen Unterricht VIII 259 und IX 67 f. [3] Medikus, das Tierreich im Volksmunde 46. [4] In meinem Liederbuche 'Pan' Nr. 110 Str. 161.

'erkennen' bedeutet.[1] Was aber diese Beobachtung ganz besonders denkwürdig und wertvoll macht, ist, daß auch die Ausdrücke für das eigentliche Wesen der Dinge, für das Sein und Entstehen von derselben Wurzel abgeleitet werden, wenn auch die Verwandtschaft zeitlich weit zurückliegt.[2] Das eben angeführte lo̊gos bedeutet zugleich 'das innere Wesen, die Bedeutung eines Dinges'[3] und das hebräische dābår außer 'Wort' auch 'Ding, irgend etwas.' 'Bald gehen diese chattischen Franken in dem Namen der ripuarischen auf' sagt Franz Linnig (Bilder zur Geschichte der deutschen Spr., Pad. 1881, S. 345). Ebenso wird das griechische o̊nŏmă gebraucht, nicht bloß im Evangelium,[4] wo es nach wörtlicher Übersetzung heißt: 'Taufen in den Namen usw. (und damit in das Wesen) Gottes hinein', sondern auch im weltlichen Schrifttum, zunächst mit Genetiven: 'Name der Rettung', 'Name des Adels', wo wir Wesen der Rettung' usw. sagen würden, aber auch ohne Genetiv: 'Freiheit, ein alter und schöner Name';[5] 'das Volk', sagt Herodotos,[6] wenn es herrscht,

---

[1] Georg Curtius, Sprache, Sprachen und Völker S. 14 sagt ausdrücklich: 'Name bedeutet Erkennung' und nach Frdr. Ritschl Opusc. II 441 ist nomen=nŏ-ĭ-men von noo; nun ist ĭ-men, men=ομενος· Endung des part. praes. pass.; nosco ist das Inchoativum von noo, das folglich 'kennen' heißt; demnach ist nomen 'das gekannt oder erkannt werdende.' [2] GCurtius, Grundzüge d. griech. Etymologie. 4. Aufl. 169 und 178 und ganz besonders das Grimmsche Wörterbuch V 179 2ᵃ und ᵇ. [3] Deuschle-Cron zu Plat. Prot. 314ᶜ; vgl. Passows Wörterbuch u. λόγος IV 1 (S. 78ᵇ) und namentlich u. C 4 (S. 79ᵇ); so auch ἔπος: Schneidewin-Nauck zu Soph. OR. 513, Ant. 20, Ameis zu Hom. Od. III 243. [4] Matth. 28 19. [5] Arrian Anab. I 7 2. Cic. In Verr. V 263 nomen dulce libertatis. [6] III 80; Eur. IT. 905, wo die Handschriften τὸ κλεινὸν ὄνομα τῆς σωτηρίας bieten, was jetzt mit Recht Hartungs ὄμμα vorgezogen wird. Desselben Dichters IT. 36 dagegen, wo man zu den gewaltsamsten Änderungen gegriffen hat, ist bis jetzt wohl nicht richtig verstanden worden: es bedarf keiner weitern Änderung, als daß man mit Weil χρώμεσθ' schreibe für Ἄρτεμις, was Glosse zu θεά ist: in τοὔνομ' ἧς καλὸν μόνον geht ἧς nicht auf den Eigennamen des Festes, (ταυροπόλια oder wie immer sonst), sondern auf den Gattungsnamen ἑορτή: es heißt, zwar 'ein Fest (ἑορτή hier in prägnantem Sinne, etwa wie Thuk. I 70 8), aber außer dieser Benennung ist nichts Schönes daran.

hat erstlich den schönsten Namen von allen, Isonomie (dh. Gleichheit vor dem Gesetze)', wo er schwerlich den bloßen Klang des Wortes meint; so Euripides:[1] 'der Mittelstand trägt zunächst schon im Namen den Sieg davon, wenn man ihn ausspricht', dh. schon das Wort zu hören ist ein (geistiger, nicht sinnlicher) Genuß. Ebenso ist der Ausspruch einer Hausfrau zu deuten, die nach Anhörung eines ihr neuen Suppenrezeptes sagt: 'Das Suppenrezept klingt gut.' Ein Philologe[2] schreibt: 'Trost ist ein absurdes Wort.' Der in der Verbannung unter Barbaren lebende Ovid nennt diese Völker, die Bessen und Geten, 'Namen, die seiner Dichtung unwürdig seien.'[3] Bei demselben Ovid[4] klagt die um ihren abwesenden Gatten trauernde Laodameia:

Ilion, Tenedos, Xanthus, der Simoisfluß und der Ida —
Namen, wo fast schon der Klang selber mir Schrecken erregt.

Das heißt wohl: mit dem Hören dieser Namen ist der Schrecken so eng verbunden, daß es fast scheint, als läge das Schreckenerregende im Klange unmittelbar, so daß zB. auch, wenn vom Manne Xanthus gesprochen wird, Laodameia erschrickt. Damit vergleiche man Schillers Äußerung: 'Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern' und das Homerische Wort[5] 'die unnennbare Unglücksilios', weil wegen des an den Ort sich knüpfenden Unglücks schon die Nennung des Namens gleichsam ein böses Omen ist und Schauder einflößt. Bei demselben Dichter lesen wir 'das Todeslos mit seinem widerwärtigen Namen',[6] wo wir 'unselig' sagen, wie Hekabe[7] den Griechen einen widerwärtigen Namen zuschreibt, und ebenso bei Vergilius[8] 'was die Allia, ein unseliger Name, trennt', weil dort die Römer eine schwere Niederlage erlitten hatten.[9]

---

[1] Med. 125. [2] JAHartung, Einl. zu Eurip. Bacch. S. 10. [3] Trist. III 10 6; vgl. nomen ipsum bei Cic. Pro SRosc. 28 u. 85; hoc poetae nomen Pro Arch. 19. [4] Heroid. 13 54. [5] Od. XIX 260 *Κακοΐλιον οὐκ ὀνομαστήν* mit Ameis' Anm. [6] Il I 225. XII 116 *μοῖρα δυσώνυμος*. [7] Il. VI 255. [8] Aen. VII 717. [9] Ähnlich ist wohl auch das Homerische *θάνατος δυσηχής* (Il. XVI 442 uö.) zu deuten, das Ameis und Autenrieth 'arg tosend' übersetzen, während Passow sagt: 'der Tod, von dem man ungern hört' und ähnlich Jacobitz und Seiler.

Anderswo wird durch die Umschreibung mit dem Worte 'Name' das Sein, die Existenz ausgedrückt: man denke nur an das eben erwähnte 'alles was Namen hat'. Auf den Iguvinischen Tafeln heißt es wiederholt: 'Sei gnädig der Burg Fisia, der Stadt Iguvium, dem Namen der Burg, dem Namen der Stadt', und 'dich ruf ich an für die Burg Fisia, für die Stadt Iguvium, für den Namen der Burg, den Namen der Stadt'.[1] Und bei Ovid[2] steht das Wort Name, wie öfter, um als Apposition den Begriff des Dinges selbst zu erläutern: 'mein redlicher Vater und das einst von ihm beherrschte Land —die teuern Namen—sind durch mich verraten worden'; und an einer andern Stelle,[3] wo er die epische Dichtung mit der erotischen vertauscht: 'Fahret hin, ihr berühmten Namen der Heroen'. Bei demselben Dichter bedeutet nomen amantis[4] den Namen einer Liebenden und zugleich die Liebe, nomina sanguinis[5] den Namen 'Bruder, Schwester' und zugleich die Blutsverwandtschaft, duo nomina,[6] eigentlich 'zwei Namen', bezeichnet den Umstand, daß Althäa Mutter und zugleich Schwester ist; Romanum nomen,[7] 'der römische Name', bezeichnet 'alles, was römisch heißt', das Römertum; von regium nomen 'der königliche Name' bei Cicero[8] sagt Halm, es sei der Sache nach so viel wie reges 'Könige', und bei Euripides[9] bedeutet das Wort für Name, ŏnŏmă, 'Person'. Ähnliches findet sich auch im Deutschen, wofür Grimms Wörterbuch unter 'Name' viele

[1] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1875 314 und dazu Franz Bücheler ebd. 321: deos Umbri precantur ut servent nomen Iguvinum. [2] Heroid. 10 70, vgl. Mart. XI 5 5 veteres, ingentia nomina, patres. [3] Am. II 1 36 [4] Met. I 474. [5] Met. IX 467. [6] Met. VIII 464; vgl. 508; über diese beiden Stellen spricht FWSchmidt De ubertate Soph. I 6. Soph. Ant. 53 heißt es von Jokaste: μήτηρ καὶ γυνή, διπλοῦν ἔπος, weil sie zugleich Mutter und Gattin des Ödipus war. [7] Met. I 201 uö., vgl. auch populi Romani nomen Cicero pSRosc. 50 mit den Erklärern; etwas verschieden ist le nom romain bei Racine Mithr. III 1 60. [8] Pro rege Deiot. 40; vgl. Lael, 19 amicitiae nomen tollitur; Liv. VII 18 6 imperii nomen mit Weißenborns Anmerkung; VII 7 4 Hernicum nomen; VII 17 6 nomen Etruscum; XXIII 43 11 Italicum nomen mit Wölfflins Anmerkung und das sehr häufige Latinum nomen. [9] IT. 663.

Belege giebt, darunter aus Schiller[1] 'Platz dem Namen des Herzogs!' (=dem Herzoge), aus Ranke 'Zusammenkunft, in der doch endlich einmal der protestantische Name sich zu einem männlichen Beschluß vereinigte'. 'Der deutsche Name darf nirgends ungestraft beleidigt werden' sagt die Gartenlaube.[2] 'Im Namen des Königs' ist fast so viel wie 'in der Person des Königs',[3] und Franz Harder sagt in seinem trefflichen Buche 'Werden und Wandern unserer Wörter':[4] 'der Veitstanz wird wohl deshalb nach dem heiligen Veit benannt sein, weil dessen Name als Schutz gegen diese Krankheit angerufen wurde.' So ferner Johann Rists bekanntes Kirchenlied 'O Ewigkeit, du Donnerwort' und das Heckerlied roten Andenkens 'Es klingt ein Name stolz und prächtig im ganzen deutschen Vaterland'. Ein Volksrätsel auf die Biene lautet:[5] 'Lieblich ist mein Name, süß die Frucht meiner Arbeit, gefährlich meine Rache.' Und die volkstümlichen Bezeichnungen Mannsen und Weibsen sind ja entstanden aus Mannesname und Weibesname.[6] Auch in Macphersons Ossian heißt es 'Wes Name klang schöner an dem Berg?'[7] Umgekehrt wird auch das Ding genannt, wo bloß dessen Name gemeint ist: 'Du bist in die Liste eingetragen' statt 'dein Name'[8] uä., und die lateinische Sprache behandelt zB. das Wort Schwester gerade so, wie die Schwester: sie sagt delere sororem, wörtlich 'die Schwester vernichten' für 'das Wort Schwester ausstreichen'.[9]

---

[1] Fiesco, 1. Aufz. 6. Auftr. [2] 1889 Nr. 16 S. 274. [3] So auch im Griechischen: Diod XVIII 57, 3 *ἐκ τοῦ τῶν βασιλέων ὀνόματος*. [4] 2. Aufl. Berlin 1896 S. 142. [5] Simrocks Rätselbuch II Nr. 42. [6] Grimms Wörterbuch unter Mannsen. 'Mannesname' kommt in dieser Bedeutung noch vor 1. Mose 17, 23 und 27. [7] Fingal I. [8] So auch im Lateinischen und Griechischen: Halm zu Cic. Pro Arch. 11 in beneficiis ad aerarium delatus est; Lysias 16 13 *ἐξαλεῖψαί με ἐκ τοῦ καταλόγου*. [9] Ovid Met. IX 528, vgl. V 402. Nauck zu Soph. Ant. 31 f. *λέγω γὰρ κἀμέ* hebt hervor, daß 'die Alten es lieben, Worte, die sie nur als solche anführen, doch der Struktur anzupassen, wie *ὅταν Γάιον γράφῃ τις* 'wenn einer den Namen Gaius schreibt' uö. Ausnahmen, wie Soph. Ant. 567 *ἥδε* sind nicht häufig.

7.
Die hohe Bedeutung des Namens.[1]

Von der oben erwähnten Wurzel gnā, 'erkennen', sind nun die griechischen und lateinischen Wörter für 'entstehen', gígnesthai und nasci, abgeleitet, von deren letzterm auch das Wort Natur stammt. Ein bedeutender deutscher Philologe,[2] der diese Thatsache erwähnt, bemerkt darüber: 'Es spricht sich in den urältesten Wortformen, wie ich glaube, die tiefe Ahnung aus, daß dem Werden und dem Erkennen dieselben Gesetze zu Grunde liegen und nur diejenige Erkenntnis der Dinge eine wahrhaft begründete ist, welche sie aus ihren Ursachen herzuleiten weiß'.[3] Diese Folgerung ist durchaus richtig; die idealistische Philosophie aber darf einen noch tiefern Wahrheitsgehalt, sie darf eine Bestätigung eines ihrer wesentlichsten Grundsätze in dieser Thatsache erblicken, daß nämlich Erkennen und Entstehen nur zwei Seiten eines und desselben Vorganges sind, daß kein Ding ist, das nicht erkannt werden könnte und von irgend einem Geist auch wirklich erkannt wird. Als zwei Seiten desselben Vorganges stellt die Sprache diese Begriffe auch äußerlich hin, insofern die Zeitwörter für erkennen, griechisch gignóskein und lateinisch noscĕre, aktive, die für entstehen, gígnesthai und nasci, passive Form haben. Daß die eben ausgesprochene Folgerung wirklich daraus gezogen werden darf, beweist die deutsche Sprache, die in höchst bedeutsamer Weise, wenn ich nicht sehr irre, die Wörter 'denken' und 'Ding' von derselben Wurzel ableitet: wie nämlich durch Stechen ein Stich entsteht, so entsteht durch Strecken ein Strick, durch Hetzen eine Hitze, durch Wetzen ein Witz,[4]

---

[1] Kristoffer Nyrops Buch Navnats magt, Kopenh. 1887 ist mir nicht zugänglich gewesen. [2] Johannes Classen, Zur Geschichte des Wortes Natur 7; vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl. 626 zu Anf. [3] Vgl. auch Grimms Wörterbuch V 534 unter 3 und 4. [4] Hetzen und Hitze sind vielleicht nicht gleichen Stammes, denn hetzen bedeutet 'hassen machen', aber ich brauche es nicht mit Beispielen zu belegen, daß es auch, und vorzugsweise, gebraucht wird in der Bedeutung 'durch Jagen in Hitze versetzen'; ähnlich steht es mit Witz, das mit

durch Setzen ein Sitz, durch Stellen eine Stille, durch Rennen eine Rinne, durch Renken ein Ring, durch Denken ein Ding.[1] Die deutsche Sprache, die man als die philosophische schlechthin bezeichnet hat, faßt also das Ding als ein durch das Denken Entstehendes in voller Übereinstimmung mit der idealistischen Philosophie. Daß aber 'sein' und 'benannt werden' Wechselbegriffe sind, deren einer für den andern gesetzt werden kann, ward oben gezeigt.[2] Worauf es bei der Benennung ankommt, zeigt die lateinische Sprache deutlich auch in ihrem Worte für 'benennen' nuncupare, das entstanden ist aus nomine capere 'vermittelst der Benennung erfassen'. Daher sagt denn auch Max Müller[3] mit großem Recht: 'der erste Schritt zu dieser wirklichen Erkenntnis, ein Schritt, welcher, obgleich scheinbar klein, doch den Menschen auf ewig von allen andern Tieren scheidet, ist der, dem Außendinge einen Namen zu geben und es somit erkennbar zu machen. Alles Benennen ist Klassifikation, Einordnen des Individuellen unter das Generelle.' — Das Volk freilich geht hier zu weit. Bei Platon[4] meint Kratylos, wenn einer den Namen wüßte, wüßt er auch die Sache. Sokrates aber widerlegt das. Das Volk teilt den Wahn des Kratylos.

'wissen' verwandt ist: aber alle Sprachen und alle Philosophen bezeichnen das Wesen des Witzes durch 'scharf' und seine Synonyma, so daß ich mich berechtigt glaube, diese Wortpaare hier mit aufzuführen. Findet ursprüngliche Verwandtschaft nicht statt, so hat die Sprache in ihrer Entwickelung, bewogen durch die Verwandtschaft der Begriffe, auch eine lautliche Anähnlichung vollzogen, wie wir oben S. 61 dieselbe Erscheinung gefunden haben bei 'kribbeln und wibbeln' und 'krimmeln und wimmeln.' [1] Damit steht nicht im Widerspruch, daß Weigand, Wörterbuch I 248 'Ding' von einem verlornen ahd. dinkan, agſ. þingan, 'mit Worten erheben, verherrlichen' (man vergleiche praedicare) ableitet, wonach 'Ding' ursprünglich 'Besprechung' sei. Auch Grimm, Gramm. II 37, teilt 'Ding' dem agſ. þingan, gravescere, zu mit der Bedeutung res gravis, litigium und Herbert Baynes führt in der Ztschr. f. Völkerpsych. 15, 279 beide Wörter ausdrücklich auf dieselbe Wurzel zurück Franz Linnig, Bilder zur Geschichte d. dtschn. Spr. 417 möchte 'denken' auf die Wurzel tan 'anstrengen' zurückführen; mir ist das nicht wahrscheinlich. [2] S. 95 Anmerkung 2. Vgl. auch S. 22 und 29 über sein und heißen. [3] Vorlesungen über d. Wiss. d. Sprache, 2. Aufl. I 333. [4] Cratyl. 435 ff.

Daher kommt es öfter vor, daß zB. Leute, die viele Pflanzen benennen können, sich für Pflanzenkenner, für Botaniker halten.

Daß im Alten Testamente 'benennen' so viel ist wie '(durch Erkennen) beherrschen' lehrt die Vergleichung von 1. Mose 2, 19 'Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete' mit 1. Mose 1, 28 'Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriechet.' Ja im Alten Testament scheint 'benennen können' geradezu für 'geschaffen haben' zu stehen: Psalm 147, 4 Er zählet die Sterne und nennet sie alle mit Namen. Jes. 40, 26 Wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, der sie alle mit Namen rufet?

Auch sonst noch wird die Anschauung, daß 'sein' und 'benannt werden' eines und dasselbe ist, durch den Volksglauben bestätigt. Zunächst sei erwähnt, daß das Volk in der Sprache, nicht in der Vernunft, das den Menschen von den andern Geschöpfen unterscheidende Merkmal sieht. Die Vernunft ist ihm zu entlegen: es hält sich an das sinnlich Wahrnehmbare. Daß der Mensch, auch wenn er ohne Zunge geboren wäre, sich vermöge seiner Vernunft eine Sprache schaffen würde, das kommt dem Volke nicht zum Bewußtsein: in die Zunge legt es die Fähigkeit des Sprechens, wie anderswo in die Augen das Wesen des Schlafes. In der jüngern Edda heißt es von Odin: 'Er hatte auch zwei Raben, welche er das Sprechen gelehrt hatte: diese flogen weit umher in der Welt und sagten ihm viel Neues.'[1] Und in der Ilias[2] verleiht Hera dem Rosse des Achilleus, Xanthos, Sprache, jedoch nachdem es dem Achilleus einen frühen Tod geweissagt hat, wird ihm diese Sprache von den Erinnyen, den Hüterinnen der Weltordnung, sofort wieder entzogen. In Grimms Märchen Von dem Fischer un syner Fru[3] bittet der gefangene Butt den Fischer ihn frei

[1] Simrock, Myth. 264. [2] XIX 407—18. [3] I Nr. 19 S. 100.

zu lassen, und der antwortet, er brauche nicht viele Worte zu machen: einen Butt, der sprechen könne, hätte er doch wohl schwimmen lassen. Im Märchen von der Gänsemagd[1] giebt die Königin ihrer Tochter ein Pferd zur Reise, das Falada hieß und sprechen konnte: sprechen ist eben dem Volke gleichbedeutend mit 'vernünftig reden'. Darum nannten die alten Skandinavier die Tiere die nicht redenden, omaelandi[2] und das deutsche Wort 'dumm' hat zugleich die Bedeutung 'stumm'[3] und beide Bedeutungen hat auch das griechische álogos. So viele andre Beispiele. Man vergleiche auch die lustige Geschichte vom Star von Segringen bei Hebel,[4] und daß das Volk ausdrücklich Vernunft und Sprache trennt, beweist die jüngere Edda,[5] wo es heißt: 'Als Börs Söhne am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen sie und schufen Menschen daraus. Der erste gab Geist und Leben, der andre Verstand und Bewegung, der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht.'

Besonders aber beachte man folgendes. Wie sehr dem Volke Namengebung mit Schöpfung gleichbedeutend ist, zeigt deutlich die Sage der Inkaperuaner, bei denen der Weltschöpfer Viracocha zuerst steinerne Menschen bildet; dann läßt er diese durch seine Begleiter beim Namen rufen und so entstehen lebendige Menschen.[6] Und bei ERöth[7] lesen wir: 'Zoroaster denkt sich den Schöpfungsakt nicht bloß durch das Sprechen der Urgottheit vermittelt, wie auch in andern sinnlich auffassenden Glaubenskreisen geschieht, . . . sondern er denkt sich auch das ausgesprochene schöpferische Wort als ein selbständiges geistiges und göttliches Wesen. . . . Dieses Schöpferwort, Honover, kommt in den Zendschriften oft vor und wird gleich den andern göttlichen Wesen angerufen.'

---

[1] Edd. II Nr. 89 S. 13. [2] JGrimm, Über den Ursprung der Sprache 31. [3] Ebendas. 32 und Grimms Wörterbuch II 1513 unter 6. [4] Schatzkästlein, Sedezausg. S. 223. [5] Simrocks Edda 1. Aufl. 247. Desselben Deutsche Myth. 1. Aufl. 32; 6. Aufl. 34. [6] GMüller-Frauenstein, Wie malen sich die Naturvölker den Anfang und das Ende der Menschen aus? in der Prager Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 122 S. 7. [7] Geschichte unsrer abendländ. Philosophie I 395 f.; Bastian in der Zeitschrift für Völkerpsych. V 174.

Ferner sagt Jakob Grimm[1]: 'Es war Sitte, daß, wer Namen erteilte, ein Gabe folgen lassen mußte.' (Man denke an unsre Patengeschenke.) Ich glaube dies so fassen zu müssen, daß auch hier der Benannte gewissermaßen als des Namengebers Geschöpf galt, das nicht unausgestattet in die Welt gehen durfte. Auch bei gewissen wilden Völkern übernimmt der Namengeber gewisse Pflichten gegen den Benannten.[2] Die hohe Bedeutung des Namens zeigt sich ferner auch darin, daß es in mehreren Gegenden Deutschlands für unheilvoll gilt den gewählten Namen schon vor der Taufe bekannt zu machen;[3] vor der Namengebung heißt das Kind in Samoa 'Koth des Familiengottes',[4] in Gerbstädt im Mansfeldischen 'Taubendreckchen', wie mir an Ort und Stelle gesagt worden ist; erst der Name verleiht Individualität: Kinder, die vor der Namengebung gestorben sind, schweifen ruhelos als Irrlichter oder ähnlich umher;[5] ferner darin, daß man, wo eine ausgebildete Religion besteht, die Aufgabe, die Handlung der Namengebung zu vollziehen, fast stets in priesterliche Hände legt[6] und daß diese Handlung eine feierliche ist;[7] sodann darin, daß man einem Kinde nicht den Namen eines gestorbenen Geschwisters geben darf, damit es nicht gleichfalls sterbe.[8] Dagegen ist in Wenkheim auffallenderweise die Sitte allgemein, wenn ein Kind stirbt, dem nächsten, das zur Welt kommt, dessen Namen zu geben, in mehreren Fällen sogar, wenn dies wieder gestorben ist, einem dritten. Die Namengebung aber ist dem Volke bei der Taufe die Hauptsache; die Aufnahme ins Christentum steht erst in zweiter Linie. Daher bedeutet 'taufen' in übertragener Bedeutung (Schiffstaufe usw.) 'mit einem Namen ausstatten' und weiter nichts, und dieser Umstand zeigt, wie wichtig dem

---

[1] Deutsche Myth. 97; vgl. Weinhold, Altnordisches Leben 263. [2] HPloß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker 2. Aufl. 162; Sigmund Levi, Vorname und Familienname im Recht, Gießen 1888, S. 1 u. 2. [3] HPloß aaO. [4] Ebd. 168. [5] Mitteilungen der schles. Gesellschaft für Völkerkunde I 31. [6] Ebd. 164. [7] Ebd. 164 ff. [8] Ebd. 188 f. IvZingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes S. 9 Nr. 76.

Volke der Name ist. Den Volksglauben giebt jedenfalls auch Euripides[1] wieder, wenn er Iphigeneia den zum Opfertode bestimmten Orestes nach seinem Namen fragen und diesen sich weigern läßt ihn zu nennen, indem er sagt: 'Man kann mich nicht verhöhnen, sterb ich namenlos.' Der Name des Orestes konnte auch im Auslande nicht ganz unbekannt sein, schon weil er der Sohn Agamemnons war.[2] Zu den körperlichen Leiden, die man ihm anthun wollte, konnte noch Beschimpfung seines Namens kommen, wenn dieser bekannt ward. Es läßt sich aber annehmen, daß auch ein unbekannter Mensch in allen Zeiten unter gleichen Verhältnissen seinen Namen würde verschwiegen haben, da wir es hier eben mit einem Glaubensartikel zu thun haben, wie denn ein deutsches Volkslied anfängt:

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein goldenes Haus,
Da schauen all Morgen und Abend
Drei schöne Jungfrauen heraus;
Die eine heißet Susanne,
Die andere Anne Marei,
Die dritte, die darf ich nicht nennen,
Die soll mein eigen sein.[3]

Und in einem andern Volksliede[4] heißt es:

Die Dritt hat keinen Namen,
Die soll des Jägers sein.

Ganz ähnlich ist eine Stelle der ältern Edda; dort wird zu Anfange des Liedes von Fafnir erzählt, Sigurd habe dem Fafnir das Schwert ins Herz gestoßen, darauf habe Fafnir jenen nach seinem Namen gefragt. Dann heißt es: 'Aber Sigurd verhehlte seinen Namen, weil es im Altertum Glauben war, daß das Wort eines Sterbenden viel vermöchte, wenn er seinen Feind mit Namen verwünschte.' Wenn ich einen verwünsche, dessen Namen ich nicht kenne, so ist meine Verwünschung gegenstandlos, sie kommt nicht an ihre Adresse, ich weiß nicht, wen

[1] IT. 502. [2] Das setzt auch Euripides selbst voraus: s. Vers 1318 mit Hermanns Anmerkung. [3] Ich gebe diese Strophe des sehr verbreiteten Liedes nach der Fassung des sehr zuverlässigen Lahrer Kommersbuches. [4] Des Knaben Wunderhorn 227 Recl.

ich verwünsche: mein Thun hat demnach keine Bedeutung. Daher wird die Verwünschung erst wirksam mit Nennung des Namens, wie denn auch in Kleists 'Familie Schroffenstein' gleich zu Anfange Rupert seinen Sohn Ottokar ermahnt bei seinem Racheschwur den Namen dessen, dem die Rache gilt, nicht unausgesprochen zu lassen. Und nach einer ausdrücklichen Bemerkung des Aristoteles[1] ist die Rache erst dann vollkommen, wenn der Bestrafte weiß, von wem und weshalb er gestraft worden ist. Daher kann Odysseus[2] nicht widerstehen dem Polyphemos, dem er sich früher als 'Niemand' vorgestellt hatte, vom Schiff aus seinen wahren Namen zuzurufen. Freilich wird dadurch auch Polyphemos' Gebet um Rache desto wirksamer und geht buchstäblich in Erfüllung. Als derselbe Odysseus nach seinem Schiffbruch schwimmend eine Flußmündung erreicht, fleht er den Flußgott an:[3] 'Höre mich, Gott, wer du auch seist' usw. Diese letzten Worte zeigen, daß er sein Gebet für wirksamer halten würde, wenn er den Namen wüßte. Für diese Wendung aber finden sich in den Bitten und Gebeten der Alten unzählige Beispiele, daher wohl auch die Redensart 'Ich bin ein Schurke meines Namens, wenn' usw. Auch bei Zaubereien und Behexungen, soweit diese durch Worte ins Werk gesetzt werden, war der Name des zu Behexenden erforderlich. Solche Zaubereien werden zB. von Tacitus[4] beim Tode des Germanikus erwähnt und dabei wird angeführt, daß der Name des Germanikus auf Bleitafeln eingegraben ward. Deshalb verhehlen gewisse Indianer Nordamerikas ihren Namen auf das sorgfältigste und gebrauchen untereinander nur Spitznamen.[5] Im Juni 1897 spielte sich in Stuttgart ein Hexenprozeß ab, über den der Dresdner Anz.[6] berichtet: 'Der Besitzer der Wirtschaft zum Waldhorn in Wimsheim bei Leonberg, Matthias Gentner, hat eine Tochter, ein dreizehn Jahre altes hysterisches Mädchen.

[1] Rhet. II 3 16. Vgl. Racine, Androm. IV 4, 15 f., die Litteratur über die Wirkung des Fluches findet man verzeichnet in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1893 S. 374 Anm. 8. [2] Od. IX 502 ff.; vgl. 366. [3] Hom. Od. V 445. [4] Ann. II 69. [5] Zeitschrift für Völkerpsych V 176. [6] 1897 Nr. 172 S. 28b.

Da deren Krankheit den Wimsheimer Bürgern höchst seltsam vorkam, hielten sie das Mädchen für verhext ... Nach der Schilderung von Zeugen ist in Wimsheim wie in andern Orten der dortigen Gegend noch allgemein der Glaube verbreitet, daß in Wimsheim und Umgebung eine ganze Reihe von Hexen und Hexenmeistern leben ... Als Hauptmittel gegen die Verhexung gilt der Hexenbanner ... Der Name des Hexenbanners konnte nicht ermittelt werden; die Leute halten ihn streng geheim, da sie glauben, die angewandten Hilfsmittel haben keinen Wert mehr, sobald des Hexenbanner Name genannt werde.' Nicht minder dürfte die Satire ohne Namensandeutung wirkungslos sein. Ludwig Steub[1] spricht von Adolf Pichlers Epigrammen und sagt: 'Den unliebsamen Häkeleien, denen damals selbst Schiller und Göthe nicht entgangen sind, sucht unser Dichter dadurch auszuweichen, daß er seine Opfer nicht nennt und auch sonst nicht bezeichnet, sondern statt der Adresse lediglich drei Sternlein setzt. "Leute," meint er, "die keine Individuen sind, verdienen keinen Namen; die Peitsche trifft sie doch, weil sie eben in der Gattung mitlaufen." Ein dunkler Spruch, der fast allzu vorsichtig klingt. Mir bangt um den Erfolg!' Deshalb lesen wir auch Ovids Satire Ibis mit nur geringem Genuß, weil wir nicht wissen, wer der Verspottete ist.

Was nun bei Dingen der Name, etwas Ähnliches ist bei Summen der Zahl. Wie dem Volke das Kennen des Namens zur Erkenntnis des Dinges genügt, so vielfach das Wissen der Zahl für die Sicherheit der gezählten Gegenstände. 'Nun aber sind die Haare auf euerm Haupte alle gezählet' heißt es in der Bibel.[2] Dieser Glaube ist weit verbreitet. Dasselbe hat dem Catullus vorgeschwebt im fünften Liede:

Liebste, küsse mich tausendmal und hundert,
Dann ein anderes tausendmal und hundert,
Und so immer ein tausendmal und hundert.
Dann, wenns Tausende sind genug, verwirren
Wir sie alle, daß keins die Summe wisse,
Und kein Neidischer unser Glück verderbe,
Wenn er sämtlicher Küsse Zahl gefunden.

---

[1] Allg. Ztg. 1879 Nr. 145 S. 2122. [2] Matth. 10 30.

Und im siebenten Liede:

> So viel Küsse von dir zu küssen wäre
> Gnug und übergenug für meinen Wahnsinn,
> Die kein lauschendes Auge zählen möchte,
> Noch ein tückischer Zaubermund berufen.

Damit vergleiche man, was Homer sagt:[1]

> Fleht ihr Anderen Zeus, dem waltenden Sohne des Kronos,
> Vor euch selbst in der Stille, damit nicht hören die Troer;
> Oder mit lautem Gebet, denn niemand fürchten wir wahrlich!

Gegen diese Zuversicht auf das Wissen der Zahl und damit auch gegen den Nutzen des Verheimlichens dieser Zahl lehnt sich freilich ausdrücklich das Sprichwort auf 'der Wolf frißt auch die gezählten Schafe', in welchem beim Volke einmal der Verstand gegen einen verbreiteten Wahn zu Felde zieht. Das Gefühl der Sicherheit hat hier klärlich seinen Grund in nichts Besserm, als daß man sich jederzeit vergewissern kann, ob die Zahl vollständig ist.[2] Ja in den Cevennen verbietet der Volksglaube sogar das Zählen: wer seine Lämmer zählt, läuft Gefahr, sie vom Wolf gefressen zu sehen.[3]

Für die hohe Bedeutung aber, die das Volk dem Namen beimißt, zeugt auch die Bitte 'Geheiliget werde dein Name',[4] zeugt ferner der Umstand, daß die alten Hebräer beim Eide den Namen des Jehovah, den sie sonst auszusprechen sich scheuten, voll aussprechen mußten. Jene Scheu erklärt Chrn. Herm. Weiße[5] so: der Ursprung des Jehovahnamens fällt in eine Zeit, wo der Gott des Volkes Israel im Bewußtsein dieses Volkes selbst noch seine Rivalen an andern Göttern hatte. Nur allmählich konnte das Gottesbewußtsein alle Anklänge des Polytheismus von sich abstreifen. In dem Maße, als seine Entwickelung diesem Ziel sich näherte, fand sich eine Scheu ein den eigentlichen Gottesnamen auszusprechen. In der Kabbala ist

[1] Il. VII 194 ff., womit man wieder Tib. II 1 83 ff. vergleichen möge. [2] Vgl. Hom. Od. XIII 215 f. [3] Paul Sartori in der Zeitschr. Am Ur-Quell VI 10, der viele Beispiele von der Schädlichkeit des Zählens zusammenstellt. [4] Über das Geheimnisvolle in dieser Bitte vgl. namentlich Matth. Claudius, Gothaer Ausg. II 273 f. [5] Philos. Dogmatik § 371.

diese Scheu bis zur ausdrücklichen Namenlosigkeit Gottes fortgegangen.' Und über die Heiligkeit des Gottesnamens sagt derselbe Weiße,[1] daß mit dem Ausdruck Name der Gottheit, göttlicher Name überall in der heiligen Schrift die Offenbarungsthatsache selbst bezeichnet werde. Man hat ein Bewußtsein darüber, 'daß der Begriff der Gottheit, in den Laut eines Namens gefaßt, eben dadurch für die, so diesen Namen vernehmen, zum Inhalt einer lebendigen Anschauung oder Vorstellung wird . . .' Nicht bloß der Gottesname selbst, sondern auch der Name des Namens (vgl. oben S. 102 über das Honover Zoroasters) ist heilig und bedeutsam. '3 Mose 24, 11 und 5 Mose 28, 58 scheint der "Name" geradezu für Gott gesetzt zu sein, und wenn 1 Kön. 8, 16 f. von dem Namen Gottes gesagt wird, daß er im Gotteshause wohnen soll, . . . so wird man dadurch die Bedeutung des Namens sicherlich nicht geschmälert finden. . . . Jehovah selbst giebt seinem Namen die Ehre (Psalm 115, 1). . . . Weish. 14, 27 heißen die Götzen der Heiden namenlos (Luther übersetzt hier 'schändlich', Hiob 30, 8 sagt er 'Söhne der Ehrlosen' statt 'der Namenlosen'); da nun aber nirgends namenlose Heidengötter vorkommen, so kann das namenlos hier nur die Bedeutung von 'nichtig' haben.[2] Dem gegenüber 'ist der Israelit sich bewußt in dem Namen seines Gottes den zusammengefaßten Ausdruck für die charakteristische Bestimmtheit oder Beschaffenheit dessen zu besitzen, der mit diesem Namen bezeichnet wird. . . . Auf diese Bestimmtheit kommt es ihm an, nicht auf den sinnlichen Laut;[3] dieser Name bleibt, auch wenn der äußerlich hörbare Name wechselt.' Nicht liegt die Bedeutung des Namens Gottes 'etwa in dem Aberglauben, der in den sinnlichen Laut dieses Namens eine wunderbare, magische Kraft hineingelegt haben soll.'

Mit dieser Bedeutung des Jehovahnamens bei den Hebräern stell ich zusammen, daß auch die Samojeden den Namen ihres höchsten Gottes nicht aussprechen,[4] daß in Rom kein Mann

[1] Ebd. § 372. [2] Eine neue Bestätigung für die Einerleiheit von benannt werden und sein. [3] Vgl das oben S. 97 Gesagte.
[4] Bastian in der Zeitschrift für Völkerpsych. V 176.

den Namen der Bona Dea (dh. 'Gute Göttin') erfahren durfte;[1] daß auf den Inseln Samothrake und Imbros die Namen der dort verehrten Kabeiren geheim gehalten wurden;[2] ferner die von mehreren römischen Schriftstellern überlieferte Nachricht von einem geheimen Namen Roms, den die Priester in den heiligen Büchern bewahrten und den auszusprechen als schwere Sünde gegolten habe.[3] Anderseits strebte die von Chaitanya im sechzehnten Jahrhundert in Bengalen gestiftete Sekte der Bhakti nach der Vereinigung mit der Gottheit durch stetes Aussprechen des Namens.[4] — Auch Schicksale und geistige Eigentümlichkeiten haften am Namen. Im Mittelalter hielt man die, die den Namen Petrus führten, für sonderbare Käuze und schlechte Menschen. Das ging so weit, daß man in Erfurt beschloß keinen dieses Namens in das Ratskollegium noch als Ratsmeister oder Bürgermeister zuzulassen.[5] Hunde, die vom Fließenden den Namen haben (Wasser, Strom usw.), sind geschützt gegen Hexerei.[6] Das Märchen vom dummen Hans bei Zingerle[7] schließt mit den Worten: 'Ob Hansel gescheiter geworden, weiß ich nicht. Möcht es aber schon nicht gerne glauben, weil er Hansel geheißen.' Daher auch die Bekräftigungsformel: Wenn das nicht so und so abläuft, will ich Hans heißen. In Frankreich stehen die Namen Nicolas und Nicodème in ähnlich üblem Rufe.[8] Fritz ist nach GOrterer[9] der Name für alle bösen Buben; Lieseln sind bissig wie Kettenhunde.[10]

---

[1] Eduard Jacobi, Wörterbuch der Mythol. 245; Preller-Jordan, Röm. Mythol. 3. Aufl. I 400. [2] Jacobi 513. [3] Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1882 573. [4] Zeitschrift für Völkerpsych. V 175. [5] Reinhold Köhler in Bartsch' Germania, 19. Jahrgang 1874 426 ff. [6] Ebd. 31. Jahrg. 1886 246 Anm. Dadurch wird KAndresens (Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 181 ff.) Ansicht über den Hundenamen Wasser bestätigt. [7] Kinder- und Volksmärchen aus Tirol Nr. 50. [8] KAndresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 31. Eine reiche Sammlung von Vornamen, die als Gattungsnamen verwendet werden (ein rechter Bartel, ein richtiger Gottlieb, ein Hans Liederlich, eine Plapperliese usw.) nebst ihrer Deutung bietet Karl Albrecht, die Leipziger Mundart § 166. [9] Blätter f. d. bair. Gymnasialschulwesen XXVI 278. [10] OJiriczek in den Mitteilungen der schles. Gesellschaft für Volkskunde I S. 31 f.

Über die Wahl der Namen sagt Jakob Grimm in seiner Abhandlung über Frauennamen aus Blumen:[1] ‘Für Namen, die sie ihren Angehörigen und Bekannten beilegten, suchten die Menschen von jeher in der sie umgebenden Natur nach Gestalt und Gleichnis, wobei sie sogar wirkliche Kraft und Einfluß der gewählten Gegenstände auf das Leben selbst, wenigstens eine günstige Weissagung vorauszusetzen geneigt waren. Das neugeborne nach einem Tier oder einer Blume benannte Kind empfing dadurch gleichsam einen geleitenden Schutzengel, dessen Tugend ihm zu teil werden oder in wichtigen Augenblicken helfen konnte. Wenn nun im allgemeinen die Tiere, zumal mutige und tapfere, für männliche Namen angemessen schienen, mußten Blumen, aus denen Duft und lichte Farbe hervorgingen, zu treffender Bezeichnung der Frauenschönheit gereichen.’ Ich empfehle meinen Lesern den ganzen Aufsatz. Auch die Meinung ist ja sehr verbreitet, ‘daß man mit der Annahme des Namens eines Heiligen sich auch des besondern Schutzes desselben versichert halten könne.’[2]

Viele Völker, unter ihnen die Angelsachsen, ‘hegten bei der Namengebung die stille Hoffnung, das Kind würde sich durch seinen Namen anfeuern lassen die darin ausgesprochenen guten Eigenschaften an sich zu verwirklichen. Daher liebten sie Namen wie Ethelbert, der edle und glänzende, Edward (=Eduard) der glückliche Beschützer, Ethelfretha, die edle und friedliche, Godwin, der Gottesfreund, Edwin, der glückliche Freund, Herbert, der

---

[1] Kleinere Schriften II 382. [2] Sigmund Levi, Vorname und Familienname im Recht 3. ‘Darüber, daß die Auswahl und Beilegung der Namen von jeher bei verschiedenen Völkern als eine Sache von hoher Bedeutung für das ganze Leben des damit zu Bedenkenden gegolten hat, ließen sich aus der Litteratur zB. der orientalischen Völker viele Belege beibringen. Der dies lustricus der Römer, die (ἡμέρα) δεκάτη der Griechen (daher τὴν δεκάτην ἑστιᾶν mit den δόσεις γενέθλιαι) und das Fest der Namengebung bei den vedischen Indern (nâmakarana) böten mancherlei Vergleichungspunkte; über Form und Laut des dem Neugebornen zu gebenden Namens enthalten uralte Ritualbücher Indiens genaue Vorschriften; der Name eines Bramana vor allem soll Glück bedeuten.’ GOrterer, Blätter f. d. bair. Gymnasialwesen XXVI S. 278.

Stern des Heeres, Egbert Schwertesglanz' usw.[1] Ähnlich poetisch und glückbedeutend sind die meisten deutschen Namen, wegen deren ich auf die hübsche kleine Zusammenstellung von Hermann Voll verweise,[2] und dasselbe gilt von dem Namen der alten Griechen: Themistokles, der durch Gesetzlichkeit glänzende, Perikles, der rings berühmte, Demosthenes, Volkskraft, Theodoros, Gottes Geschenk usw., während die Römer sich durch eine entsetzlich hausbackene Namengebung auszeichnen. Häufig beziffern sie die Kinder bloß, wie das auch viele wilde Völker thun:[3] so sind alle Ordnungszahlen von zwei bis zehn unter den Namen vertreten. Auch die Vier ist nicht ausgenommen: Petreius kommt von petora=quattuor.[4] (Ähnlich verfährt das reußische Fürstenhaus in der Bezifferung seiner Heinriche.) Auch die bei ihnen beliebten Tiernamen sind so prosaisch wie denkbar: Asellus, Eselchen, Asina, Eselin, Verres, Schwein, Vacca, Kuh; besonders lieben sie es, im Eigennamen üble Eigenschaften hervorzuheben: Flaccus, der schlottrige, Brutus, der plumpe, Lentulus, Langsämchen oder vielleicht Linsenmann, Balbus, Stotterer, Lurco, Fresser usw., und noch mehr körperliche Gebrechen: Naso, Großnase, Nasica, Spitznase, Labeo, mit dicker Lippe, Capito, Dickkopf, Calvus und Glabrio, Kahlkopf, Pätus, der schielende, Varus, der krummbeinige, Turpio, der häßliche, und sehr viele ähnliche.[5] Den römischen Namen Piso, Erbsenmann, haben die Griechen mit leiser Umgestaltung und Umdeutung, — freilich ohne Berechtigung: s. S. 113 — zu Peison, 'Führer und Rater', veredelt, Bibulus, Söffel, zu Biblos, Büchermann.[6] Die römischen Frauen führten meist nur ihren Familiennamen: so heißt die Tochter eines Terentius Terentia, die eines Tullius Tullia, die eines Julius Julia: da nun der Familienname

---

[1] Ince and Gilbert's Outlines of English History 34. [2] 430 deutsche Vornamen, Leipzig 1889. Vgl. HChrSchnack, Vollständ. alphabetisch geordnete Sammlung deutscher Vor- und Taufnamen. 2. Aufl. Hamburg 1888. [3] Ploß, das Kind in Brauch und Sitte der Völker 2. Aufl. 169. [4] GCurtius, Griech. Etymologie 424. [5] Vgl. FLinnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache 357. [6] Andresen, Über deutsche Volksetymologie 4. Aufl. 23.

angeboren ist, so waren sie eigentlich namenlos: es ist, wie wenn die deutsche Tochter eines Herrn Müller bloß Müllerin (Müllern) hieße und auch von den Eltern so genannt würde. Nur selten fügten die Römer einen zweiten Namen hinzu. — Etwas ähnliches kommt vereinzelt allerdings auch bei den Griechen vor: Thukydides[1] berichtet von einem Isarchidas, dem Sohne des Isarchos. Nun bedeutet aber Isarchidas nichts andres als 'Sohn des Isarchos', folglich hatte der Mann eigentlich gar keinen Namen. — Zur Zeit des Puritanismus in England kamen frömmelnde Vornamen auf: Sir Thomas Carew, der Sprecher des Hauses der Gemeinen zur Zeit Jakobs I. und Karls I. hatte eine Frau, die Mäßigkeit hieß und seine vier Töchter hörten auf die Namen 'Geduld, Schweigsamkeit, Mäßigkeit und Klugheit.' Eine Mutter nennt ihre Tochter, ihres gerade in Amerika weilenden Gatten gedenkend, Sanfranziska.[2] — Daß man einer Person, namentlich einem Paten und dem Landesherrn zu Ehren deren Namen einem Kinde zu geben pflegt, ist bekannt und ich verweise dafür auf das oben S. 41 angeführte Lydiabeispiel. Nach ihrem Landesherrn, dem englischen König George, nannten viele Hannoveraner ihre Söhne ganz harmlos Schorse und schrieben auch so (vgl. das oben S. 90 Gesagte), und die Bauernkinder in Dobra bei Radeburg heißen nach ihrem Pastor meist Oskar oder aber nach dessen Schwester — er ist nämlich nicht verheiratet — Hulda. Bekannt ist auch der Vaterlandsfreund, der zur Zeit der Befreiungskriege seine Tochter Gneisenauette, und der andre, der sie Blücherine Landsturmine Achtzehnhundertdreizehn taufen ließ. Gesandte nennen ihre Söhne gern nach den Fürsten, bei denen sie beglaubigt sind, und in Athen nannte Kimon seinen Sohn Lakedaimonios, weil er selbst der politische Vertreter der Lakedaimonier in Athen war. Anderseits sind in Sachsen und anderswo die Standesbeamten angewiesen anstößige Namen zurückzuweisen, wie das mit den Namen Danton, Marat, Garibaldi wirklich geschehen ist.[3] Umgekehrt ist in Preußen dem

[1] I 29 2 Ἰσαρχίδας ὁ Ἰσάρχου. [2] SLevi aaO. 8 u. 15. [3] SLevi aaS. 13.

Antrag einer Bittstellerin, den ihrem Kinde von seinem Vater beigelegten Vornamen Lucifer wieder zu beseitigen, nicht stattgegeben worden,[1] mit Recht, denn die Grundbedeutung von Lucifer ist 'Morgenstern', und wie weitherzig die Behörden sind, zeigt die Thatsache, daß der Name Lassaline (so!) bei der Tochter eines Bergarbeiters unbeanstandet geblieben ist.[2] Zurückgewiesen dagegen ward der Name Barri, den ein Anhänger des Umsturzes, Namens Kade, seiner Tochter geben wollte, damit sie Barri Kade hieße. — Vollends bedarf eine freiwillige Änderung des Familiennamens in den meisten Staaten der Genehmigung des Landesherrn oder der Behörden.

Endlich bedenke man, daß das Wort Name auch in der Bedeutung Ruhm, Nachruhm gebraucht wird. Und in der That ist beim Nachruhm der Name das Beste: 'Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.' Mag ein Held noch so glänzend gefeiert werden: wenn man seinen Namen nicht weiß, so sind alle Huldigungen bedeutungslos. Das empfindet man recht, wenn man bei Ovid[3] liest: 'Großen Ruhm hat die Amme für die dargebotene Milch', wo die Amme die Wölfin ist, die Romulus und Remus gesäugt hat. Was nützt ihr der Ruhm, was nützt es ihr, daß man ihr sogar Bildsäulen gesetzt hat, da sie keinen Namen hat? Die Axt Rimegyge, das Schwert Balmung kommen uns ihr gegenüber beneidenswert vor.[4] In den Augen des echten Weisen kann natürlich der Name diesen Wert nicht haben. So sagt Uhland in dem Gedichte 'Freie Kunst':

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst.

So ferner Göthe im Faust:[5]

Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut

---

[1] Ebd. 44. [2] Dresd. Anzeiger 1. Juni 1889 S. 2b nach der Rhein.-Westf. Ztg. [3] Fasti II 422 OJiriczek in den Mitteilungen der schles. Gesellschaft f. Volkskunde I 31. [4] Daher heißt 'berühmt' bei den griechischen Dichtern ὀνομάκλυτος. [5] XI 151=XII 111 Hempel; ich habe von dieser Stelle schon S. 51 gesprochen.

und weiterhin:[1]

Faust.
Wie nennst du dich?

Mephistopheles.
Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur nach der Wesen Tiefe trachtet.

Und wieder an einer andern Stelle[2] sagt Göthe: 'Was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geisteswerk auslegen?' — Wenn dagegen Shakespeares Julia sagt:[3]

Was ist ein Name? was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften,

so waltet hier wohl weniger Weisheit als Leidenschaft. — An den Glauben des Volkes an glückliche und unglückliche Namen, einen Glauben, der mehrfach wissenschaftlich behandelt ist, will ich nur erinnern.[4]

Und nun, am Schlusse dieses Abschnittes über die hohe Achtung des Volkes vor dem Namen, noch eine Bemerkung. Wir alle, nicht bloß der Mann des Volkes, wachen sorgfältig darüber, daß Namen, besonders unser eigner, nicht entstellt werden. Es ist richtig, daß dies mit aus praktischen Rücksichten im Interesse der Genauigkeit und zur Verhütung von Mißverständnissen geschieht, aber wenn wir aufrichtig sein wollen, müssen wir gestehen, daß Entstellungen von Namensformen auch unser Gefühl verletzen, daß wir der Namensform gegenüber etwas empfinden, das ich wohl nicht mit Unrecht Pietät nenne. Der Familienname Liebenam scheint dafür zu sprechen, daß man der 'liebe Name' sagt oder sagte, wie man vom 'lieben Gott, der lieben Zeit, dem lieben Brot, der lieben Sonne usw. spricht. Wenn Kinder einander schimpfen und beschimpfen wollen, so ist das nächste, daß sie die Namen verdrehen, gleichsam als ob sie damit die Person am unmittelbarsten träfen. Ich habe mich

---

[1] Werke XI 55=XXII 45 Hempel. [2] Werke III 222=XIX S. 108 Nr. 498 Hempel. [3] 2. Aufz. 2. Auftritt. [4] RAndree, Ethnograph. Parall. 171 u. 176.

als Knabe ernstlich beleidigt gefühlt, nicht bloß wenn meine Mitschüler meinen Namen in Pole, Bulle—das wäre ja allenfalls begreiflich—sondern auch wenn sie ihn in Pulle, Puhle und ähnliche bedeutungslose Wörter verdrehten, und ebenso, wenn sie sangen:

Polle, widi wolle
Widi wokus kandolle
Widi wokus kandokus
Katholischer Polle.[1]

Ebenso, wenn sie statt Fritz mich Fritzefratz, Fritze Stieglitze nannten. Wo freilich die Absicht vorlag, mich zu beleidigen, da konnte mich diese Absicht verdrießen. Aber eine Verdrehung meines Namens aus Unkunde verdroß mich kaum minder: so wenn man Fritze, Fritzchen sagte. Das ist natürlich jetzt nicht mehr der Fall, an andern aber, und zwar an würdigen und ernsten Männern und Frauen, hab ich diesen Verdruß oft bemerkt. Von einem deutschen und wirklich gut deutsch gesinnten Schulmanne, der einen sehr schwer auszusprechenden polnischen Namen führt, weiß ich, daß er allemal sehr aufgebracht ist, wenn einer seiner Bekannten diesen Namen nicht ganz richtig ausspricht, und noch mehr, wenn er ihn unrichtig schreibt. Und auch Göthe hat das empfunden. Im zehnten Buch von 'Wahrheit und Dichtung'[2] erzählt er aus seiner Straßburger Zeit, Herder habe ihm geschrieben:

Wenn des Brutus Briefe dir sind in Ciceros Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der du von Göttern stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Göthe, sende sie mir.

'Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigennamen eines Menschen

---

[1] Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande 121 giebt eine etwas andere Form; die oben gegebene stammt aus Eisleben. In Ludwigsburg und Stuttgart heißt es:

Polle willi wolle
Williwitsch und kattolle
Williwanischer Polle.

[2] XXI 237 f.

ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.'

Und daß die alten Römer und Griechen in ihrer Unfähigkeit, ihre Zungen fremden Lauten anzubequemen, die altdeutschen Namen so übel entstellt haben, daß wir sie kaum wiederzuerkennen vermögen, daß die mit derselben Unfähigkeit wo möglich in noch höherm Grade behafteten Franzosen unsre Elsässer und Lothringer Ortsnamen so kindisch verunstaltet haben, daß sie ferner einen Aristoteles in Aristote, den Archipelagus in Archipel verhunzen und daß in diesem letzten Falle wir und die Engländer ihnen diese Barbarei nachmachen, das kann mich, ich gestehe es, noch heute aufbringen. Das ist noch schlimmer als das jetzt wohl verschwundene Apoll für Apollon und jedenfalls schlimmer, als wenn man in Kyrie eleison das eleison drei- statt viersilbig liest und singt oder gar zu zweisilbigem eleis verstümmelt. Wir Deutschen pflegen hier gewissenhaft und pietätvoll zu verfahren, wohin ich freilich nicht rechne, wenn wir uns abmühen französische Namen mit dem echten Pariser accent auszusprechen. Nur ganz wenige fremde Ortsnamen sind im Mittelalter der deutschen Zunge angepaßt worden, wie Mailand, Venedig, Kopenhagen: diese Namen sind mundgerecht gemacht worden, weil der Verkehr unserer Vorfahren mit diesen Städten schon früh sehr lebhaft war. Aber wir sagen lieber umständlich das Buch von Peters, von Friederichs, statt Peters', Friederichs' Buch, hier mit zu dem Zwecke, diese Namen von den Genetiven von Peter und Friederich zu unterscheiden; aber auch ohne solche Rücksicht sagen wir lieber der Vater von Mars, von Zeus, als Mars', Zeus' Vater, oder wir sagen gegen unsre sonstige Gewohnheit 'des Mars, des Zeus'.[1] Ich habe oben S. 128 den alten nordischen Kämpfen Skarphebdin erwähnt. Lebte dieser heute, so

[1] Vgl. Masius' Jahrbb. f. Pädag. 1876, 468.

würde er sich wahrscheinlich Skarp-heddin schreiben, um der Aussprache Skarfeddin vorzubeugen, wie die Familie vKap-herr thatsächlich den Bindestrich zu diesem Zwecke verwendet. Gustav Wustmann[1] verwirft nach Jakob Grimms Vorgange die Schreibung 'Götheſche, Heineſche Gedichte' uä. und verlangt 'Göthiſche'. Ich habe jenes 'Götheſche' verteidigt,[2] indem ich mich bestimmen ließ erstens durch die erwähnte Pietät, zweitens durch das Interesse der Genauigkeit und drittens durch die Erwägung, daß die in Frage stehende Endung heutzutage mit wenigen Ausnahmen, die ich begründe, nicht mehr isch heißt, wie im vorigen Jahrhundert, sondern sch: schreibt doch Wustmann selbst 'der Riedelsche Verein, das Triersche Institut.' Pietät wirkt auch mit, wenn viele Bedenken tragen, die Schreibung ihrer Namen zu bessern und fortfahren sich Starcke, Schwartze, Kämpff usw. zu schreiben; doch will ich dieser Pietät hiermit nicht das Wort geredet haben, am wenigsten, wenn man eine geradezu verkehrte Schreibart festhält, wie Voſſ, Pleſſen, Taeuber, sondern ich lobe Friedrich Hultsch, der das z aus seinem Namen entfernt hat: in seiner Jugend nämlich schrieb er sich Hultzsch; ich lobe KEGeorges, der seinen Namen seiner Abstammung gemäß französisch aussprechen müßte, ihn aber als echt deutscher Mann deutsch aussprach.[3] Ich sage, Pietät wirkt mit; manchmal sind andre Gründe die bestimmenden, wie bei Schepß uä. Widerwärtig aber wirkt die Pietätlosigkeit in den oben S. 124 angeführten gallisierten Namen Bohné, Ellezinguer usw. — Gegen ihre eignen Namen üben auch die Franzosen einige Pietät: ein Dorf bei Paris heißt les Silettes, der sogenannte Dativ davon—einen wirklichen Dativ haben ja die Franzosen bei Hauptwörtern nicht—heißt aber nicht aux Silettes, sondern à les Silettes, während sie le Mans für bekannt genug halten, um den Dativ au Mans vertragen zu können. Wir Deutschen sind gegen jeden Namen pietätvoll, gelegentlich wohl auch spaßhaft pietätvoll. Ein Mann schrieb den Namen meines lieben

[1] Allerhand Sprachdummheiten S. 91. [2] Lyons Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. VI (1892) S. 631 ff. [3] Vgl. das oben S. 90 über Göschen-Goschen Gesagte.

Freundes und Amtsgenossen Klein 'Gleun': der Name Klein mochte ihm für einen würdigen Mann zu wenig gewählt vorkommen. Ein Herr Pipenbrinck in Mecklenburg—er selbst hat es meinem Gewährsmanne erzählt—fand auf der Schneiderrechnung seinen Namen 'Pfeifenbrinck' geschrieben. Auf seinen Einwand, er heiße Pipenbrinck, sagte der Schneider: 'Ja, dat seggt mar woll, aber man schrieft dat doch nich.' Den Kammacher Niehus in Eisleben nannten viele Leute Neuhaus. Ein deutscher Fürst fragt einen Offizier nach seinem Namen. Dieser antwortet: 'Frosch.' 'Bitte wie?' 'Ich heiße Frosch.' 'Ich bedaure, Sie noch einmal um den Namen bitten zu müssen.' 'Frosch.' 'Verzeihen Sie, ich verstehe immer Frosch.'

8.

Die Macht der Kenntnis des Namens.

Zuletzt nun wollen wir noch eine Wahrheit betrachten, die aus den Volksanschauungen über das Verhältnis des Namens zu dem benannten Gegenstande sich ergiebt. 'Mit des bösen Geistes Namen vernichtet man seine Macht' sagt Jakob Grimm,[1] wozu die oben erwähnte Scheu der Juden ein interessantes Gegenstück bildet. Bekannt ist das Märchen von Rumpelstilzchen:[2] Eine arme Müllerstochter wird vom König in eine Kammer mit Stroh gesperrt und soll das Stroh zu Gold spinnen; wenn sie das kann, soll sie seine Gemahlin werden. Sie kann es nicht, und auf ihr Jammern tritt ein Männlein herein und spinnt ihr das Stroh zu Gold, nachdem sie ihm ihr erstes Kind versprochen hat. Als das Kind geboren war, kommt das Männlein, um es zu holen, doch läßt es ihr drei Tage Zeit: wenn sie bis zu deren Ablauf seinen Namen erfahren habe, solle sie das Kind behalten. Aber soviel Namen sie ihm auch nennt, der seinige ist nicht darunter. Endlich am dritten Tage belauscht einer der nach neuen Namen ausgesandten Boten das Männlein, wie es tanzt und singt:

---

[1] Myth. 318. [2] Grimm, Kinder- und Hausmärchen I S. 281.

Heute back ich, morgen brau ich,
Übermorgen hol ich der Königin ihr Kind;
Ach wie gut ist, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!

Als die Königin seinen Namen nennt, packt er seinen linken Fuß und reißt sich selbst mitten entzwei. Hiermit kann man als wenig verschiedenes Seitenstück das Märchen von Purzinigele bei Zingerle[1] und das würtembergisch-schweizerische Kinderspiel vom Gewehrli (oder Querli) Männli vergleichen.

Ähnlich ist auch folgende von Julius Rodenberg[2] erzählte Sage. 'Seit dem Jahre 1436 begann der Untergang der Ortschaften längs der Westküste (der Insel Sylt). Heidnische und christliche Erinnerungen vereinen sich in den Sagen von ihrem Untergange. Da war nämlich der Meermann Ekke—der Aigir oder Ägir der nordischen Mythe—der sich in eine Sylter Jungfrau verliebte. Der Umgang mit dem finstern Gotte des stürmenden Elementes ward aber dem Menschenkinde, welchem er unter einer fremden Gestalt erschienen war, unheimlich und es bat um seine Freiheit ... Ekke gab sein Opfer nicht frei; aber sie solle frei sein, wenn sie ihm seinen vollen Namen zu sagen wisse. Lange wanderte sie nun allein am Meere hin und durch die Dünen, bis sie in der Nacht, die sie geängstet durchschritt, einen Gesang vernahm, der aus der Tiefe eines Sandhügels zu kommen schien und mit dem Winde westwärts zum Wasser wanderte:

Heute will ich brauen,
Morgen will ich backen,
Übermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Ekke Nekkepenn;
Meine Braut ist Inge von Rantum,
Und das weiß niemand als ich allein.

Das Mädchen war erlöst und als der Meermann wieder kam, da sagte sie: "Du heißest Ekke Nekkepenn und ich bleibe die

[1] Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 36. Purzinigele ist ein Elbenname nach desselben JvZingerle Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., Innsbruck 1871 S. XII. [2] Stillleben auf Sylt 3. Aufl., Berl. 1876, 88 f.

Inge von Rantum." Da kehrte der Meermann zu Ran, seiner Gemahlin, der er lange untreu gewesen, zurück, und sie—die Mutter der Wellen und Stürme, der Überschwemmungen und Schiffbrüche - rächte sich an Sylt, und zerstörte Rantum und Eidum, und nagt an den Dünen von Hörnum in jeder stürmischen Frühlingsnacht, bis alles dahin sein wird.'[1] — Ein isländisches Lied erzählt,[2] daß ein Mädchen von einem Neck (Nix) entführt wird; als dieser aber verlangt, sie solle sich mit ihm verloben, sagt sie bloß:

'Sollst mich nicht locken und necken.'
Da entfloh er mit Schrecken.

Aber auch einen Ritter während des Kampfes beim Namen zu rufen hielt man für unheilbringend, wozu ein schwedisches Volkslied[3] einen Beleg bietet. In einem norwegischen Liede[4] weiht jemand ein wunderbares Roß dadurch dem Tode, daß er dessen Namen dem Feinde entdeckt, und wiederum in einem isländischen[5] wird erzählt, wie ein andres wunderbares Pferd, das über das Meer rannte, sobald sein Name genannt wird, diese Kraft verliert, seinen Reiter abwirft und sich selbst schwimmend rettet.

Ferner erwähn ich eine isländische Sage.[6] Ein junger Bauer gab seiner trägen Frau im Herbst ein Pack Wolle und hieß sie daraus den Winter über Zeug weben. Sie aber ging nicht an die Arbeit trotz der Scheltworte des Mannes. So rückt der Winter vor. Da kam ein altes Weib und bat sie um Arbeit; beide kommen überein, die Alte solle die Wolle bis zum Beginne des Sommers aufarbeiten, die Bäuerin aber

---

[1] Rodenberg fügt hinzu: 'So ungefähr berichtet mein Freund CPHansen, der Schullehrer von Keitum, in seinen Friesischen Sagen und Erzählungen'. In EOswalds Novelle 'Inge von Rantum' Frankfurt aM 1881) lautet S. 50 der Name nach einer andern Quelle Ekke von Hlésey. [2] Rosa Warrens, Norwegische usw. Volkslieder der Vorzeit 108 und 390. [3] Dieselbe, Schwedische Volkslieder der Vorzeit 286. [4] Dieselbe, Norwegische Volkslieder der Vorzeit 379. [5] Ebd. 111 u 390. [6] Konrad Maurer, Isländ. Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860, 42.

dafür bei Ablieferung des gewebten Stoffes den Namen der Alten sagen. Oft fragte der Bauer nach der Wolle, aber er erhielt zur Antwort, es werde alles zur rechten Zeit fertig sein. Als aber der Sommer nahe kam, ward die Bäuerin bange und erzählte ihrem Manne das Geschehene. Der Mann merkte, daß dies eine Riesin gewesen wäre, die sie in ihre Gewalt zu bringen suchte. Einmal wanderte er im Gebirg und hört ein eigentümliches Geräusch. Er tritt näher und sieht durch eine Felsspalte ein Weib, das webte und sprach für sich hin: 'Die Bäuerin weiß nicht, wie ich heiß, Gilitrutt heiß ich, Gilitrutt heiß ich.' Als sie die Wolle bringt und ihren Namen hört, stürzt sie zusammen, rafft sich aber dann auf, entflieht und läßt sich nicht wieder sehen. — Dahin gehört auch die Sage vom König Olaf.[1] Dieser will eine Kirche bauen, schöner und größer, als irgend eine vorhandene, aber es fehlen ihm und dem Lande die Mittel. Da erbietet sich ihm ein Riese, die Kirche zu bauen und verlangt als Lohn Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst. Als nur noch Dach und Spitze fehlen, wandelt Olaf über den bedenklichen Handel bekümmert durch Berg und Thal; auf einmal hört er in einem Berge ein Kind weinen und eine Riesenfrau beschwichtigt es mit den Worten: 'Ziß, ziß, morgen kommt dein Vater Wind und Wetter und bringt Mond und Sonne oder den heiligen Olaf selbst.' Es war über den Namen nichts ausgemacht, aber Olaf weiß, daß er mit diesem Namen die Macht des bösen Geistes vernichten kann, und so kehrt er erfreut heim und findet die Spitze eben aufgesetzt. Da ruft Olaf: 'Wind und Wetter, du hast die Spitze schief gesetzt.' Da fiel der Riese mit entsetzlichem Krach herab und zerbrach in Stücke.[2] Die ähnlichen Sagen vom Riesen Skalle in Norwegen und vom Riesen Finn in Schonen übergeh ich. Daran aber will ich erinnern, daß auch die Sphinx, sobald das verborgene Wort gefunden ist, sich ins Meer stürzt. Solche fabelhafte und rätselhafte Scheusale können

---

[1] Grimm, Myth. 317 f. Simrock, Deutsche Myth. 1 Aufl. 61; 6. Aufl. 56. [2] Vgl. auch 'Zistel im Körbel' in Zingerles Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 2.

eben nur in der Nacht des Nichtwissens bestehen, die Sonne der Erkenntnis macht ihrem Scheindasein ein Ende, wie ein Rätsel mit seiner Lösung aufhört ein Rätsel zu sein. — Anderseits können unselige Geister, als welche zB. die Kobolde gelten, den Namen Christus nicht aussprechen:[1] sie haben Christus eben nicht erkannt.

Klaus Groth[2] schreibt: 'Nach dem Volksglauben muß ein Werwolf, dh. ein Mensch, der zu Zeiten als Wolf umgeht — was für bösen Zauber, aber auch für ein schweres unheilbares Leiden gilt — seine natürliche Gestalt wieder annehmen, sobald er erkannt und bei seinem rechten Namen angeredet wird, und ist dann dem Tode verfallen', und er verweist auf seine Sagen, Märchen und Lieder Nr. 318, 3, 319.[3] In Göthes aus der ersten Bearbeitung des Götz von Berlichingen stammenden Zigeunerliede[4] laufen die mit Namen gerufenen Werwölfe bloß unter Heulen davon, wenigstens verschweigt der Dichter das Übrige. Und sogar in den von Jülg herausgegebenen mongolischen Märchen findet sich in der fünfzehnten Erzählung ein Seitenstück dazu. Auch einen Nachtwandler darf man nicht beim Namen rufen, was freilich auch noch andre Gründe hat. Ferner teilt Medikus[5] mit: 'Früher hatte man vor solchen Raubtieren, wie Wolf und Bär, den einzigen, welche in Europa dem Menschen zu Leibe gehen, eine so abergläubische Furcht, daß man sie gar nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen wagte, sondern ihnen ganz andre gab, zB. Holzhund oder Untier [auch Goldfuß, Hölzing, Wulch[6]] für Wolf. Man glaubte, die Tiere hörten es, wenn man sie nenne, durch eine Art Zauber überall, wo sie gerade wären, und es käme eines herbei um den Frevler anzupacken und aufzufressen. Daher stammen solche Sprichwörter wie: "Wenn man vom Wolfe redet, guckt er über die Hecke."' Als der Grund vergessen war,

---

[1] Köhlers Sagenbuch des Erzgebirges Nr. 212 Anm. nach Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld Nr. 32. [2] Quickborn 135. [3] Vgl. RAndree, Ethnograph. Parall. 63 f. [4] Werke I 124 = I 97 f. Hempel. [5] Das Tierreich im Volksmunde 111. [6] Illustrierte Ztg. 1883 Nr. 2071 S. 211.

sagte man freilich auch und sagt noch jetzt: 'Wenn man den Esel nennt, kommt er auch gerennt.' Ebenso erscheint der Teufel, wenn man ihn nennt—dh. wenn man mit seinen Gedanken bei der Sünde verweilt, verfällt man ihr—weshalb man seinen Namen durch drei Kreuze, durch 'Gottseibeiuns' usw. ersetzte und gelegentlich wohl auch in der Schrift das Wort durch T*** oder T— vermied.[1] Auch bei den alten Römern war es wohl Furcht, was sie bewog die Seelen der Abgeschiedenen manes 'die Guten' zu nennen, wie sie in der deutschen Mythologie 'die Holden' heißen,[2] und dieselbe Bewandtnis hat es mit dem Namen Eumeniden 'die Huldvollen', wie die Griechen die Rachegöttinnen nannten, um nicht Erinnyen zu sagen.[3] Aus demselben Grunde hießen sie auch die namenlosen Göttinnen.[4] Im allgemeinen nimmt die griechische Religion an, daß die Götter es hören, wenn man sie im Gebete mit ihrem Namen anruft. Einmal jedoch[5] haben die Namen der von Achilleus angerufenen Windgötter Boreas und Zephyros nicht die Kraft bis zu den Göttern zu dringen, sondern Iris muß diese erst rufen. Eine wunderbare Wirkung des Namens spricht sich auch in dem weit verbreiteten Glauben aus, daß, wenn mein Ohr klingt, von mir gesprochen werde.[6]

Überhaupt ist ja der Glaube allgemein, daß durch ein Wort Geister heraufbeschworen und gebannt werden: ich will nur an Göthes Zauberlehrling erinnern. Und auch sonst verrichtet man Zauber durch Worte.[7] In Grimms Märchen vom süßen Brei[8] lauten die Zauberwörter 'Töpfchen koche' und 'Töpfchen steh', in einem andern[9] 'Zicklein meck, Tischlein deck' und 'Zicklein meck, Tischlein weg', in einem dritten[10] 'Tischlein deck dich', 'Bricklebrit' und 'Knüppel aus dem Sack', usw.

---

[1] Vgl. Aug. Kopisch 'Der schlesische Zecher' in meinem Liederbuche Pan Nr. 177. [2] Preller-Jordan, Röm. Myth. 3. Aufl. I 83. [3] Vgl. jetzt auch OWeise, Charakteristik d. lat. Sprache § 121. [4] Eur. IT. 944. [5] Hom. Il. XXIII 198. [6] IvZingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl. Innsbruck 1871 S. 29 Nr. 194. [7] Sehr fein angedeutet wird die Zauberwirkung der Worte in GFreytags Verlorner Handschrift I S. 49. [8] II 90. [9] II 212. [10] I 182.

Mephistophles selber bedarf solcher Wörter.[1] Lateinische Zauberwörter sind ista pista sista und daries dardares astastaries,[2] alle feierlich gefaßt. Daher kommt es auch, daß das lateinische Wort carmen, Zauberformel, für Zauberei im allgemeinen gebraucht wird.[3] Auch wird jedem Leser hier das alte Abrakadabra einfallen, von dem Dr. Mises[4] sagt: 'Gewiß ist es ein überaus kräftiges Wort, nur weiß man nicht, wofür.' Je unverständlicher solche Wörter sind, desto gewaltiger wirken sie auf die Einbildungskraft, desto zäher haften sie auch im Gedächtnis: als ich das geheimnisvolle Hauffsche Zauberwort Mutabor in das verständliche mutábor ändern mußte (s. oben S. 22), da fühlt ich eine gewisse Ernüchterung, wie der Knecht Rupprecht bei den Kindern seinen geheimnisvollen Zauber verliert, sobald der Vater hinter der Maske erkannt ist.

Auch die Behexung geschieht nach dem Volksglauben meist durch Zauberworte und zwar muß das Wort leise oder laut wirklich ausgesprochen werden und es muß ganz genau richtig sein: ein falsches Wort hat keine Wirkung.[5] Seine Wirkung aber übt ein solches Wort, auch wenn sie nicht beabsichtigt ist. Daher der Glaube an Omina, an glück- und unglückverkündende Worte. Wenn im griechischen und römischen Altertum ein Wort fiel, das als gute Vorbedeutung aufgefaßt werden konnte, so glaubte man sich des guten Erfolges dadurch versichern zu können, daß man rasch sagte: 'Ich nehme das Wort als gutes Vorzeichen.' Bekannt ist hier der Zug von außer-

---

[1] Göthe XI 62. 63. [2] Cato De re rust. 160; Kehr, Quaestiones magicae. Progr. Nr. 255, Hadersleben 1884, S. 14; eine lange altlateinische sinnlose Zauberformel s. in Fleckeisens Jahrbüchern f. Philol. 1884, 833; vgl. auch Plin. N. h. XXVIII 10 und Preller-Jordan, Röm. Myth. 3. Aufl. S. 127 ff; über griechische Zauberformeln vergleiche man KWessely in den Wiener Studien VIII 175 ff. und desselben Philologen Ephesia Grammata (Wien 1886) nebst OCrusius' reicher Besprechung dieses Buches in der Wochenschrift für klass. Philol. 1888 Nr. 36. Über das Zauberwesen der alten Skandinavier vgl. ICPöstion in seiner Übersetzung der Fridthiofssaga S. 85 Anm 30. [3] Ovid Met. VII 148. 167. 424 uö. [4] Vier Paradoxa, Leipzig 1846, 75=Kleine Schriften 308. [5] Grimms Märchen II 261.

ordentlicher Geistesgegenwart, der von Alexander dem Großen erzählt wird.[1] Als am Morgen vor der Schlacht bei Issos sein Freund Hephästion zu ihm eintrat und aus Versehen 'Lebewohl' sagte statt 'Guten Morgen', erschraken alle ob des schlimmen Vorzeichens, und nicht am wenigsten Hephästion selber. Der König aber sagte: 'Ich nehme deinen Gruß als gutes Vorzeichen, denn die Verwirklichung deines Wunsches "Lebe wohl" hat den glücklichen Ausgang der Schlacht zur Voraussetzung.'

Die Forderung aber des ausdrücklichen Aussprechens geht noch weiter. Bei den alten Dichtern, namentlich bei Homer, fühlen sich die Götter meist veranlaßt, fast möcht ich sagen verpflichtet, einen Betenden zu erhören, wofern sie nicht selbst vorher anders beschlossen haben;[2] aber es bedarf auch des ausgesprochenen Gebetes: sie greifen gewöhnlich nicht eher ein, als bis das Gebet gesprochen ist.[3] Eine Ausnahme machen sie fast nur bei ihren erklärten Schützlingen.

In andern Fällen schadet das Aussprechen und muß vermieden werden. Wenn man beim Erblicken einer Sternschnuppe oder auch einer Schecke sich etwas wünscht, so geht der Wunsch in Erfüllung: man darf ihn aber nicht aussprechen.[4] Gst. Meyer erzählt in seinem reichen und höchst anziehenden Buche Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde[5] folgendes indische Märchen: Tulisa, die schöne Tochter eines Holzhauers wurde eines Tages aus einem verfallenen Brunnen von der Stimme eines Unsichtbaren gefragt, ob sie sein Weib werden wolle. Ihre Eltern willigten ein, da ihnen großer Reichtum in Aussicht gestellt ward. Tulisa lebte mit ihrem Gatten, den sie nur des Nachts sah, sehr glücklich. Eines Tages ließ sie

[1] Lukian, Pro lapsu inter sal. 8. [2] Dies letztere ist der Fall Hom. Il. II 411—419 (vgl. V. 6), III 297—302 (weil Zeus Achilleus ehren will), VI 304—311 und 475 ff. (vgl. 1—68), XII 162—174 uö. [3] Hom. Il. I. 35—43. 351—357. 450—457. 502—527. V 114—121. X 273—295. 458 ff. XXIII 769 ff. uö. Od. IV 752 f mit Ameis' Anmerkung zu ἔπειτα und 761—767; Ovid Met. VI 264. VIII 350. IX 700 uö. Propert III 28 (30), 11 f. [4] So im Harz, in Thüringen und Sachsen. In JvZingerles Sitten usw. des Tiroler Volkes, 2. Aufl. 119 Nr. 1069 ist diese Bedingung nicht erwähnt. [5] Berlin, 1885, 204.

sich von einer alten Frau, die sie besuchte, überreden, ihren Mann bei der nächsten Zusammenkunft um seinen Namen zu fragen; er beschwor sie, davon abzustehen, aber sie beharrte auf ihrem Verlangen. Da führte er sie ans Ufer des Flusses, stieg langsam ins Wasser, immer von neuem bittend, bis nur noch Kopf und Schultern sichtbar waren. Als sie auch da noch beharrte, rief er: 'Mein Name ist Basnak Dau' und dabei erschien ein Schlangenkopf auf dem Strome. Tulisa stand in ihren alten zerlumpten Kleidern da, der Palast war verschwunden. Nach langer Wanderung mußte sie der bösen Schwiegermutter ihre Dienste anbieten; nach glücklicher Lösung ihrer Aufgaben, wobei ihr Tiere behilflich waren, wurde sie mit dem erlösten Gatten vereinigt. Den tiefern Sinn dieses Märchens, das lebhaft an den griechischen Mythus von Semele erinnert, muß ich hier leider unerörtert lassen. Bei den alten Römern durfte der Jupiterpriester (flamen Dialis) eine Ziege, rohes Fleisch, Epheu und Bohnen nicht berühren, aber auch diese Namen nicht aussprechen, und bei den Römern wie bei den Griechen konnten heilige Handlungen durch ein Unheil bedeutendes Wort unwirksam gemacht werden; daher die Aufforderung der Priester vor solchen Handlungen, die Anwesenden möchten schweigen. Jäger werden sehr ungehalten, wenn man ihnen beim Auszuge auf die Jagd 'Glück' wünscht; man muß sagen 'Weidmanns Heil'. Anders steht es natürlich um wirklich sündhafte Worte, um Überhebungen, die den Zorn und Neid der Götter hervorrufen und die die Nemesis straft; daher fügt das Volk, wenn es sich oder einen andern glücklich preist, ein 'unbeschrieen, unberufen' hinzu und die alten Griechen sagten in diesem Falle 'ich bezeige der Nemesis (oder dem Neide) meine Verehrung.'[1]

Da ich hier vom Vermeiden gewisser Wörter rede, muß ich noch eine Thatsache erwähnen. Bekannt ist, daß viele Naturvölker sich scheuen Wörter zu gebrauchen, aus denen der Name eines verstorbenen Verwandten gebildet war. H. Rink[2] sagt von

[1] Vgl. die Wörterbücher unter προσκυνέω. [2] Petermanns Geogr. Mitteilungen 32 (1886) 84 f.

den Eskimos Ostgrönlands: 'Es scheint hier strenger noch als anderswo vermieden zu werden solche Namen auszusprechen, so daß für Gegenstände, von denen der Name genommen ist, selbst wenn sie zu den in der täglichen Rede am häufigsten genannten gehören, ein neues Wort gewählt werden muß. Anderseits wird es aber doch gleichfalls für ebenso wichtig angesehen, daß ein Kind nach dem Verstorbenen benannt wird. Es ist, als dächte man sich den Menschen aus drei bis zu einem gewissen Grade selbständigen Teilen bestehend, nämlich Seele, Körper und Name. Letzterer lebt in dem Namensvetter fort und wacht über die Ehre des Verstorbenen.' Da haben wir eine ähnliche Selbständigkeit des Namens, wie in Zoroasters Honover (oben S. 140) und ein laut redendes Zeugnis dafür, wie hoch das Volk von dem Namen denkt. Es wird uns in der That schwer die ganze Tragweite zu ermessen, die der Name, das Wort im Volksbewußtsein hat und nicht bloß bei den alten Völkern und bei den Naturvölkern, sondern auch bei uns und zu unsrer Zeit. Behexung freilich findet außer durch Worte auch durch den bösen Blick statt, aber dieser hat nur die einseitige Kraft, daß er schadet. Bei Aulus Gellius[1] lesen wir, 'daß auch eine Verderben bringende Verhexung durch die Augen möglich sei, und es wird berichtet, daß es unter den Illyriern Menschen gebe, die durch ihren Blick alle töten, die sie längere Zeit scharf und zornig anblicken und alle solche mit so bösem und schrecklichem Blicke behaftete Männer und Frauen hätten in jedem Auge zwei Pupillen.' Der böse Blick also kann nur schaden, das Wort verrichtet tausendfache Wunder.[2] Heißt es doch im Psalm:[3] 'Spräch ich: "Finsternis möge mich decken", so muß die Nacht auch Licht um mich sein': es wird also vorausgesetzt, daß das Wort 'Finsternis möge mich decken' wirklich Finsternis herbeiführen könne.

Daß man ferner sein Herz erleichtert, wenn man das, was darauf lastet, gegen einen andern ausspricht, hat nicht bloß in

---

[1] IX 4, 8. [2] GAndree, Ethnograph. Parall. 35 ff., Grimm, Deutsche Myth., 1. Aufl. 624. [3] 139, 11.

der wohlthuenden Teilnahme dieses andern seinen Grund, vielmehr wirkt das Aussprechen auch unmittelbar und an und für sich nach dieser Richtung.[1] Deshalb war es im Altertum, besonders bei Frauen, Sitte, was das Herz beschwerte, was man aber andern nicht sagen durfte, laut in der Einsamkeit auszusprechen.[2] Ein hübsches Beispiel hiervon erzählt Ovid:[3] Apollon hatte dem Phrygierkönig Midas wegen eines thörichten Urteils über Musik Eselsohren wachsen lassen, die dieser unter der hohen morgenländischen Mütze, der Tiara, verbarg. Niemand erfuhr davon als der Barbier, der ihm das Haar zu schneiden pflegte. Das Geheimnis bekannt zu machen wagte dieser nicht, aber verschweigen konnt er es auch nicht; es drückte ihm das Herz ab, denn schon im Altertum galten Barbiere als höchst geschwätzig.[4] So ging er denn in die Einsamkeit, machte eine Grube in die Erde, flüsterte das Geheimnis hinein und füllte dann die Grube wieder aus. Darauf ging er erleichterten Herzens heim. Über die Grube aber wuchs Rohr und dieses flüsterte vom Winde bewegt unaufhörlich 'Midas hat Eselsohren'. So ward das Geheimnis der Welt bekannt.[5] — Im Harz ist nach einer handschriftlichen Aufzeichnung Friedrich Drosihns unter dem Volke der Glaube verbreitet, daß irgend ein Leiden durch die Klagen des Behafteten gegen einen andern auf diesen übergehe. Daher die Redewendung 'einem etwas anklagen'.[6] Das zu verhindern giebt der Klagende sich den Anschein, als klage er sein Leiden den Steinen und sagt gleich beim Beginn seiner Klage: 'Steine klat'. Ferner sagt RSprenger:[7] Zu der Stelle aus Tell: 'Was auch den Stein des Felsens

[1] Daher bezeichnet Euripides IT. 43 dies Aussprechen geradezu als *ἄκος*. [2] *Λέγειν πρὸς αἰθέρα, πρὸς τὸν ἥλιον, γῇ τε κοὐρανῷ λέξαι, ἡλίῳ δεικνύναι*, efferre sub auras: Soph. El. 425 mit dem Schol., 634 ff., Eur. IT. 43 mit Köchlys Anmerkung; Med. 57 ff. [3] Met. XI 174—193. [4] Vgl. Passows Wtb. unter *κουρεύς*. [5] Dieselbe Geschichte wird von den Portugiesen und von den Mongolen als Märchen erzählt: Gust. Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde, Berlin 1885, 190. [6] Diese Bedeutung kennt auch Grimms Wtb. unter 'anklagen' am Schluß. [7] Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht V 274.

muß erbarmen' bemerke ich, daß dieselbe auf alte Volksanschauung zurückgeht. JGrimm schreibt D. Myth. 2. Aufl. S. 595, wo er das Anvertrauen von Geheimnissen an den Ofen bespricht: 'Auf ähnliche Weise wird der mütterlichen Erde, einem Stein, einer Pflanze geklagt und gebeichtet'; vgl. auch HvKleist: 'Ach daß ich einem Schäfer gleich mein Lied den Felsen klagen muß' sowie Shakespeare Tit. Andron. III 1, 37: I tell my sorrow to the stones.

Doch zurück zu den oben erzählten Beispielen, in denen der böse Geist durch Kenntnis seines Namens unschädlich gemacht wird. Die Deutung dieses Zuges der Volkssage liegt nahe. Was ich benennen kann, das hab ich erkannt, denn das Volk betrachtet das oben (S. 50) erwähnte Problem des Soui als gelöst: nach ihm trifft der Name überall das Wesen der Dinge so genau, daß wir mit dem Namen zugleich den Einblick in das eigentliche Wesen der Dinge besitzen. Durch meine Erkenntnis eines Dinges aber unterwerf ich mir dies Ding, werde Herr darüber, mache mir es dienstbar. So wird auch dem Bösen—und das Böse wird ja eben durch Rumpelstilzchen und die Riesen und den Teufel vertreten—seine Macht geraubt, wenn man es klar erkannt hat. Das Volk steht hier auf der Seite derjenigen Theologen und Religionsphilosophen, die da lehren, daß niemand, der eine klare Erkenntnis von dem Wesen der Sünde und ihrer Bedeutung hat, derselben verfallen könne, daß der klaren Erkenntnis gegenüber die Lockung der Sünde machtlos sei und alles Sündigen eine mangelhafte Erkenntnis des Wesens der Sünde voraussetze. Wohl ist es wahr, daß die Worte der Medeia in dem gleichnamigen Stück des Euripides,[1] die auf ihr Vorhaben gehen ihre Kinder zu ermorden,

> Wohl weiß ich, welchen Greuel ich vollbringen will,
> Doch stärker als die Einsicht ist des Zornes Wut,

daß diese Verse im ganzen Altertum hochberühmt waren und es könnte scheinen, als ob sie für das Gegenteil des hier Behaupteten zeugten; in welchem Sinne sie aber berühmt waren,

---

[1] V. 1078 f. nachgeahmt von Ovid Met. VII 92.

darüber belehrt uns Galenos,[1] der sagt, der Dichter zeichne damit Medeia als rohe Barbarin. Daß der klaren Erkenntnis der Sünde gegenüber diese machtlos ist, das drückt unser Luther so schön aus mit einem Worte, das wieder auf die Volksanschauung zurückweist, wenn er von dem Fürsten dieser Welt sagt 'ein Wörtlein kann ihn fällen.' Diese Ansicht, die einer der edelsten Denker, der große Sokrates, so gewaltig betonte, daß seine Sittenlehre dadurch entschieden einseitig ward, ist wiederum wesentlich die des philosophischen Idealismus, mit dem also auch hier wieder das Volk Hand in Hand geht. Das Volk zeugt gegen den Sensualisten Gorgias, der behauptete: 'Wenn wir das Sein auch erkennen könnten, so könnten wir es doch nicht aussprechen.'[2] Ich weiß wohl, daß diese Ansicht des Idealismus, die auch Schelling vertritt, zB. in den Worten:[3]

> Wüßt nicht, warum vor der Welt mir sollt grausen,
> Da ich sie kenne von innen und außen,

daß diese Ansicht nicht von allen geteilt wird, und doch spricht für sie die Erfahrung auf außerethischem Gebiete mit großer Entschiedenheit. Alles Unheil, das wir nicht klar erkennen, wirkt mit einer dämonischen Macht auf uns, mit einer weit stärkern Macht, als das voll erkannte Unheil, selbst wenn dieses viel größer wäre.

Ich kann es mir nicht versagen, hier eine Stelle aus Thomas Abbts bekanntem Buche Vom Verdienste herzusetzen. Er sagt dort in dem Abschnitte 'Von der Stärke der Seele' folgendes. ' . . . Dagegen darf ich die Herzhaftigkeit nicht ausschließen, welche, wenn ich so sagen darf, gegen unbekannte, aber nahe, heimliche Gefahren sich ermannet; welche sich äußert, wenn Gefahren rings um uns her flattern, ohne daß wir eigentlich den Ort wissen, von da aus sie uns anfallen werden; welche sich hervorthut, wenn die Schrecknisse von ferne, aber unfehlbar im Anzuge sind und kein Mittel ist, ihnen auszuweichen. Mir däucht, daß diese Herzhaftigkeit weit größer

---

[1] V 307 K. [2] Vgl. oben S. 95 f. [3] Werke 1. Abt. 4. B. S. 546.

sei, als die andre, welche mit einer sichtbaren und gewissen Gefahr handgemein wird. Sie sind nicht einmal beide immer zusammen in jeder Brust gegenwärtig, weil manche Seelen durch die Ungewißheit und Unsichtbarkeit der Gefahr weit mehr außer ihrer Fassung kommen, als durch den nahe drohenden Tod. Daher ist es begreiflich, wie der Soldat, dem das Herz beim Angriffe einer Batterie nicht viel merklicher als sonst klopfet, dagegen bei einem heraufsteigenden Gewitter zagen könne. Man sehe die zehntausend Griechen, die Hilfstruppen des unglücklichen Cyrus, mitten im tiefsten Persien: ihr Soldherr tot, folglich die Sache, für die sie stritten, zum Vorteil des Feindes entschieden, unzählbare Feinde um sich her, keinen Freund nirgends, — verraten, abgeschnitten, eingeschlossen durch Berge: die Natur selbst schien sich wider sie erklärt zu haben: ohne Wegweiser, ohne Lebensmittel; eine ungeheure Strecke vor sich zu durchwandern, die unwegsamsten Gebirge: welche Nacht brachten sie zu! Sie stritten nicht: das wäre eine Wohlthat gewesen, die Gefahr so feste und gerade vor sich zu haben: sie schlummerten zu einem fürchterlichen Aufwachen. Der edle junge Mann,[1] der sich zum Streit aufs schönste putzte, um an seinem Siegestage oder Sterbetage geschmückt zu sein, er allein richtete sie wieder auf: ihre Herzhaftigkeit ermannte sich – ward glänzend; —ist nun verewiget.' Weitere Beispiele dazu bietet die Geschichte in reicher Fülle. Als im Jahre 413 vChr. die ersten dunkeln Gerüchte von der Niederlage der Athener auf Sicilien nach Athen gelangten, hat wohl niemand sich das Unglück so entsetzlich vorgestellt, wie es sich nachher erwies. Dennoch war die Seele der Athener viel wilder bewegt, als nachher, wo das Unglück in seiner ganzen, vollen Ausdehnung, aber in klaren, bestimmten Berichten vorlag; und nie vielleicht war die Aufregung dieses Volkes größer als 415 zur Zeit der Hermenverstümmelung, wesentlich deshalb, weil man nicht wußte, was für ein Unglück denn eigentlich vorlag oder drohete. So stellt die vergrößernde Phantasie in der Nacht jede herannahende

---

[1] Er meint bekanntlich Xenophon aus Athen.

Gefahr weit größer und grauenhafter vor, als der helle Tag sie jemals bringen kann. Darauf rechnete Hannibal, als er bei Kasilinum die Römer dadurch schreckte, daß er bei Nacht Rinder mit brennenden Reisigbündeln an den Hörnern die Thalabhänge hinauftrieb.

Rückblick.

Blicken wir auf das Besprochene zurück, so haben wir an einer eng begrenzten wissenschaftlichen Frage gesehen, wie das Volk in seinen Äußerungen darüber namentlich in drei Punkten eine ganz bestimmte und, wie ich glaube, entschieden wahre Ansicht vertritt: erstens, daß nicht ein zufälliges, sondern ein notwendiges Band den Namen an den Gegenstand fesselt, der ihn trägt; zweitens, daß alles, was ist, auch müsse benannt, dh. erkannt werden können und daß umgekehrt das, was nicht ist, auch keinen Anspruch auf einen Namen hat; drittens, daß mit der Benennung dh. Erkenntnis eines Dinges der Mensch sich dies Ding unterwirft, Gewalt darüber gewinnt.[1] Von diesen drei Wahrheiten gilt freilich, daß sie keineswegs allgemein anerkannt sind, aber gerade dieser Umstand macht die Ansicht des Volkes wertvoll. Herrschte nur eine Stimme darüber, daß es wirklich Wahrheiten sind, so wäre die Ansicht des Volkes zwar immerhin eine willkommene Bestätigung, sie könnte aber nicht so schwer in die Wagschale fallen, wie sie es gegenwärtig thut. Und sodann gilt von diesen Wahrheiten, daß sie wichtig sind. Keine philosophische Betrachtung der Sprache, ja kaum eine empirische, die echt wissenschaftlich sein will, darf diese Fragen unerörtert lassen und muß also auch mit der vom Volke vertretenen Ansicht, wenn sie sie nicht teilt, sich wenigstens auseinandersetzen.

Von den Volksanschauungen überhaupt aber haben wir in der Einleitung gesehen, daß und warum Wert auf sie zu legen

[1] Jesaias 43, 1: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.

ist. Freilich hat das Volk nicht wissenschaftliche Studien über die Sprache gemacht, aber es hat praktisch die Sprache geschaffen, lebt und webt in der Sprache und bildet sie weiter. Nun ist zwar der Theoretiker durchaus berechtigt die theoretischen Ansichten eines Praktikers mit zweifelndem Blicke zu betrachten. Aber theoretisch äußert sich das Volk auch gar nicht über die Sprache, sondern rein praktisch: seine praktischen Ansichten hab im vorliegenden Fall ich erst durch Deutung und Schlüsse in Theorie umgesetzt. Vor den praktischen Ansichten aber eines erfahrnen Praktikers wird ein verständiger Theoretiker immer Hochachtung haben müssen. Ein solcher Praktiker hat ein Auge für Dinge, die dem Theoretiker gar zu leicht entgehen. Dieser ist nur allzu geneigt ins Blaue hinein zu philosophieren und muß deshalb sich immer aufs neue am wirklichen Thatbestande, wie ihn der Praktiker ins Auge faßt, zu orientieren suchen. Der Theoretiker gleicht der Phantasie, der Praktiker der Sinnesthätigkeit: jene gerät im Traume, wo die Sinne unthätig sind, sofort ins Abenteuerliche und Unmögliche, während im Wachen die Sinne eine heilsame Zügelung ausüben. Oben hab ich gesagt, daß die Ansichten des Volkes auf seinem gesunden Instinkte, auf seinem natürlichen Takte und einer Ahnung des Wahren beruhen, die mehr durch das Gefühl, als durch den Verstand vermittelt wird. Diesen Instinkt, diesen Takt wolle man doch ja nicht unterschätzen. Nicht mit Unrecht sagt ein deutscher Schriftsteller: 'Wir wären geistreicher, wenn wir aufrichtiger wären.' Das Volk ist eben nicht, wie der Überbildete, der es kaum noch wagt sein natürliches Gefühl laut werden zu lassen, der sich sorglich hütet andern einen Blick in sein unverhülltes Innere zu gönnen; und das namentlich ist der Grund, warum jenes in seinem kindlichen Gemüte in Einfalt so manches sieht, was dem Verstande der Verständigen ewig verschlossen bleibt.[1]

[1] Vergl. Matth. 11, 25. 1. Kor. 1, 27.

Register.

Polle, Friedrich

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständl. Beitr. zur Beantwortung dieser Frage

Leipzig 1898